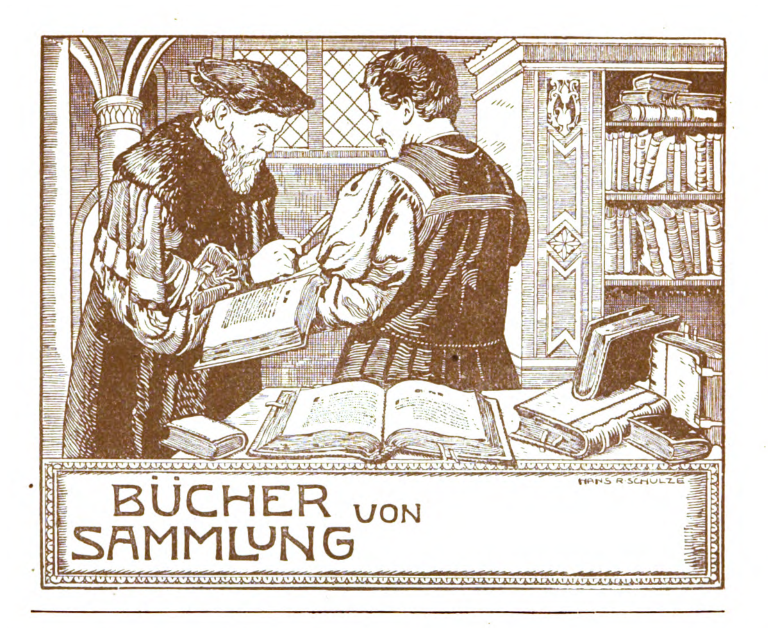
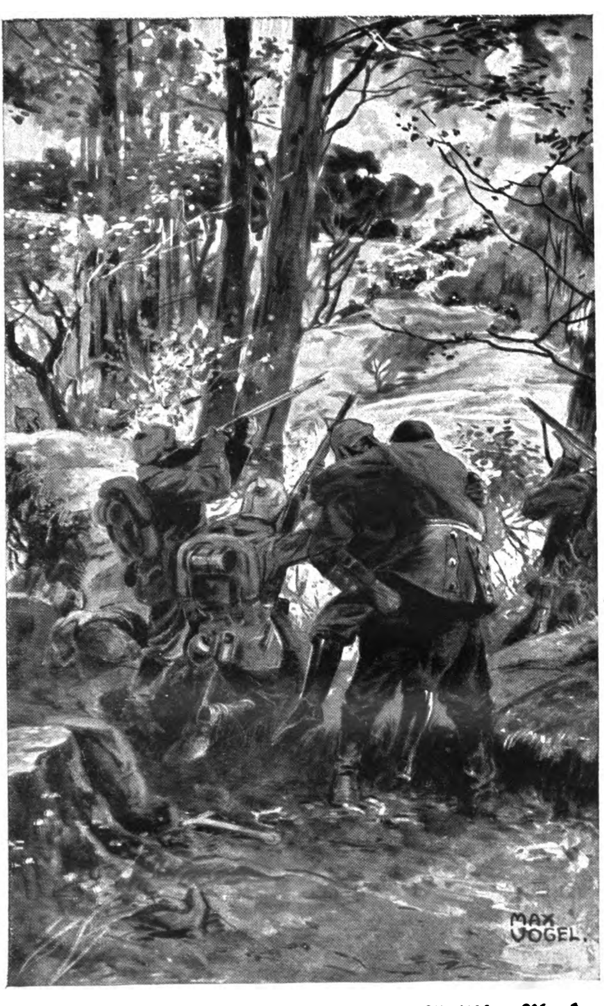
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens




HANS R. SCHULZE
BÜCHER VON
SAMMLUNG

Bibliothek
der Unterhaltung und des Wissens





Zu der Erzählung „Der Legionär" von Matthias Blank.
(S. 17)
Originalzeichnung von Max Vogel.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1915. Sechster Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis



Der Legionär

Eine Kriegsgeschichte von Matthias Blank

Mit Bildern von Max Vogel



Gelbflimmernd unter den steil niederfallenden Strahlen der grellen Mittagsonne dehnte sich der Wüstensand weithin aus. Dort, wohin die träumenden graublauen Augen des im Sande liegenden Fremdenlegionärs schauten, liefen ein paar wellenförmige Dünen hoch und zerschmolzen dann wieder in der endlosen Ferne des toten Sandmeeres zu einer geraden Linie, die in der hellen Farbe fast mit dem Weißblau des Himmels zusammenfloß.

Dorthin irrte der Blick von Robert Donnay.

Aber seine Augen sahen nichts von der Trostlosigkeit des nordafrikanischen Wüstenrandes. Seine Gedanken waren fortgeflogen — in eine weite Ferne, wo duftende Tannenwälder an Hügelketten emporkletterten, wo im Herbste der Laubwald in reichem Farbenschmucke leuchtete, wo auf großen, hochgelegenen Wiesenmatten um diese Zeit sogar noch der golden glänzende Ginster blühte. In einem stillen Tale standen friedliche Hütten, und der Wind trug den Klang der Glocken aus dem plumpen, eckigen Kirchturme fort über die Wiesen und Wälder.

Das sah und hörte der im glühenden Sande liegende Robert Donnay, der Fremdenlegionär, der das Abzeichen eines Sergeanten trug, an dessen Rock mehrere Auszeichnungen hingen, die er in den strapazenreichen Feldzügen in Tonkin und bei den Streifzügen nach der Oase Tidikelt und dem Saharagebiete El-Dschof gewonnen hatte. Aber damals, als er noch in jenen erträumten fernen Hütten, auf jenen Bergen gelebt hatte und gewandert war, damals war er noch nicht Robert Donnay gewesen.

Das war erst später gekommen.

Durch eigene Schuld! Ja — das wußte er.

Aber hatte er diese eine Schuld noch nicht schwer genug gebüßt? Seit acht Jahren nun schon ein Geächteter!

Aber immer wieder war in seinen Erinnerungen das stille kleine Dorf aufgestiegen, mit den Hügeln, Wäldern und Wiesenmatten. Wo er auch gewesen: in der Tropenpracht Indiens, in den Dschangeln, in der Öde von Ain-Sefra oder in der Wüste Igidi, in der Einsamkeit auf dem Meere — überallhin folgte ihm das stille Dorf, aus dem er geflohen war.

Hatte er nicht schwer genug gebüßt? Acht Jahre waren es fast, seit er diesen Rock trug, seit er dieser Robert Donnay geworden war, seit er in Hunderten von Gefechten schon dem Tode ins Auge gesehen, seit er den schwersten Gefahren getrotzt, und nicht für seine Heimat, sondern für fremdes Land. Oftmals hatte er in den umstrittensten Kämpfen nur den Gedanken gehabt, dabei sterben zu dürfen, jene mitleidvolle Kugel zu finden, die allem Grübeln ein Ende bereitet. Umsonst! Er war Sergeant geworden und trug Tapferkeitsauszeichnungen — als französischer Söldner, er, der ein Sohn echten deutschen Bodens war.

Acht Jahre in der Legion! Hunger, Durst, Kämpfe in glutvoller Hitze, Fieber, Gefahren überall!

Und war es nicht genug? Vielleicht gab man ihm noch mehr Ehren? Ihm, dem Sergeanten Donnay der Legion, dem Kämpfer von Hunghoa, von Luang-Prabang, von El Golea, von der Oase Bilma und von so vielen anderen Stätten.

Die Erinnerung an das Einst floh deshalb nicht.

Damals war er Robert Donnhart. Die Tat, die ihn aus der Heimat fortgejagt hatte, erstand wiederum wie schon so oft in seiner Erinnerung.

Damals war er glücklich gewesen. Die Liebe einer Mutter, die nur den einen Sohn hatte, gab ihm, was er sich wünschte; das vom Vater hinterlassene Vermögen ließ so viel Erhofftes erfüllen. Und weil die Mutter ihm jeden Stein aus dem Wege räumte, deshalb hatte er das Entsagen nie gelernt. Als ihm dann Lotte Wegener begegnet war in der Pracht ihrer jungen Jahre, mit ihrem golden leuchtenden Haar, da war in ihm jener Wunsch laut geworden, der einmal in jedem Herzen auflodert, in Flammen emporschlägt, der den Besitz der Geliebten mit aller Leidenschaft begehrt.

Und dieser stürmische Wunsch war der erste, den er sich nicht erfüllen konnte.

Lotte Wegener liebte ihn nicht. Sie hatte es ihm gesagt mit ruhigen, leidenschaftslosen Worten, sie hatte ihm jede Hoffnung genommen. Sie liebte einen anderen!

Da war der Haß in ihm laut geworden, der Haß gegen diesen einen, der ihm den Wunsch unerfüllbar machte, für den er alle anderen hingegeben hätte. Und dieser eine war der Förster Völker. In Gedanken wünschte er ihm den Tod. Als hätte er dann das Herz des Mädchens sich erzwingen können! Aber wenigstens sollte der Förster nicht besitzen, was auch ihm nicht gehörte.

Dann kam der Tag, den er nie vergessen konnte. In der steilen Schlucht waren sie sich begegnet, der Förster und er; kein Zeuge war in der Nähe. Der Zorn war in ihm aufgelodert, und er hatte dem Förster ein häßliches Wort zugerufen; er wollte Fritz Völker beschimpfen, als trüge er's selbst dann leichter, daß seine Leidenschaft an keine Erfüllung glauben durfte. Sonst war damals in ihm kein böser Wille. Der Förster gab eine ebenso schroffe Entgegnung. Er mußte es wissen, was vorgefallen war; in höhnenden Worten ließ er es fühlen. Die Erwiderung war noch heftiger. Dann hatte die Hand Fritz Völkers nach seiner Brust gegriffen. Er versuchte, ihn zurückzustoßen — das wußte er! Nicht er hatte zuerst geschlagen, sondern der Förster, nicht er, sondern Fritz Völker hatte ihn nach dem Abhange der steilen Schlucht gedrängt. Wohl hatte er das erste beschimpfende Wort gebraucht, aber der andere hatte zuerst zugepackt. Da verloren beide die Besinnung. Die Leidenschaft hatte die Blicke getrübt, die Leidenschaft hatte jedes Über-

legen ausgeschaltet. Und er war der Stärkere gewesen.

Erst als er den gellenden Schrei gehört hatte, als er den Körper des Försters taumelnd stürzen gesehen, da hätte er alles ungeschehen machen wollen — als es zu spät war.

Vor der Strafe war er dann nach Frankreich geflohen. Die Mutter mit ihm. Aber schon nach zwei Monaten war sie in Marseille gestorben.

Als Robert Donnay kam er zur Legion, war er ein anderer geworden, um mit einem neuen Leben zu beginnen. Als ließe sich die Vergangenheit nur durch diesen neuen Namen ungeschehen machen!

Acht Jahre schleppte er das Leben als Legionär fort. Und immer noch fielen die Schatten der Vergangenheit über seinen Weg. So war die Tat dadurch nicht gesühnt? Konnte sie je gesühnt werden?

Aber wußte er denn, ob der Förster tot war?

Wie oft schon waren seine Gedanken so weit gekommen. Eine Antwort hatte er noch auf keine der Fragen gefunden.

Auch diesmal nicht!

Er stand auf. Er wollte wieder Robert Donnay, der Sergeant der Legion, sein. Acht Jahre! Nach dem stillen Dorfe, nach den Bergwiesen mit dem goldenen Ginster, nach jenen Wäldern führte kein Weg mehr. ...

Dort lag Ain-Sefra, El-Areg und weit hinten der große Ahaggar mit Idelas am Wadi Igharghar. Das blieb seine Zukunft, in irgend einer Sanddüne einmal verscharrt zu werden.

Rascher, als es sonst seine Gewohnheit war, ging er auf die niederen weißen Häuser der spanischen Kaufleute zu, die hier außen lagen, an denen vorbei er in

die kleine afrikanische Stadt kam und zur Kaserne der Fremdenlegion.

Vor den Häusern standen leere Kisten, aus denen eben eingetroffene frische Warensendungen aufgestapelt worden waren. Papier lag umher. Das abgerissene



Stück einer Zeitung wehte ihm ein Luftzug gerade vor die Füße. Seine in den fortwährenden Kämpfen geübten Augen erkannten deutsche Buchstaben; deshalb hob er den Fetzen auf und steckte ihn ein.

Auf seinem Matratzenlager erinnerte er sich der Zeitung wieder. Sie mußte aus einer der am gleichen Tage eingetroffenen Kisten gefallen sein. Deutsche

Worte, deutsche Lettern! Vielleicht wußten sie ihm doch etwas zu sagen?

Er glättete das Papier. Deutsche Worte! Gerade heute, da er wieder die Heimat gesucht hatte.

Und er las:

„... Ruhe! Von allen Seiten erklang der Ruf. Die Gestalt des Kaisers oben auf dem Mittelbalkon des Schlosses richtete sich auf, und seine helle Stimme klang deutlich wahrnehmbar über den Platz hin: ‚Aus tiefem Herzen danke ich euch für den Ausdruck eurer Liebe und Treue. In dem jetzt bevorstehenden Kampf kenne ich in meinem Volke keine Parteien mehr. Es gibt unter uns nur noch Deutsche, und welche von den Parteien auch im Laufe des Meinungskampfes sich gegen mich gewendet haben sollte, ich verzeihe ihnen allen von ganzem Herzen. Es handelt sich jetzt nur darum, daß alle wie Brüder zusammenstehen, und dann wird Gott dem deutschen Schwert zum Siege verhelfen.‘ Und die Antwort der vielen Tausenden unten war zuerst ein Jubelrufen und dann das brausende, gewaltige Lied: Deutschland, Deutschland über alles. Der Kaiser nahm den Helm ab und hörte, die Hand der Kaiserin festhaltend, zu, bis der letzte Ton ...“

Da riß die Zeitung ab.

Was bedeutete das? Er starrte auf die Zeilen. Träumte er? Und er wendete das Blatt.

Da las er: „Die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung‘ meldet vom 31. Juli 1914 aus Berlin: Die Erklärung des Kriegszustandes war das Ergebnis einer Sitzung, die gestern mittag im Reichskanzlerpalais —“

Weiter las er nicht mehr. Krieg! Vom 31. Juli 1914. Vor vierzehn Tagen war es. Deutschland in Not! Der Kaiser hatte zu seinem Volke gesprochen. Der Kaiser! War dies nicht auch sein Kaiser? Immer

noch? Alle sollten wie Brüder zusammenstehen! — Alle! Gehörte er nicht auch dazu? Es war ihm, als hätte die Not seiner Heimat auch ihn gerufen, als hätte sie ihm deshalb die Worte seines Kaisers zugetragen. Wohl hatte er bisher in den vielen fremden Landen für die Trikolore gekämpft. Jetzt aber? Nahm ihn Deutschland noch auf? „Welche sich auch gegen mich gewendet haben sollten, ich verzeihe ihnen allen von ganzem Herzen.“ So hatte sein Kaiser gesagt. Und sein Ruf war selbst über das Meer gedrungen.

Der Sergeant richtete sich auf. Da und dort lagen Legionäre. Keiner achtete auf ihn. Da führte er das Papier, das ihm solche Botschaft gebracht, an die Lippen und barg es dann wie ein Heiligtum auf seiner Brust.

„Es gibt unter uns nur noch Deutsche.“

Auch er war einer geblieben! Sein neuer Name konnte das nicht austilgen, wie er die Vergangenheit nicht ungeschehen hatte machen können. Der Ruf der Not Deutschlands hatte ihn erreicht. Dorthin gehörte er jetzt! Wie eine Schmach fühlte er nun die Uniform des Legionärs.

Sein Kaiser! Nun begann er zu begreifen, warum die große Mehrzahl der afrikanischen Truppen eingeschifft worden war. Zum Kampfe gegen Deutschland! Die Kompanien aber, unter denen die meisten Deutsche waren, mußten zurückbleiben, denen wurde auch nichts von den Ereignissen drüben in Europa mitgeteilt.

Aber ihn hatte nun doch der Ruf seines Kaisers erreicht, der ihn in die Heimat rief.

Aber dorthin führte ihn nur ein Weg. Die Flucht! Dabei wußte er, welches Schicksal dem fliehenden Legionär drohte.

Seine Hand griff nach der Stelle, wo er die Worte seines Kaisers verwahrte.

Der Heimat helfen! Das wollte er! Dann aber, wenn er auch für das Vaterland sein Blut nicht opfern konnte, dann wollte er drüben in der Heimat vor den Gerichten sühnen, was vor acht Jahren geschehen war.

— — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen verkündeten drei Kanonenschüsse, daß ein Legionär entflohen war.

* * *

In den dunklen Vogesenwäldern, in die die besten französischen Truppen, die Alpenjäger, immer wieder eingedrungen waren, fanden die erbittertsten Kämpfe statt. Die Alpenjäger aus Savoyen und der Dauphiné hatten es in ihrer Heimat gelernt, jeden Felsen, jeden Stein und jeden Strauch als Deckung zu benützen. Dabei verstehen keine Truppen so zu klettern wie diese Söhne aus den Bergen. Wenn sie von stürmenden Truppen wirklich aus einem Höhenzuge verdrängt worden waren, dann sandten sie bereits wieder die ehernen Grüße von einem anderen Bergrücken.

Und abermals waren sie auf Schleichwegen von Belfort her in die Gebiete des großen Belchen und des Donon eingedrungen. Nur ein Kleinkrieg konnte gegen diese Mannschaften geführt werden, bei dem jedes Dorf, jede Hütte, jeder Bergwald neue Opfer forderte.

Aber die bayrischen Truppen hatten sich in diese Vogesenwälder ebensosehr eingenistet. Und sie, die am liebsten den Kampf mit dem Bajonett oder mit dem Gewehrkolben suchten, waren schon die Soldaten, es mit den Alpenjägern aufzunehmen.

Eine Brigade stand in einem dichten Walde in Bereitschaftstellung.

Der Gegner war noch in jeder Nacht zurückgegangen, um an jedem Morgen wieder eine neue Verteidigungsstellung einzunehmen, stets in vorzüglicher Deckung durch seine Gebirgsbatterien.

Die Brigade wartete auf ein Kommando. In den ersten Reihen lag auch Robert Donnhart, der einstige Legionär.

In dieser Kampfstellung dachte er kaum noch an die letzten Wochen zurück, an die furchtbaren Entbehrungen auf der Flucht gegen die Meeresküste, immer in Verstecken, die sonst nur von wilden Tieren benützt wurden. An der Küste hatte er sich aus einem schmutzigen Kabylendorfe ein Boot zu verschaffen gewußt, aus dem er dann von einem italienischen Schiffe aufgenommen worden war; auf diesem waren mehrere Deutsche gewesen, die auch nach der Heimat strebten, um dem Rufe des Vaterlandes zu folgen. Sie nahmen den einstigen Robert Donnay gern in ihre Reihen auf. Genua war glücklich erreicht worden, dann München, wo der nunmehrige Robert Donnhart durch Vermittlung der auf dem Schiffe gewonnenen neuen Freunde als Freiwilliger eingereiht und nach dem Kriegschauplatze gebracht worden war.

Nun war er wieder ein Deutscher!

Aus den Deckungen sprangen die Truppen auf. Zuerst galt es, über einen Kartoffelacker vor dem Wald hinüberzukommen, der gerade im Schußfelde zweier Maschinengewehre lag, die unaufhörlich ratterten. Rechts und links fielen die Leute. Das spornte nur zu um so schnellerem Laufen an. Drüben war ja wieder dichter Wald, der erneut Schutz gewähren konnte.

Kein Halten gab es. Mit aufgepflanztem Seitengewehr stürmten die Soldaten weiter. Eine steile Höhe kam. Vorwärts ging es.

Der Gegner wich; er fürchtete den Nahkampf mit den riesigen, sonnverbrannten Gestalten. Aber die Zahl der Stürmenden wurde dabei doch immer kleiner.



Was lag daran? Wenn nur der Sieg folgte!

Robert Donnhart sah seinen Offizier fallen — den letzten. Da rief er selbst den ihm folgenden Leuten

zu: „Vorwärts!“ Er schrie, als müßte die Lunge zerspringen. „Sie halten uns nicht mehr aus.“

Nur gegen vierzig Leute sah er um und hinter sich. Wenn in diesem Augenblick nicht einer voranstürmte, dann wankten vielleicht alle. Und er lief voran. Sein donnerndes Hurra widerhallte und riß den letzten mit. Kaum hundert Schritte trennten sie von der Höhe. Da kam Hilfe.

Von einer anderen Seite stürmten ebenfalls Feldgraue zur Unterstützung empor.

Noch stand ein Maschinengewehr oben, das Tod und Verderben aussandte. Zwanzig Schritte noch!

Ein Schuß riß Robert Donnhart ein Ohr weg. Da war er oben. Und mit ihm trafen auch die Stürmenden von der anderen Seite ein, die von einem Offizierstellvertreter geführt wurden.

Donnhart machte mit dem Bajonett den letzten Franzosen nieder, der eben das Maschinengewehr in einen Abgrund stoßen wollte.

Der Offizierstellvertreter eilte auf Donnhart zu: „Sieg!“ rief er noch — da sank er zusammen, von einer Kugel der fliehenden Alpenjäger getroffen.

Robert Donnhart beugte sich über den Gefallenen, der eben noch im letzten Augenblicke Hilfe gebracht hatte.

Das — das war ja Fritz Völker!

Er erkannte ihn gleich wieder — ihn, mit dem er damals gerungen, den er in die Schlucht gestoßen. Und eben der hatte ihm die Hilfe zugeführt!

Donnhart beugte sich tiefer. Da sah er an der rechten Hand des Bewußtlosen den Ehering, den goldenen Reif. So hatte er Lotte Wegener doch gewonnen. Etwas wie Erbitterung wollte wieder aufsteigen. Da durchzuckte ihn eine andere Erinnerung: „Daß alle wie Brüder zusammenstehen — —“

Nein! Einmal hatte er diesen in den Abgrund gestoßen, daß er den Tod hätte finden können. Jetzt aber konnte er jene Tat sühnen, jetzt mußte er den Verwundeten dem Leben wieder zu gewinnen suchen.

Aus der Brust des Bewußtlosen quoll Blut. In der Legion hatte Donnhart es gelernt, Wunden zu behandeln, selbst zu helfen, denn in den Wüsten Afrikas gab es nicht viel Ärzte. Er schnitt den Rock auf, entblößte die Brust und reinigte mit einem Schwämmchen die Wunde. Er hatte aus der Tasche sein Verbandzeug genommen und verklebte die Verletzung.

Aber hier durfte er den Verwundeten nicht liegen lassen. Von einer seitwärts gelegenen Höhe erfolgte ein erneuter Angriff. Er mußte den Bewußtlosen forttragen.

Nun, stark genug war er. Wie ein Kind hob er ihn auf, legte des Verletzten Arme um seine Schulter und trug ihn so zurück aus den Reihen der Kämpfenden*).

Da erwachte der Bewußtlose aus der Ohnmacht; er fühlte die Wunde und erkannte den, der ihn aus den Reihen trug. „Sie haben doch das Maschinengewehr noch erobert?“ fragte er.

„Ja.“

„Siegen die Unseren?“

„Ja. Aber das Reden strengt Sie an. Sie sollten still sein!“

„Warum —?“

Der Verletzte hatte noch etwas fragen wollen. Aber mit einem Male schwieg er.

Und dann sagte er ganz leise: „Robert Donnhart —“

„Ja — ich bin's. Sie aber haben einen Schuß in die Brust. Da müssen Sie still und ruhig sein.“

---

*) Siehe das Titelbild.

„Und Sie — Sie retten mich!“

„Still! Ich tue, was ich muß.“

Da fiel kein Wort mehr.

Schwer trug Donnhart. Aber bald war er unten. Schon sah er das rote Kreuz.

Da fühlte er einen furchtbaren Schlag.

Mit Fritz Völker in den Armen brach er zusammen.

* * *

Sie lagen im Lazarett. In zwei Betten nebeneinander. Der Brustschuß, den Fritz Völker erhalten hatte, war bereits im Ausheilen. Dagegen hatte eine berstende Granate Robert Donnhart fast die ganze linke Schulter ausgerissen. Er lag in heftigem Fieber. Dann wiederum schrie er auf: „Der Kaiser hat gerufen!“

Fritz Völker sah ängstlich zu dem Kameraden hinüber, der ihn gerettet, der ihn mit dem Opfer seines eigenen Lebens aus der gefährlichen Schußlinie fortgetragen hatte — Robert Donnhart, der ihn einst in die Schlucht hinabgestoßen, und wohl bis heute nicht gewußt hatte, daß sein damaliger Gegner durch den Fall nur leicht verletzt worden war.

Ein Arzt kam vorüber.

Fritz Völker hielt ihn mit der Frage fest: „Ist für mich noch niemand eingetroffen?“

„Nein!“

„Und mein Nachbar? Wird er sterben?“

Mit leiser Stimme antwortete der Arzt: „Ja! Wenn er wiederum das Bewußtsein erlangt, dann ist es gleichzeitig das Ende. Aber eine Freude soll ihm doch noch bestimmt sein, dem Legionär von Ain-Sefra.“

Am Nachmittage dieses Tages blickte Robert Donnhart mit großen Augen um sich. Wo war er? Richtig — verwundet war er worden, da er den anderen trug.

„Donnhart!“ rief leise Fritz Völker, der sich schon ein wenig aufrichten konnte.

„So sind Sie auch hier?“ Die Worte kamen wie gehaucht über die Lippen, während Donnhart den Kopf nach der Seite zu drehen versuchte.



„Ja! Ich und noch eine, die danken möchte, daß Sie mein Leben retteten, meine Frau Lotte, die Lotte Wegener von damals.“

Da beugte sich auch schon ein bekanntes Gesicht über Robert Donnhart, ein schmales Gesicht mit großen Augen und goldblondem Haar.

Lotte Wegener!

„Ich bin gekommen, um Ihnen selbst zu danken, daß Sie mir meinen Fritz wiederschenkten. Ich stehe tief in Ihrer Schuld.“

„Nein — nein! Einmal — da hat ihn wohl nur der Zufall gerettet, als ich sein Mörder hätte werden können. Das nur habe ich wieder gutgemacht — sonst nichts.“

„Sie haben mehr getan! Sie haben dabei Ihr Leben eingesetzt.“

„Nicht viel wert!“

Er mochte daran denken, wie oft er in den acht Jahren als Legionär dem Tod ins Auge gesehen.

„Ihre Hand möchte ich drücken und Ihnen diese Rosen geben.“

Da war mit dem Arzt ein Offizier in den Saal getreten, der mit raschen Schritten an das Lager Donnharts eilte.

„Robert Donnhart?“ fragte er.

Der Verletzte nickte.

„Robert Donnhart, man hat erfahren, daß Sie als erster auf gefährlicher Höhe ein Maschinengewehr eroberten, und daß Sie dann noch mit der Gefahr Ihres eigenen Lebens das eines Kameraden retteten. Und deshalb bin ich beauftragt, Ihnen das Eiserne Kreuz zu überreichen.“

„Mir — dem Legionär?“

„Den das Vaterland zurückrufen konnte, und der fürs Vaterland kämpfte.“

Dann heftete er das Eiserne Kreuz an die Brust Robert Donnharts.

Still war es im Saal. Alle fühlten die Größe dieses Augenblickes.

Die Augen Donnharts leuchteten. Dann bewegten

sich seine Lippen nochmals: „Mein — Kaiser — — daß alle — — wie Brüder — — zusammenstehen — —"

Die Augen fielen ihm zu.

So starb der Legionär von Ain-Sefra, der Kämpfer von Hunghoa, von Luang-Prabang, so starb er als ein Ritter vom Eisernen Kreuze für seinen Kaiser, für seine Heimat.



Unter den Schleiern der Zeit

Geschichtlicher Roman von Woldemar Urban

(Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Zehntes Kapitel.

Der Morgen kam — wie alle Tage seit Anfang der Welt. Es war durchaus nichts Ungewöhnliches zu bemerken. Wie im ewigen Rhythmus vollzog sich die Zeit. Und doch war es Aina Sahel, als ob ein schrecklicher Zusammenbruch erfolgt sei, als ob ihre Welt vernichtet, als ob sie herausgerissen sei aus der Harmonie der Schöpfung. Mit Furcht und Grauen sah sie der Stunde entgegen, die nun kommen mußte, der Stunde, in der das Nichtsein besser zu sein scheint als das Sein. Hatte sie gesündigt? Nein, sie hatte das Recht der Abwehr geübt, die Pflicht der Selbsterhaltung erfüllt. Und doch — doch war sie auf den Weg geraten, der nicht zum Glück führt, auf den Weg der Rache. Wohin würde er sie noch führen? Zur Höhe? Zur Tiefe?

Alles war möglich, nur die Ruhe und der Frieden schienen ihr auf immer verschlossen.

Die Hand des Schicksals führte sie einen grausamen Weg, denn ihre Schuld war die Schuld der Welt, in der sie lebte. Wäre Antigonos ein Mann gewesen, der seiner besseren Einsicht und Überzeugung auch rücksichtslos gefolgt wäre, nimmer wäre Aina Sahel vor die grausame Wahl gestellt worden: Sie oder ich! Nun war das doch geschehen, und nun hatte sie gewählt, wie ein Erdengeschöpf wählen mußte.

Kaum stahlen sich die ersten Schimmer des neuen Tages in ihr Gemach, als Djedaida hereinschlich. Auch die alte Frau war erregt, weil sie sich während der schlaflosen Nacht die Folgen ihrer Tat vergegenwärtigt.

„Herrin!“ rief sie leise. Sie glaubte vielleicht,

Aina Sahel, die wie halbtot auf ihrer Decke lag, schlafe, und sie müsse sie wecken. Das war nicht nötig. Aina Sahel hatte die ganze Nacht schlaflos verbracht, die Sinne von tausend Möglichkeiten gemartert.

„Was willst du?“

„Ist es — ist es geschehen?“ flüsterte Djedaida stockend vor Aufregung.

„Es ist geschehen,“ erwiderte Aina Sahel dumpf.

„Lob und Preis den Göttern unserer Heimat, die dich's vollbringen ließen!“ stieß Djedaida wie befreit hervor. „Der kundige Baal Peor wird das Seine tun. Fürchte nichts, Herrin. Wozu so düster blicken? Sind nicht die Götter mit uns? Sie geben uns unsere Feinde in die Hand. Was willst du noch mehr? Wozu weinen? Du mußt jetzt vorsichtig sein. Nur sich nicht selbst verraten! Das ist alles, was uns jetzt zu tun übrig bleibt. — Horch! Hörst du nichts?“

Sie schwiegen beide längere Zeit und lauschten gespannt hinaus, ob sie nicht Geschrei und Wehklagen hörten. Aber noch war alles ruhig. Das grausige Geheimnis schlief noch. Und doch war es die Stunde, in der Helena ihr Bad zu nehmen pflegte.

Aina Sahel stöhnte gequält auf.

„Sei nur ruhig, Herrin!“ sprach Djedaida ihr zu. „Du mußt unbefangen und harmlos erscheinen, damit kein Verdacht auf uns fällt. Ich will schon tun, was ich kann, wenn man mich ruft, und das wird sicher geschehen. Aber du mußt auch das Deinige tun, sonst sind wir beide verloren.“

„Wie kann ich harmlos sein mit dieser Angst, mit diesem Grausen im Herzen?“

„Ei, man färbt sich ein wenig die bleichen Lippen, man gibt den Wangen das frische Braun, das uns sonst nur die Sonne oder die Freude gibt. Mache es wie

Helena. Sie färbte ihr gelbes Gesicht weiß wie Milch und wusch sogar ihr rostiges Haar mit herrlicher Nußfarbe. Freue dich, Herrin, denn du bist tapfer gewesen und hast deine Feindin überwunden!"

„Bist du so sicher? Noch lebt sie, und wir zittern."

„Ich zittere nicht, und du sollst auch nicht zittern. Ehe die Sonne, die dort aufgeht, sich wieder zum Meere neigt, ist alles vorüber. Eine oder zwei Stunden nach dem Bade wird die herrliche Helena mit Schwären über den ganzen Leib bedeckt sein wie eine Aussätzige, man wird nicht Rat und Hilfe wissen, und man wird mich rufen. Laß mich nur machen. Noch ehe der Tag vergeht, wird Helena nicht mehr sein. Alle Welt wird wissen, daß sie einer Ansteckung erlegen und am Aussatz gestorben ist wie die armen Sklaven, die man noch halb lebendig in die Kalkgrube wirft. Laß mich nur machen, Herrin! Niemand wird wissen, was wir wissen, wenn du vorsichtig bist und dich nicht selbst verrätst."

„Mit Geschwüren bedeckt —"

„Am ganzen Leib!"

„Wie gräßlich, Djedaida!"

„Gräßlich oder nicht, die Welt muß gehen, wie sie nun einmal geht. Es ist immer besser, sie stirbt so, als du selbst, der sie einen grauenvollen Tod zugedacht. Glaubst du, sie würde mit dir Erbarmen gehabt haben? Hast du noch nie jemand zu Tode peitschen sehen?"

Aina Sahel überlief es eiskalt. Sie fand kein Wort der Erwiderung.

„Zittere also nicht," fuhr Djedaida fort, indem sie aufstand und sich zum Fortgehen anschickte. „Ich hole dir jetzt deine Milch und dein Brot. Es ist Zeit. Du mußt aussehen, als ob du von nichts wüßtest. Nur vorsichtig! Ich bin sogleich zurück."

Damit humpelte die alte Frau fort, schob, auf dem Gange angekommen, ihr Kopftuch etwas hinter die Ohren zurück, um besser zu hören, und wollte eben nach dem Frühstück für ihre Herrin laufen, als sie plötzlich an der Treppe, die in das Haupthaus hinaufführte, stehen blieb.

Eine Magd lief schreiend vorbei. „Himmlische Götter — fort, nur fort!“ hörte Djedaida das Mädchen rufen.

Verworrener Lärm drang aus dem Hause. Djedaida konnte nicht sofort unterscheiden, woher er kam, sie mutmaßte aber, daß er vom Peristyl ausging.

Ein Sklave kam eiligst die Treppe herab.

„Was gibt's, Essud?“ fragte ihn Djedaida.

Der Mann hörte sie aber in seiner Aufregung nicht einmal und lief weiter.

Djedaida blieb noch einige Augenblicke stehen. War das Geschick schon im Vollzug? Aber sie hörte eine Zeitlang nichts mehr und wollte schon weitergehen, um ihre Besorgung zu erledigen, als plötzlich eine durchdringende, schrille Stimme durch das Haus gellte.

„Ich brenne — Hilfe! Kein Feuer der Unterwelt brennt so heiß, wie mein Leib. Hilfe — Hilfe!“

Das Geschrei wiederholte sich und setzte sich in kleinen Pausen immer wilder und lauter fort. Ein Laufen und Rennen vieler Personen entstand, das ganze Haus schien trotz der frühen Morgenstunde in Aufruhr zu sein. Furchtsames und ängstliches Geflüster mischte sich in die gellenden Hilferufe, lautes Fragen und Schelten von tiefen Männerstimmen klang hindurch.

„Das Geschick vollzieht sich,“ murmelte Djedaida leise vor sich hin und ging weiter, um nach einiger Zeit mit Milch und Brot wieder im Gemach Aina Sahels einzutreten.

Hier hörte man nichts von dem Geschrei im oberen Hause. Aina Sahel wußte auch offenbar noch nichts, denn sie saß ruhig auf ihrem Teppich.

„Hast du etwas gehört, Djedaida?“ fragte sie.

„Nein, Herrin,“ sagte diese, „iß und trink nur ruhig. Ich wache schon.“

Aber sie konnte ihre Erregung nicht verbergen. Immer und immer wieder richtete sie sich horchend auf, als ob sie auf etwas warte, das sich ereignen sollte und mußte.

Es verstrich eine kurze, aber durch die Erwartung zu einer Ewigkeit ausgedehnte Zeit banger und ängstlicher Spannung.

„Du verbirgst mir etwas,“ rief Aina Sahel, die sie aufmerksam beobachtete, endlich.

„Sei nur still, Herrin! Du wirst alles erfahren. Wozu dich sorgen? Laß mich nur machen.“

Dann trat sie, von Unruhe gepackt, wieder hinaus auf den Gang, und es war ihr, als höre sie weit — weit wieder die Stimme Helenas: „Ich brenne, ich brenne! Helft, helft — —!“

Es klang schauerlich, wie die Stimmen der Verdammten in der Unterwelt. Und das sollte bis zum Abend dauern? War es nicht besser, rasch und sicher zu vollenden, was jetzt doch unausweichlich war?

Mit scheuen Blicken trat sie wieder in Aina Sahels stilles Gemach.

„Was geht vor, Djedaida?“ fragte diese entsetzt, als sie ihrer alten Amme diese seltsame Verstörtheit ansah. „Ich will alles wissen. Verbirg mir nichts!“

„Sei ruhig, mein Königskind!“ begütigte sie Djedaida. „Wozu hinunterblicken in den Abgrund, an dem ich dich hintrage? Die Welt ist grausam, weil sie

so sein muß. Wir können sie nicht ändern, also lassen wir ihr ihren Lauf."

„Ist es geschehen?"

In demselben Augenblick hörte man draußen auf dem Gang verworrene Stimmen und eilige Schritte.

„Still — still!" mahnte Djedaida.

Jetzt konnte man die Stimmen draußen schon unterscheiden.

„Wo? Wo?" schrie jemand in höchster Erregung und Eile, worauf eine andere Stimme rief: „Sie ist nicht da!"

„Also vorwärts!" befahl ein Dritter. „Dann muß sie hier sein!"

Aina Sahel duckte sich unwillkürlich zusammen. Das war die Stimme des Fürsten Antigonos. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihren Lippen.

Die Schritte näherten sich rasch. Dann wurde der Vorhang beiseite gerissen, und Antigonos erschien, nur mit Tunika und Sandalen bekleidet, im Zimmer. Hinter ihm füllte sich der Gang rasch mit Palastbeamten und Soldaten.

Stumm und erstaunt saß Djedaida bei ihrer Herrin auf dem Kissen, um sie zu bedienen. Als Antigonos eintrat, sah sie überrascht auf.

„Da ist sie!" rief Antigonos in höchster Eile. „Rasch, komm! Hörst du?"

„Was befiehlst du, Herr?" fragte Djedaida verwundert.

„Vorwärts!" fuhr Antigonos hastig fort. „Die Herrin ist krank. Ihr Tod ist dein Tod. Also rasch! Hast du verstanden?"

Djedaida erhob sich. „Herr," sagte sie demütig, „was kann ich tun gegen den Willen der Götter!"

„Vorwärts!" drängte Antigonos wieder. „Bei

den Göttern, wenn sie stirbt, wirst du zu ihrer Totenfeier verbrannt, und all das karthagische Schelmengesindel mit dir! Also keine Zeit verloren, und vergiß nicht: es gilt dein Leben wie das ihre!"

Damit stieß er sie rasch hinaus in den Gang und stürmte davon, die Treppe hinauf, am Triklinium vorüber nach dem Peristyl.

Schon im Laufen hörte Djedaida das entsetzliche Geschrei Helenas; auf Treppen und Gängen standen ganze Scharen von Dienern und Sklaven mit ängstlich verstörten Gesichtern, die alle helfen wollten und nicht konnten, alle bereit, irgendwelche Befehle auszuführen, die niemand zu erteilen wußte.

Djedaida betrat mit dem Fürsten das Peristyl durch dieselbe kleine Pforte, durch die Aina Sahel in der Nacht vorher gegangen war. Das Bassin, in dem Helena gebadet, war noch gefüllt, aber Helena selbst war in ein anstoßendes Zimmer gebracht worden.

Als Djedaida das Peristyl durchschritt, suchte sie zunächst zu erfahren, ob ein bestimmter Geruch des Badewassers wahrzunehmen sei. Das war nicht der Fall, wohl weil das Peristyl kein Dach hatte und die freie Luft somit offenen Zutritt erhielt. Dagegen war auf dem Wasserspiegel ein schwacher, metallisch glänzender Schimmer bemerkbar. In der allgemeinen Aufregung, die durch die Krankheit der Fürstin und besonders durch das fürchterliche Geschrei verursacht wurde, sah aber niemand diese unbedeutende Färbung. Nur Djedaida, die ihre Aufmerksamkeit besonders darauf richtete, bemerkte sie sofort. Sie hatte das Gefühl, daß es gut wäre, das Wasser zu beseitigen.

Sie blieb plötzlich stehen und machte einige ge-

heimnisvolle Gesten, als ob sie etwas vom Himmel herunterholen wolle. Verwundert sahen ihr die zunächst Stehenden zu und machten ihr abergläubisch Platz.

„Peor, heiliger Peor," murmelte sie wie beschwörend, „was befiehlst du deiner armen Magd?"

„Vorwärts, vorwärts!" drängte Antigonos. „Was stehst du da und horchst?"

„Laß die Götter ihren Willen kundgeben," erwiderte sie kurz und stand wie eine Bildsäule still, die Augen zum Himmel gewandt.

Nun wagte auch Antigonos nicht mehr, sie in ihrer Beschwörung zu stören. Alle standen um die alte Quacksalberin fast ehrfurchtsvoll herum und wagten keinen Laut zu sagen. Nur das Schreien Helenas aus dem Nebenzimmer war hörbar.

„Hörst du es, heiliger Peor?" flüsterte Djedaida wieder geheimnisvoll in die leere Luft. „Erbarme dich, hilf, rette! Was muß ich tun?"

Die alte Karthagerin war eine Schauspielerin durch und durch. Wie sie so dastand, das braune verrunzelte Gesicht mit den starren Augen in die Sonne gerichtet, mit einem verzückten Ausdruck, als ob sie ein Wunder gesehen habe, wo doch nichts war, die Hände mit den wie vor Schreck gespreizten Fingern schützend über sich gehalten, hätte man sie für das Ideal, für die Göttin des Aberglaubens und der Dummheit halten können. Andächtig schauten die Umstehenden auf den kahlen Kopf der Alten, auf ihre dürren Hände, als ob sich ein Wunder begeben müsse.

Und es begab sich ein Wunder.

Aus der Luft, von weit, weit her klang plötzlich eine Stimme, hohl und fürchterlich, wie die Götter nach der Vorstellung der damaligen Leute sprachen:

„Gebt die gefangenen Wasser frei, sonst wird euch Poseidon verderben!“*)

Die gefangenen Wasser! In einer Zeit, in der man Seen und Flüsse, Bäche, Meere und jeden Tümpel noch mit Göttern und Göttinnen, mit Nymphen und Najaden bevölkert glaubte, mußte der Ausdruck „gefangene Wasser“ eine besondere Wirkung ausüben, als ob es sich um eine Beleidigung oder Vergewaltigung der Götter handle. Das wußte Djedaida natürlich sehr gut. Sie sah auch, daß das Orakel des Gottes Perr auf die Umstehenden seinen Eindruck nicht verfehlte. Mit Staunen und Furcht, manche sogar zitternd wie arge, ertappte Verbrecher standen sie da und sahen in die leere Luft, woher das Orakel gekommen schien.

„Die Röhren auf!“ schrie die alte Karthagerin, als ob das ganze Haus ertrinken müsse. „Die Röhren auf, sonst sind wir alle des Todes!“

Im nächsten Augenblick flossen die „befreiten“ Wasser durch die Röhren in die Kanäle hinab in das Meer, und zwar nicht nur das Badewasser Helenas, sondern auch die Wasser, die die Fontänen und Becken speisten, die Gärten bewässerten und den Hausbedarf deckten.

Antigonos stand dabei und sah diesem wahnsinnigen Treiben zu. Daß er es hier mit Aberglauben und Dummheit zu tun hatte, das begriff er wohl. Aber wo war denn das in seiner Zeit nicht der Fall? Er hätte den fürchterlichen Kampf gegen diese Gewalten

*) Die Bauchrednerkunst gehörte im Altertum zu den beliebten Kniffen der Hellseher und Propheten und spielte in den Tempelgeheimnissen eine große Rolle. Im Isistempel zu Pompeji war eine Statue, die man durch lange Röhren sprechend machte. Die „Orakel“ mögen auf eine ähnliche Weise entstanden sein.

von früh bis abends führen müssen — ohne Erfolg und ohne Zweck. Also unterließ er es lieber ganz und fügte sich um so eher, als er den Zweck Djedaidas nicht kannte und sie ebenso vom Aberglauben besessen hielt als die anderen. Außerdem war er zu sehr von der Sorge um Helena in Anspruch genommen, als daß er diesen Vorgängen hätte größere Beachtung widmen können. Wenn Helena wirklich starb, so hatte das für ihn ganz unberechenbare Folgen, schon in Hinsicht auf ihren Vater und die Erbschaft und das Fürstentum, das ihm dieser doch nur verschafft — als seinem Sohne!

„Komm, komm!" drängte er wieder. „Was stehst du da und gaffst? Die Wasser laufen."

Aber Djedaida kannte ihre Macht. Sie sah ruhig zu, wie das Badewasser strudelnd und gluckſend abfloß, machte den bei solchen Anlässen üblichen Hokuspokus, verdrehte die Augen und schrie in die leere Luft zu dem Gott Peor um Hilfe und Vergebung der Sünden.

Und der mächtige Fürst Antigonos, der angeblich die Stadt und den Staat von Akragas beherrschte, mußte sich dem allmächtigen Aberglauben beugen und warten, bis Djedaida mit ihrem Zauber fertig war.

In einem Zimmer, das an das Peristyl anstieß, lag Helena, die schöne, stolze Tochter des Hohenpriesters Tellias im Todeskampf auf ihrem Bett. In Höllenqualen stöhnte und schrie sie wie verzweifelt. Ihr Leib war im buchstäblichen Sinne des Wortes mit Wunden bedeckt, lauter kleine und große rote und rotbraune Flecke, die schon wie brandig aussahen, als ob sie das Nessushemd angehabt hätte. Bis ins Gesicht und bis in den Mund hinein konnte man diese schrecklichen Flecke verfolgen. Die Haut schälte sich stückweise ab, die Schmerzen waren unmenschlich und ihr Geschrei so, daß sich ihre Qual den Umstehenden mitteilte.

„Ich brenne!“ schrie sie in einem fort. „Wasser, Wasser her, kaltes Wasser! Taucht mich hinein. Helft — helft!“

Djedaida besah sich die Wunden sehr genau und tat, wie andere Wunderdoktoren auch, als ob sie die Sache vollständig verstehe. Sie zog die Brauen hoch, legte ihr Gesicht in bedenkliche Falten, nickte mit dem Kopf, als ob sie mehr wüßte, als sie sagen dürfe und befahl endlich ziemlich barsch und streng, daß man Olivenöl bringen solle.

Das leuchtete vielen ein, denn die Wunden Helenas sahen fast aus wie Brandwunden. Aber das Olivenöl als Heilmittel war natürlich viel zu einfach, als daß es helfen konnte, und Djedaida „weihte“ deshalb das Öl dadurch, daß sie einen Teil davon auf den Boden goß und es unter Gebeten und Anrufungen den Göttern opferte. Erst dann wurde es unter allerhand Beschwörungsformeln in der Weise zur Anwendung gebracht, daß Tücher damit getränkt und Helena darin eingewickelt wurde. Die Arme litt dabei entsetzlich. Jede Bewegung verursachte ihr neue rasende Schmerzen. Aber man achtete ihres Geschreis nicht. Man wußte ja besser, was ihr fehlte, als sie selbst, und es gibt nun einmal nichts Rücksichtsloseres, Rechthaberischeres und Unbarmherzigeres als Quacksalberei und Aberglaube. Es war ein entsetzliches Sterben.

Gegen Mittag kam der Oberpriester Tellias im Hause des Antigonos an. Mit ihm kam eine Anzahl Senatoren, darunter Senisiades und die Priester vom Tempel des Äskulap, die damals offizielle Vertretung der Heilwissenschaft. Tellias war über das Unglück, das seiner Tochter widerfahren, sehr aufgebracht und schien an ein Verbrechen zu glauben, das an ihr ver-

übt worden sein müßte. Nur wußte er nicht, an wem er sein Mißtrauen auslassen sollte.

„Was ist geschehen?“ fragte er, nachdem man eine Weile ratlos im Krankenzimmer gestanden und sich dann ins Atrium zurückgezogen hatte.

„Das frage ich auch, Tellias,“ antwortete Antigonos, „und niemand kann mir Auskunft geben. Ich habe, seit ich von der furchtbaren Krankheit gehört, die Helena befallen, getan, was ich konnte. — Frage diese da,“ fuhr er fort, indem er auf die alte Djedaida zeigte. „Ich habe ihr gesagt, daß sie stirbt, wenn Helena stirbt. Und sie weiß, daß ich Wort halte. — Rede du!“

Djedaida machte ein demütiges, frommes Gesicht, küßte den Talar des Zeuspriesters und sagte dann ergeben: „Herr, ich bin eine alte Frau, die von Jugend auf bestrebt war, der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen. Ich kenne manches Heilkraut und kann manchem helfen und habe in der Tat schon vielen geholfen. Bezeuge es, Herr. Du weißt es.“

„Schwatze nicht so viel,“ erwiderte Antigonos, „und sage, was du weißt.“

„Nun,“ antwortete Djedaida entschlossen, „es ist der Aussatz!“

Schon das Wort Aussatz machte unter den Anwesenden einen verzweifelten Eindruck. Schreck und Entsetzen malte sich auf ihren Gesichtern, und der alte Senisiades bekam wieder einen Fieberanfall. Er wäre am liebsten weit fort von dem Hause gewesen, in dem eine so furchtbar ansteckende Krankheit ausgebrochen war. Er verwünschte im stillen seine Neugier und Schaulust, die ihn hierhergeführt, und war nun halb ohnmächtig vor Angst. Senisiades war ein Mann, den nur noch der Wein aufrecht erhielt. Sobald er

aus irgend einer Ursache einmal einen oder zwei Tage nicht sein gehöriges Teil zu sich nahm, klappte er zusammen, bekam das Fieber, fand die Welt elend und jammervoll, weil er selbst es war, und litt Todesangst.

Tellias war erschrocken einen Schritt zurückgetreten. „Meine Tochter — den Aussatz!“ wiederholte er ungläubig und mißtrauisch. „Woher denn? Wenn ein Hafenarbeiter, ein Eseltreiber, ein Sklave oder ein Säufer, der auf der Straße liegt, den Aussatz hat, das begreift man. Aber meine Tochter —“

„Oh, es genügt eine Berührung, ein Lufthauch oder ein Gegenstand, den ein Aussätziger in der Hand gehabt, um die Krankheit weiterzutragen,“ erwiderte Djedaida geheimnisvoll. „Ich will ja gern tun, was möglich ist, aber Unmögliches zu leisten ist keinem Menschen gegeben. Ich fürchte, deine Tochter überlebt den Tag nicht.“

„Elende Hexe!“ schrie sie Tellias empört an. „Was wagst du zu sagen?“

„Die Wahrheit, edler Herr,“ antwortete Djedaida einfach, aber mit ruhiger Sicherheit. „Du kannst mich töten im Zorn über etwas, worüber ich keine Macht habe, und du wirst es bereuen. Wenn du oder ein anderer krank wird, dann wirst du deinen Arzt getötet haben und die Folgen an deinem eigenen Leibe spüren.“

„Verzeihung,“ preßte Senisiades angstbleich hervor, „aber ich muß — ich muß — — Wo ist meine Sänfte? He! Sklaven!“

Damit wankte er davon. Einige der Senatoren benützten die Gelegenheit, sich auch aus dem Staube zu machen. Das Atrium des Fürsten leerte sich auffallend. Der Aussatz war das Gespenst, das alle fürchteten, ohne daß doch auch nur einer wußte, was es war.

„Und was sagst du dazu?“ fragte Tellias den Priester Helenides vom Tempel des Äskulap, einen glatzköpfigen Mann mit langem, nach ägyptischer Art geflochtenem Bart, über den er mit der weißen, wohlgepflegten Hand oft hinstrich. Er machte einen sehr würdigen und gelehrten Eindruck*).

„Es kann so sein, wie sie sagt; es kann aber auch nicht so sein, wohledler Tellias,“ erwiderte Helenides weise. „In jedem Falle rate ich dir, dem Äskulap unverzüglich die üblichen Opfer zu bringen. Ich erwarte deshalb deine Befehle. Das weitere wird sich finden.“

Mit der Heilwissenschaft des Helenides konnte es gut oder schlecht bestellt sein, dumm war er aber jedenfalls nicht. Tellias sah ihn einen Augenblick lang mit gemischten Gefühlen an. Wie das mit den Opfern der Götter in den Tempeln bestellt war, wußte er doch aus eigener Erfahrung auch, und daß damit seiner Tochter geholfen würde, war ihm recht zweifelhaft. Aber was konnte er tun? Er wünschte natürlich, daß alles geschehen solle zur Rettung seiner Tochter, was geschehen konnte, und so wurde das Opfer im Tempel des Äskulap — in diesem Falle hundert Stiere — befohlen, worauf Helenides mit seinen Gehilfen die Behandlung Helenas übernahm.

---

*) Die Priester wurden ebenso wie die Heerführer, der Fürst und die Staatsbeamten gewählt, und zwar häufig vom Senat oder der Aristokratie. Es kamen aber auch Volkswahlen vor. Wie die Bildung der Priester, besonders der Äskulappriester, beschaffen war, weiß man nicht. Öffentliche Schulen und Lehranstalten gab es dafür nicht. In den reichen Familien waren Lehrer tätig, meist Griechen, die die Sprachen, Sternkunde, Physik, wohl auch Heilkunde, besonders aber Philosophie lehrten. Die philosophischen Schulen von Athen waren der Glanzpunkt der Wissenschaft des Altertums.



Djedaida wurde fortgeschickt. Ihre Behandlungsweise wurde als einfältig und abergläubisch bezeichnet, und sie dankte es wohl nur der Aufregung und Angst, die im Hause des Antigonos herrschte, wenn ihr Schlimmeres vorläufig erspart blieb. Tellias, der von Anbeginn an den Verdacht hegte, daß an seiner Tochter, die gestern noch gesund und frisch gewesen, ein Verbrechen verübt worden sei, hegte immer tieferes Mißtrauen gegen die unheimliche Karthagerin, deren fremde und absonderliche Erscheinung ihm durchaus nicht den Eindruck des Wunderbaren und Zauberischen machte. Er sah in ihr vielmehr die Gaunerin, die Betrügerin, die durch ihre Absonderlichkeiten wohl den gewöhnlichen Leuten Respekt einflößen konnte, aber nicht ihm. Er kannte seine Zeit zu gut, kannte besonders die Kunststückchen der Hellseher, der Zeichendeuter, der Wunderdoktoren, Wahrsager und ähnlichen Gelichters zu gut, als daß er sich von ihnen täuschen lassen konnte.

„Ich habe deine Tochter behandelt nicht aus eigenem Antrieb, sondern weil ich dazu vom Fürsten gerufen wurde," erklärte ihm Djedaida vor ihrem Gehen demütig und unterwürfig, aber fest und bestimmt. „Was ich getan habe, geschah, um ihre Schmerzen zu lindern. Zur Rettung ihres Lebens konnte ich nichts tun, weil ich sie für rettungslos verloren halte."

Tellias hatte keine Lust zu weiteren Auseinandersetzungen. „Wehe dir," sagte er kurz, „wenn mein Kind stirbt, denn dann bist du schuld an seinem Tod."

Djedaida wußte nicht, was die Gelehrsamkeit des Helenides und seiner Gehilfen mit der Kranken beginnen würde, sie wußte nur, daß es nichts helfen würde.

Und in der Tat bestätigte der Verlauf der Krankheit Helenas ihre Voraussage. Gegen Abend wurde

der Zustand der Kranken schlimmer und schlimmer, und als kurz nach Sonnenuntergang aus dem Peristyl ein lautes Klagen und Geschrei erscholl, wußte sie sofort, auch ohne daß es ihr gesagt wurde, was geschehen war. Fürstin Helena war tot, war erlöst von ihren furchtbaren Leiden und von ihren noch furchtbareren Ärzten.

Djedaida, die im Vestibül auf dem Sockel einer Säule saß — sie hoffte, von da aus ihrer Tochter Daira ansichtig zu werden, aber sie sah sie nicht — stand sofort auf und lief hinunter zu Bursas, der noch krank an seiner Wunde im Sklavenhause lag.

„Bursas," sagte sie atemlos vor Aufregung, „die Fürstin Helena ist tot."

„Ich weiß es," antwortete Bursas schwach. Er lag auf einem Teppich und mußte bei seinen Bewegungen sehr vorsichtig sein.

„Was wird nun geschehen?" fuhr Djedaida fort. „Du bist noch immer krank, ich kann jeden Augenblick gefangen gesetzt werden — was wird aus Aina Sahel?"

„Die Götter mögen es wissen — ich weiß es nicht, Djedaida," erwiderte Bursas, trübe vor sich hinblickend. Dann fuhr er leise und sich vorsichtig umsehend fort: „Und du hast noch nichts gehört von — von Karthago?"

„Nein."

Bursas holte tief Atem und sah sie bekümmert an. „Hat das Meer sie verschlungen? Oder ist Himilko tot? Oder hat er sein Kind und uns vergessen —?"

„Alles ist möglich, Bursas, aber das nicht!" rief Djedaida rasch. „Aber die Götter führen uns ihre Wege. Sie lassen uns leben, wie es ihnen gefällt, sie töten uns, wenn es ihnen gefällt. Wir sind ihnen, was uns die Fliegen sind."

Djedaida lauschte hinaus. Kamen sie schon, um sie zu greifen?

Elftes Kapitel.

Wenn ein Gerücht im Volke entsteht, so gleicht diesem Vorgang etwa der einer Feuersbrunst. Ein Funke fällt in die Volksseele. Irgend etwas ist vorgekommen, aber es entspricht der geistigen Verfassung des Menschen, daß er sich nicht darauf beschränkt, vorsichtig nur das Wahre, was er vernommen, weiterzugeben, sondern jeder tut je nach Neigung und Geschmack irgend etwas hinzu, Phantasie und Leidenschaft, Haß und Liebe, Berechnung und Skandalsucht blasen in die Flamme hinein und entfachen sie zu dem Brande, der in seiner unberechenbaren Wildheit und Ungeheuerlichkeit dann keine Grenzen mehr kennt.

Die Nachricht vom Tode der Fürstin Helena verbreitete sich in Akragas noch in derselben Nacht, der bloße Verdacht des Tellias aber trat noch in der Nacht im Volksmunde als eine Tatsache auf: Helena war von den karthagischen Sklaven ermordet worden. Vielleicht war von den Vorgängen im Hause des Antigonos doch etwas in die Öffentlichkeit durchgesickert, richtig oder auch schon entstellt, aber die Klatschmäuler im Volke bemächtigten sich dieser wenigen Nachrichten, um sie nun in ihrer Weise auszuschmücken. Also dieses braune Gesindel wagte es, die Hand gegen die Fürstin zu erheben? Karthago hieß ja der Erbfeind, hieß jede Plage, jede fehlgeschlagene Unternehmung. Die schlaue Findigkeit, geistige Beweglichkeit und Überlegenheit wurde den Karthagern zum Verbrechen, und schon in derselben Nacht vernahm man unten am Hafen den Ruf: „Schlagt sie tot!“ Wer mochte ihn zuerst ausgestoßen haben? Vielleicht ein Gutspächter, der sich bei Tellias einschmeicheln wollte, oder ein Seidenhändler, den die

Karthager in seinem Geschäft schädigten, oder ein Betrunkener, der seinen Fäusten Beschäftigung verschaffen wollte — es gehörte dazu ja nicht viel Mut, denn es war die allgemeine Stimmung, und die Karthager in Akragas waren unbewaffnet, waren Sklaven!

Noch in derselben Nacht entstanden am unteren Hafen laute Unruhen, eine Anzahl Menschen wurden erschlagen und ins Meer geworfen — natürlich lauter Karthager, die man an ihrer brauneren Farbe kannte, aber lauter Unschuldige, die mit der Sache selbst nicht das geringste zu tun hatten. Es genügte, daß man eine braune Hautfarbe hatte, scharfgeschnittene Augen und eine spitze Nase, um ins Meer befördert zu werden.

Am nächsten Tage pflanzten sich die Unruhen mit erneuter Heftigkeit und wilderer Leidenschaftlichkeit auch auf die höhergelegenen Stadtteile fort. Am Markt, am Amphitheater, ja sogar in der Nähe des Zeustempels, in unmittelbarer Nachbarschaft der Wohnung des Oberpriesters Tellias und des Fürsten Antigonos kamen wilde Blutszenen vor, halbnackte Menschen, hilflos und schuldlos, wurden von der fanatischen Volksmenge wie wilde Tiere über Plätze und durch Gassen gehetzt und, wo man ihrer habhaft werden konnte, niedergeschlagen. Lautes Geschrei hallte durch die Stadt, Bestien in Menschengestalt rannten mit Knüppeln, kurzen Schwertern, Messern und Spießen wie besessen hinter den Wehrlosen her.

Ein Umstand, über den niemand eine Aufklärung geben konnte, kam noch hinzu, um die Volkswut zu steigern. Im Hafenwasser und auch draußen auf dem Meer schwamm eine Unmenge toter Fische. Fische waren eine Hauptnahrung des Volkes, aber tote Fische wollte natürlich niemand. So war man rasch darüber

einig, daß die Karthager den Unwillen Poseidons erregt hatten, der nun seinerseits durch das Sterben der Fische dem Volke seine Strafe erteilte, und für die entgangene Nahrung nahm man nun Rache an den Karthagern.

Unter diesen verbreitete sich eine wilde Panik. Es mochten in Akragas wohl einige zwanzigtausend karthagische Sklaven sein, wohl doppelt so viele waren in der Umgegend auf den Landgütern, in den Steinbrüchen, Färbereien und so weiter als Arbeiter beschäftigt. Ihnen allen drohte der Tod. Niemand erhob auch nur die Hand, um sie zu schützen. Scheußliche Szenen ereigneten sich, Roheit und Blutgier feierten Orgien, und das selbstherrliche Volk gab sich allen Greueln der Schrankenlosigkeit und Anarchie hin.

Es waren schon einige Tage seit dem Tode Helenas vergangen, als sich Bursas, der eben der Genesung von seiner Wunde entgegenging, mühsam auf die Terrasse über den Pferdeställen schleppte, um nach einem Lärm zu sehen, der sich unmittelbar vor dem Haupthause des Fürsten erhob. Erbärmliches Hilfegeschrei gellte durch die Luft, rohe Verwünschungen und Tumult erfüllten die sonst in vornehmer Beschaulichkeit daliegenden Anlagen. Oben angekommen, sah Bursas sofort, um was es sich handelte. Vierschrötige Hafenarbeiter und Schifferleute verfolgten einen verwachsenen, kleinen Burschen, der, jämmerlich um Hilfe rufend, in Todesangst von einem Winkel des großen Platzes zum anderen floh. Bursas erkannte den Jungen. Es war der kleine Phly.

Der ganze, seit vielen Jahren aufgespeicherte Haß, den Bursas fühlte, flammte beim Anblick dieser Roheit in dem kranken Manne auf. Dieses verkommene und verlotterte Volk, das sich in feigen Niederträchtigkeiten

großtat, dem Wehrlosen gegenüber sich mit seiner Tapferkeit brüstete, seine henkermäßigen Abschlächtereien als Heldentaten ausschrie — es empörte den früheren Heerführer in tiefster Seele. Wie unzählige Male hatte er schon gewünscht, ja es im Traume gesehen, in offener Feldschlacht, wie damals bei Eregas, ihm gegenüberzustehen — aber jetzt, in seinem Zustand, was konnte er tun? Er konnte dem armen Phly nicht einmal helfen, er durfte es nicht, um seine größeren Pläne nicht zu zerstören. Seit Jahren schon suchte er im geheimen unter seinen Landsleuten in Akragas ein gewisses Einverständnis herbeizuführen, sie auf den Tag der Vergeltung und der Rache vorzubereiten. Jede Plage, jede Ungerechtigkeit, jede Grausamkeit, die sie in der Sklaverei betraf, benützte er, um die Geknechteten immer straffer zusammenzuschließen, ihnen den Tag der Heimzahlung und die Heimkehr in die alte Heimat zu den alten Göttern als heiliges Ziel darzustellen.

Er rief Phly zu, sich in das Vestibulum des fürstlichen Palastes zu flüchten und sich zu den Füßen der Zeusstatue, die dort stand, niederzuwerfen, um so sein Leben zu retten. Aber der sonst riesenstarke Mann, dessen Stimme früher die Feldschlacht übertönte, hatte nicht so viel Kraft in der Lunge, daß seine Stimme bis zu Phly durchdrang. Weinend vor Zorn und Verzweiflung über seine eigene Schwäche und Hilflosigkeit warf er sich auf den Boden. Er konnte den Jungen nicht retten. Im nächsten Augenblick mußten die Verfolger ihn erreichen und er sein armes und armseliges Leben unter ihren Knüppeln enden.

Da ereignete sich plötzlich etwas Wunderbares. Aus dem Vestibulum des Palastes stürzte mit aufgelösten Haaren und allen Anzeichen höchster Erregung eine

junge Frau in rotgelben, langwallenden Seidengewändern, die in der Sonne wie Flammen leuchteten. Eilenden Laufes schritt sie auf die wüste Gruppe zu, die sich um den zu Boden gestürzten, jämmerlich schreienden Phly gebildet hatte. Bursas war starr vor Schreck, denn er erkannte in der Frau, die in höchster Ekstase wie ein überirdisches Wesen, wie eine Göttin daherschritt — Aina Sahel.

„Bürger von Akragas!“ schrie sie weithallend über den Platz, „laßt ab von dem Knaben. Vergießt kein unschuldiges Blut. Die ihr sucht, steht hier vor euch. Zerreißt mich, tötet mich und werft meinen Leib ins Meer, denn ich bin es, die die Fürstin Helena getötet hat!“

Bursas war einen Augenblick lang wie versteinert. Das, was Djedaida Tag und Nacht ersonnen, was sie vor Göttern und Menschen ängstlich verborgen wie ein ewiges Geheimnis, woran ihr Schicksal und wohl auch das Schicksal ihres Volkes hing, dessen Verrat von unberechenbaren Folgen begleitet sein mußte — das schrie Aina Sahel am hellen lichten Tag auf offenem Platz mitten ins Volk hinein! War sie wahnsinnig geworden? Hatte sie vergessen, was sie sich und anderen schuldig war?

Die Leute unten auf dem Platz hielten verblüfft inne und sahen sich gegenseitig fragend an, als ob sie aus dem Vorgang nicht klug würden. Aina Sahel kam hastig näher, offenbar bestrebt, vor allen Dingen den armen Phly aus seiner gefährlichen Lage zu befreien.

„Gebt das Kind heraus!“ schrie sie aufgeregt und laut hallend auf. „Es ist unschuldig. Habt ihr nicht auch Kinder, auf die ihr den Segen der Götter herabfleht? Laßt den Knaben. Hier bin ich, hier steht die,

die eure Fürstin ermordete. Wer hebt die Hand zuerst gegen mich auf? Wer rächt seine Fürstin? Hier stehe ich. Ich wehre mich nicht. Habt keine Furcht."

Aina Sahel trug einigen Schmuck an sich, an den Armen und um den Hals hingen lange goldene Ketten, an den Oberarmen dicke Spangen von reinem Gold. Das reizte natürlich das Gesindel mehr als ihr Geständnis. Ein langer Kerl trat aus dem Haufen hervor. Er war nur mit einem Hemd bekleidet, das offen über der Brust herabhing und bis zu den Füßen herabreichte, schmutzig und zerrissen. In seiner Hand schwang er eine zerbrochene Ruderstange, mit der er prahlerisch und schreiend in der Luft herumfuchtelte.

„Es ist die Karthagerin!" schrie er seinen Genossen zu. „Reißt sie in Stücke. Sie ist es, die die Fürstin Helena ermordet hat. Sie sagt es ja selbst. Schlagt sie nieder, reißt sie in Stücke und werft sie den Hunden vor."

Damit griff er auch schon, als wollte er selbst seine Aufforderung wörtlich befolgen, nach den Halsketten Aina Sahels. Er nahm natürlich zunächst die Stücke von ihr, die ihm am besten gefielen, und riß mit kräftigem Ruck so stark an den Ketten, daß diese sich lösten. Die Tragödie nahm ihren bedrohlichsten Verlauf und schien sich rasch zu vollenden. Aina Sahel fühlte sich von allen Seiten angepackt. Eine Menge Stimmen gröhlten um sie herum. Im Gedränge kam sie zu Fall, aber sie achtete auf alles das nicht. Ihr einziger Gedanke war: Phly! Den armen Jungen wollte sie aus den Händen seiner Würger befreien, und sollte sie darüber auch selbst zugrunde gehen. Gelenkig wie eine Katze raffte sie sich wieder vom Boden auf, stieß rechts und links um sich und gelangte so richtig bis zu Phly, der eben vom Boden aufstand. Sie zog ihn am Arm in die Höhe.

„Laufe, was dich die Füße tragen können!“ rief sie dem Jungen zu.

„Herrin — —“ stotterte Phly, ohne recht zu begreifen, was geschah.

„Fort — fort!“ rief sie ihm nochmals zu und stieß ihn aus dem Menschenknäuel, der sie beide umgab, hinaus. Instinktiv lief Phly fort, um seine Haut in Sicherheit zu bringen. Im gleichen Augenblick erhielt Aina Sahel einen Schlag, der sie zu Boden streckte.

Aber so schnell das alles auch vor sich ging, so konnte es doch nicht unbemerkt geschehen. Infolge des Lärms und besonders des tollen Geschreis, womit die wohledlen Bürger von Akragas ihre Heldentaten begleiteten, liefen die Leute von allen Seiten, aus Gassen und Gäßchen herzu, zunächst wohl, um zu wissen, was es eigentlich gab.

Auch im Palast des Antigonos hörte man, wie die Wache im Vestibulum das große Lärmbecken anschlug. Dumpf und schwer hallten die Schläge durch das weitläufige Haus, aus Gängen und Sälen liefen Soldaten, Diener und Dienerinnen, Handwerker, Köche und was sonst noch im Hause war, zusammen, auf der großen Terrasse des Haupthauses erschienen einige Senatoren, die bei Antigonos zu Tische waren, zuletzt auch dieser selbst mit dem Oberpriester Tellias.

Laut schreiend, obwohl sie noch gar nicht wußte, um was es sich handelte, lief Djedaida über den Platz auf die dickste Gruppe zu. Gleich hinter ihr kam eine geschlossene Abteilung Soldaten, die den Befehl erhalten hatte, Ruhe und Ordnung zu schaffen. Es ging nicht an, daß man das Ohr des Fürsten mit Tumult und Lärm belästigte.

Phly, der sich eben aus dem gefährlichen Wirrwarr

herausgewunden hatte, lief der alten Djedaida in die Arme.

„Was gibt's?" fragte diese den Jungen, der übel genug zugerichtet aussah. Er war durch den ausgestandenen Schreck noch so außer Atem, daß er kaum sprechen konnte.

Er wies mit der Hand nach der Stelle, wo Aina Sahel am Boden lag, und stotterte: „Die Herrin!"

„Allmächtige Götter, was ist geschehen?"

Damit lief Djedaida weiter und ließ den Jungen stehen. Zu gleicher Zeit lichtete sich der Menschenknäuel etwas, weil die Soldaten näher kamen und die Bürger sich vor diesen tapfer zurückzogen.

Aber noch im Zurückgehen stieß die Menge laute Rufe und Verwünschungen aus. „Sie ist die Mörderin der Fürstin Helena. Ins Meer mit ihr! Sie hat es selbst gesagt. Wir alle haben es gehört. Schlagt sie tot, reißt sie in Stücke!"

Tellias trat, wie die anderen auch, an die Rampe der Terrasse vor. Aber der Wirrwarr und das Durcheinanderschreien der Menge war noch so groß, daß er nicht viel verstand.

„Was rufen sie denn?" fragte er den neben ihm stehenden Antigonos. „Wer ist die Frau, die dort am Boden liegt?"

„Wir wollen sie brennen sehen!" tobte die Menge unten weiter. „Holt Holz! Einen Scheiterhaufen! Verbrennt die Hexe!"

Aina Sahel lag am Boden und rührte sich nicht. Der Sturm, den sie erregt, brauste über sie hinweg, ohne daß sie etwas davon wahrnahm. Ihre Kleider waren zerrissen, ihr Schmuck verschwunden — man hatte wirklich die Stücke von ihr gerissen, aber nur die, die der Menge in die Augen gefallen waren. Das

Gold hatte ihr das Leben gerettet. Die Helden von Akragas hatten über dem Raub den Mord vergessen, und die ärgsten Schreier suchten nur die Aufmerksamkeit von ihrem Raub abzulenken.

„Beim Zeus und dem ganzen Olymp, das ist sie!" rief der feiste Senisiades, indem er mit der zittrigen Hand nach unten wies.

„Wer ist es?" fragte Tellias wieder.

„Die Flötenspielerin, die Karthagerin," antwortete Senisiades lallend. „Wer kann die vertrackten Namen behalten?"

„Aina Sahel?"

„Ja, so oder anders — was kommt auf den Namen an? Ich habe ihr nie getraut, dieser afrikanischen Hexe. Sie hat so etwas Verzaubertes im Auge. Ich traue ihr schon zu, daß sie deiner Tochter etwas eingemischt hat."

„Die Leute schreien, sie hätte es selbst gesagt," warf Nenia ein, die wieder angemalt war wie ein Puppenkopf.

„Wenn das so ist," wandte sich Tellias nochmals an Antigonos, — „und es ist ja gar nicht daran zu zweifeln, wenn sie es selbst sagt — so wirst du deines Amtes walten müssen, damit Recht und Gesetz in Akragas hochgehalten werden, wohledler Antigonos. Der Wille des Volkes ist mächtig, das weißt du so gut wie ich, und wenn er mit solcher Wucht und Ungestüm auftritt, so ist es gefährlich, sich ihm zu widersetzen. Was gedenkst du zu tun?"

Antigonos hatte bisher noch nichts gesagt, aber sein Auge dunkel und drohend, wie zornig auf die Vorgänge unten auf dem Platz gerichtet. Er hatte den Zusammenhang von vornherein erraten, und die Fragen des Oberpriesters Tellias und besonders die etwas

lauernde, mißtrauische Art und Weise, wie sie an ihn gerichtet wurden, waren ihm sichtlich unangenehm. Aber er konnte ihrer Beantwortung nicht gut ausweichen. So sagte er denn, mehr um der Form zu genügen: „Ohne Zweifel werde ich dafür sorgen, daß Recht und Gesetz in Akragas aufrechterhalten werden."

„Du wirst gut daran tun," fuhr Tellias fort, „nicht nur im Interesse von Gesetz und Recht, sondern auch in deinem eigenen Interesse. Ein weithin sichtbares Zeichen der Gerechtigkeit, ein brennender Scheiterhaufen, dessen lodernde Flammen die Atmosphäre des Verbrechens reinigen, wird dich nicht nur als Hüter der Gerechtigkeit erscheinen lassen, sondern dich auch beim Volk beliebt und geachtet machen. Wir haben in Akragas lange Zeit so etwas nicht gehabt."

„Ach ja!" rief Nenia angeregt aus. „Es ist einmal etwas anderes."

„Man müßte den Scheiterhaufen hier auf dem Platze aufschichten, hübsch hoch und mit Pech tüchtig getränkt. So wird man ihn in ganz Akragas brennen sehen. Es muß prachtvoll aussehen," meinte Senisiades.

„Prachtvoll — prachtvoll!" ereiferte sich Melides, der Hauptmann der Tempelwache. „Ich besinne mich noch, wie vor drei Jahren am Hafentor die sechzehn Verschwörer verbrannt wurden. Das Volk war wie im Taumel, und die Fürstenwahl des sehr ehrenwerten Antigonos wäre wohl nicht so glatt verlaufen, wenn sein Vorgänger diesen schönen Brauch nicht so sehr hätte einschlafen lassen. Das Volk will sehen, wer die Gewalt in Händen hat, und wie er sie braucht."

„Eine so schöne Gelegenheit darf man nicht verpassen!" warnte ein anderer. —

Unterdessen hatte sich Djedaida rasch bis zu Aina Sahel durchgekämpft, nahm liebevoll ihren Kopf in

den Schoß und strich ihr die langen, herrlichen Haare aus dem Gesicht, rief sie bei allen heimatlichen Kosenamen. Eine Wunde sah sie nicht, aber eine starke Beule am Hinterkopf, wahrscheinlich von einem Schlag mit einem Knüppel oder ähnlichem stumpfen Instrument herrührend, entdeckte sie, die wohl auch die Ursache ihrer tiefen Ohnmacht war.

„Helft mir doch!“ bat Djedaida einige Soldaten, die um sie herumstanden. „Tragen wir sie ins Haus!“

„Eine Mörderin?“ fragte einer der Leute zurück. „Laßt sie nur liegen, wo sie liegt. Wenn sie hier stirbt, braucht sie nicht anderwärts zu sterben.“

„Sie ist keine Mörderin!“

„Sie hat es selbst gesagt.“

„Sie ist wahnsinnig. Sie weiß nicht, was sie sagt und was sie tut. Helft mir um ihrer Jugend willen! Helft mir, damit euch die Götter helfen in eurer schwersten Stunde.“

Einige der Soldaten ließen sich herbei und legten Hand an, um Aina Sahel in das Haus zurückzutragen.

Dabei kam diese wieder zu sich und schlug die Augen auf. Aber ihr Blick war noch so verwirrt und verstört, daß sie aussah, als ob sie aus einem wüsten Traum erwache.

„Sie ist wahnsinnig,“ sagte Djedaida halblaut zu den Soldaten. „Seht ihr nicht, daß sie wahnsinnig ist?“

„Wo ist Phly?“ fragte Aina Sahel. Sie konnte vor Schwäche kaum sprechen.

„Er ist in Sicherheit, und ich wünschte, du wärest es auch. Vorwärts, vorwärts, tragt sie ins Haus! Hört ihr nicht das Toben der Bestien? Sie schreien nach Blut!“

Es schien in der Tat, als wollte sich die Menge dem Forttragen ihrer Beute widersetzen. Ein wüten-

des Geheul und Pfeifen gellte über den Platz, und wiederholte Rufe nach Scheiterhaufen und Verbrennung der Karthagerin ließen vermuten, daß man sofort und ohne Urteil und Richterspruch ans Werk gehen möchte.

Aber es blieb für diesmal noch beim Schreien. Die edlen Bürger von Akragas, die so tapfer auf die Wehrlosen einschlugen, waren wie die Hunde, die um so weniger beißen, je mehr sie bellen.

So gelang es, Aina Sahel nach dem Vestibulum hinauf und in das Haus zu bringen, wo sie wenigstens vorläufig in Sicherheit zu sein schien, wenn auch ihre Lage noch immer aufs äußerste gefährdet war. Auch Antigonos, der mit seinen Gästen auf der Terrasse stand und gespannt den Vorgängen auf dem Platze folgte, atmete unwillkürlich erleichtert auf, als er Aina Sahel in das Haus tragen sah.

Was ging in diesem Manne vor? Sein etwas schwammiges und fettes Gesicht war fahl, fast grünlich, wie man das bei den Südländern, die infolge der Hitze schon an sich einen matten Teint haben, häufig sieht, wenn sie innere Erregungen niederkämpfen müssen, seine Augen schillerten in metallischem Glanz, seine Hände zitterten und zuckten. Was wollte er denn? Wollte er nach dem Schwert greifen und sich unter die Menge stürzen? Dann hätten ihn Tellias und seine übrigen vornehmen Gäste vermutlich für ebenso wahnsinnig gehalten wie Aina Sahel, die sich wegen eines halbwüchsigen Burschen in Lebensgefahr stürzte.

Für ihn handelte es sich eben noch um etwas anderes! Er liebte Aina Sahel noch immer. Niemals in all den Jahren bisher hatte er das so lebhaft empfunden, so tief im Innersten gefühlt, wie in dem

Augenblick, als Aina Sahel großherzig ihr Leben aufs Spiel setzte, sich geradezu opferte, um einen Burschen zu retten, der nichts war und nichts bedeutete, lediglich weil er — unschuldig war. Was war das für ein wunderbares Fluidum, das die Unschuld auf das Herz Aina Sahels ausübte? Und auch ihn, Antigonos selbst, erfaßte? War das das Leuchten des Edelsteins im Menschenherzen, das die Sinne blendet, so daß sie nichts mehr sehen von der schmutzigen Klugheit der Welt?

Antigonos war im Innersten seiner Seele gut. Er fühlte das Edeltum im Menschen heraus und wandte sich häufig in Abscheu und Ekel von der Welt ab, die ihn umgab. Aber er war ohne Energie, er liebte sich und sein Leben zu sehr, um sich Unbequemlichkeiten aufzubürden. Er verstand sehr wohl — wenn Aina Sahel wirklich den Tod Helenas verschuldete — warum sie es getan hatte. Aber wie er sich vorher vor der Möglichkeit der Tat verschloß, so verschloß er sich jetzt vor deren Folgen. Schließlich konnte er nichts tun, weil er nichts tun wollte. Die äußere Ruhe war ihm mehr wert als die innere.

Die Leiden Aina Sahels schnitten ihm ins Herz, er wünschte den Untergang wohl von ihr abzuwenden. Aber ob er sich zu einer Tat aufschwingen würde und zu welcher — das wußte er selbst nicht.

„Der Fall muß nach seiner Bedeutung und der Würde unseres Staatswesens gemäß erledigt werden," bemerkte Tellias, der hinter ihm stand und ihn nicht aus dem Auge ließ.

„Selbstverständlich!" erwiderte Antigonos kurz und wie geistesabwesend.

„Er darf nicht vertuscht und verschleppt werden," fuhr Tellias fort. „Du mußt das große Gericht einberufen und sein Urteil ohne Zögern vollstrecken.

Morgen muß die Sache erledigt sein. Das Volk hat recht, hier volle Sühne zu verlangen. Was soll aus uns und Akragas werden, wenn solche Verbrechen nicht mit der ganzen Schwere der Gesetze geahndet werden?"

„Natürlich — natürlich!" antwortete Antigonos, indem er sich müde und übellaunig abwandte und sich anschickte, ins Haus zu gehen, „ich werde das große Gericht morgen zusammenrufen."

Das war der Tod Aina Sahels. Auch das wußte Antigonos sehr wohl. Ein Fremder oder eine Fremde, die die Hand gegen einen Einheimischen erhob, war ohne weiteres dem Tode verfallen.

Tellias sah ihm nach, wie er schwerfällig und gewichtig nach der Treppe schritt. Aina Sahel war im Hause verschwunden und nun ging auch Antigonos davon. „Man wird gut tun," dachte Tellias, „acht zu geben, was da wird."

Der alte Tellias war ein kluger Mann, der nichts glaubte, was er nicht leibhaftig vor sich sah. Worte waren ihm Wind, und wenn Antigonos sagte, er wolle das große Gericht morgen zusammenrufen, so glaubte er das erst, wenn es wirklich zusammengerufen war. Und wenn das große Gericht Aina Sahel zum Scheiterhaufen verurteilte, so wollte Tellias die Verurteilte auch brennen sehen. Das war sein gutes Recht als Vater seines ermordeten Kindes. Er mußte darauf sehen, daß eine solch furchtbare Tat eine furchtbare Sühne finde.

Aber dem alten Fuchs gingen noch andere Dinge im Kopfe herum. Er besann sich, was seine Tochter Helena und auch die alte Charis ihm schon vor langer Zeit über das Verhältnis zwischen Antigonos und Aina Sahel erzählt hatten. Damals hatte er der Sache

keine Wichtigkeit beigemessen. Jetzt aber bekam die Sachlage ein anderes Gesicht. Helena war tot, Antigonos frei, das Heiratsgut Helenas in seiner Hand. War Tellias deshalb bei Abmessung des Heiratsgutes so nobel, so echt väterlich besorgt gewesen, damit sich jetzt — eine karthagische Prinzessin in seine Habe setze? Wer konnte in die Zukunft sehen? Wer konnte wissen, wie sich die Dinge wenden und drehen würden, wenn Aina Sahel am Leben blieb?

Nein — Tellias wollte die Karthagerin brennen sehen!

Inzwischen stieg Antigonos sinnend die Treppe hinunter in das Haus. Zunächst schien es, als ob er in das Speisezimmer, aus dem er vorher gekommen war, wieder zurückkehren wollte, aber unterwegs besann er sich offenbar anders und stieg noch weiter abwärts, und als ihn seine Leibwache begleiten wollte, schickte er sie fort. Er wollte allein gehen, wohin er ging. Durch einen langen unterirdischen Gang, in dem Soldaten Wache hielten, kam er in das unter seinem Palast liegende Sklavenhaus. Er hätte auch die äußere große Freitreppe dahin gehen können, aber er zog den inneren Gang vor.

Als er in den Gang trat, in dem Aina Sahels Räume lagen, standen wieder Wachen da. Dieser Übereifer seiner Hauptleute, die offenbar in Aina Sahel schon die Staatsgefangene sahen, mißfiel dem Fürsten, aber er sagte nichts und trat wenige Augenblicke später in das Gemach ein.

Djedaida hatte ihre Herrin schon umgekleidet. Das rotgelbe Gewand, das sie auf dem Platz draußen getragen hatte, lag zerrissen und zerfetzt auf einem Stuhl. Die Alte huschte lautlos wie ein Gespenst durch das Zimmer, ihren Verrichtungen nachgehend.

„Laß uns allein!“ sagte Antigonos anscheinend ruhig.

Djedaida sah ihn verwundert an, dann die halb bewußtlose Aina Sahel.

„Herr —“

„Geh!“ unterbrach sie Antigonos kurz und streng.

Da verließ sie das Gemach, ließ den Vorhang hinter sich herunterfallen und verschwand.

Fürst Antigonos und Aina Sahel waren allein.

Zwölftes Kapitel.

Leise näherte sich Antigonos dem Lager Aina Sahels und betrachtete sie. Djedaida hatte ihr eine weiße, in weiche Falten fallende Tunika übergeworfen, aus der sich die braune Haut der Karthagerin außerordentlich eindrucksvoll abhob. Kein Zeitalter und kein Land hat ein besseres und schöneres Frauengewand erfinden können, als die griechische Tunika es war. Das floß alles an Aina Sahel, Linien und Formen in reinster und edelster Vollendung wiedergebend. Von Zeit zu Zeit spielten konvulsivische Zuckungen über den Körper der Schlafenden, und ihr Gesicht, das Antigonos lange und aufmerksam betrachtete, zeigte erschreckend herbe Züge. Kein Wunder, dachte er. Wo soll die jugendliche und kindliche Weichheit und unberührte Unschuld, wie er sie früher an ihr bewundert, bei solchen Ängsten und Qualen herkommen? Die Welt spielte ihr so böse mit.

Und doch war sie schön, auch jetzt noch eine Schönheit eigentümlicher, rassiger Natürlichkeit. Die kräftige Gedrungenheit der Glieder, die breite, kraftvolle Stirn, um die sich frei und leicht die wundervollen, glänzen-

den Haare ringelten, selbst die feine, sattbraune Hautfarbe, wie man sie auch heute noch an einigen Araberstämmen bewundert, ergänzten sich zu einer harmonischen, charakteristischen, in sich abgeschlossenen Erscheinung. Nichts zu viel, nichts zu wenig. Ein Geschöpf, um glücklich zu sein und glücklich zu machen — und das alles sollte ein Raub der Flammen auf dem Holzstoß werden?

Antigonos machte eine unwillkürliche Bewegung, als ob er sie warnen wollte, sie bitten, auf der Hut zu sein. Plötzlich hielt er aber wieder ein. Er scheute sich, sie in ihrem Schlaf — es war vielleicht ihr letzter — zu stören. Ein fast frommes Gefühl beschlich ihn bei ihrem Anblick, ein Gefühl des Mitleids und der Liebe, und er dachte daran, was das Kind gewesen und was aus ihm gemacht worden war. Daß er selbst zum guten Teil dabei mitgewirkt, daran dachte er nicht, aber die Tränen fielen ihm aus den Augen, als er sich auf die kleinen, rührenden Liederchen besann, die sie ihm in ihrer Kindesunschuld und doch mit so ergreifender Innigkeit und Wahrheit vorgespielt hatte, bei deren Klang ihm eine schönere, reichere Welt aufgegangen, die wie ein Bild, wie eine Fata Morgana immer vor ihm herfloh und die er doch nicht erreichen, nicht erhaschen konnte. Ihre Flöte —

Er raffte sich plötzlich aus seiner Versunkenheit auf und sah sich im Gemach um. Wo war sie, diese Zauberflöte, deren Töne ihm den Himmel auf Erden vorgezaubert? Noch einmal wollte er sie hören, einmal —

Da lag sie, auf dem Sims, hinter einer kleinen Öllampe und einigen Tonvasen glitzerte die silberne Röhre hervor, der Aina Sahel die Wundertöne zu entlocken verstand, wie niemand außer ihr, bei denen

Antigonos seine Fürstlichkeit, seine Herrschaft, seine Elefanten, sein Heer — die Welt vergaß.

Er nahm sie von dem Sims herab. Aber die Bewegung mußte doch einiges Geräusch gemacht haben, denn Aina Sahel schlug die Augen auf und richtete sich von ihrem Lager in die Höhe.

„Du bist's?" sagte sie kurz und sah ihn überrascht an.

„Ja — ich," antwortete er. „Wundert dich das? Hast du nicht selbst die Verheerungen in mir angerichtet? Mit deinen Tönen mich bezaubert, daß ich die Welt vergaß —"

„Du hast sie nicht vergessen," warf sie finster ein.

Aber er hörte es wohl nicht, oder wollte es nicht hören, sondern fuhr eifrig fort: „Und nun wunderst du dich, wenn ich zu dir komme, um noch einmal — — noch einmal, Aina Sahel, ein Lied von dir zu hören, das mich wieder hinaufhebt, wo die Götter thronen, wo die Seligkeit wohnt. Kannst du mir die Bitte versagen? Hier nimm die Flöte! Sonst brauchte ich nicht so lange zu bitten — du weißt es!"

Sie wandte sich ab und sagte leise: „Vorbei!"

Aber dieses kleine Wort klang in seinem Ohr wie Donnerschall, so fest, bestimmt und unwiderruflich kam es von ihren Lippen. Er sah sie erstaunt an und trat unwillkürlich einen Schritt zurück. „Vorbei?" wiederholte er, als ob er nicht begriffe, was das Wort zu bedeuten habe. „Was willst du damit sagen, Aina Sahel? Du weißt —"

„Du wirst eher die Sonne vom Himmel herabfallen sehen, als daß du wiederkehren siehst, was war," sagte sie fest.

Es trat eine Pause ein. Ihre Herbheit mochte ihn enttäuschen. Er hatte vielleicht gehofft, daß sie sich nach dem Tode Helenas ihm wieder mehr nähern,

wieder die frühere Vertraulichkeit und Zuneigung zu ihm gewinnen würde. Statt dessen stand sie ihm zurückweisender als je gegenüber. Hatte sie schon abgeschlossen mit dem Leben? Freilich war es ja in ihrer Lage erklärlich, wenn es ihr schwer wurde, sich neuen Hoffnungen hinzugeben. Aber Antigonos wollte ja ihren Untergang nicht. Sie sollte wieder an ihre Zukunft glauben, neuen Lebensmut fassen. Deshalb war er ja da.

„Wir alle stehen in der Hand der Götter," sagte er endlich weich und freundlich. „Was sie beschließen, das ist unser Schicksal. Was weißt du davon, Aina Sahel, was die nächste Stunde bringt? Welche Wandlungen die Zeit an uns vollzieht? Weshalb sich also vor der Hoffnung auf die Zukunft verschließen? Die Zeit ist unsere Herrin. Sie macht mit uns, was ihr gefällt."

„Und das Gericht?" warf sie spöttisch ein.

Er fühlte den Vorwurf, der in diesen Worten für ihn lag. Sie glaubte, daß er aus freiem Antrieb das große Gericht berufen wolle, und er verteidigte sich sehr eifrig dagegen.

„Was geschehen muß, wird geschehen," sagte er mit Lebhaftigkeit. „Hättest du nicht selbst dich der Tat bezichtigt, so würde es niemandem eingefallen sein, dich vor das große Gericht zu stellen. Jetzt, wo Tellias, der Senat und das ganze Volk darauf besteht, muß es geschehen. Glaube mir, Aina Sahel, ich leide darunter mehr als du und mehr, als du denken kannst. Mein Herz zuckt vor Weh auf, wenn ich daran denke, daß du —"

Sie wandte sich hastig nach ihm um und sah ihn überrascht an.

Er machte den Eindruck größter Wahrhaftigkeit und

Aufrichtigkeit, und sie schien einen Augenblick in ihren Entschlüssen wankend zu werden.

„Vom Gatten der Helena ist das sehr überraschend," sagte sie zweifelnd.

„Laß das jetzt, Aina Sahel. Ich schwöre dir zu, daß ich mit Grauen, mit Verzweiflung daran denke, daß du mir entrissen werden könntest."

„Das Schwören fällt dir leicht. Ich weiß es."

„Nicht diese Vorwürfe, Aina Sahel. Was vergangen ist, das ist vergangen. An die Zukunft laß uns denken. Das tut uns jetzt not, mehr als alles andere. Wie wir vermeiden können, was dir droht, das müssen wir überlegen. Was gedenkst du deinen Richtern zu sagen?"

„Die Wahrheit," sagte sie bestimmt.

„Und was ist hier die Wahrheit?"

„Daß ich Helena getötet habe, weil sie mich töten wollte."

„Das wäre dein Tod," rief er erschrocken.

„Immerhin. Ich werde so zufriedener sterben, als durch eine Lüge leben."

„Warum dich aber selbst anklagen? Man hat keinen Beweis gegen dich, wenn du ihn nicht selbst lieferst. Daß du dich bereits auf dem Platz unten der Tat bezichtigt, kannst du zurücknehmen, als in der Erregung gesprochen, in dem Wunsche, den unschuldigen Jungen zu retten, im Wahnsinn —"

„Alles das ist nicht wahr. Ich wußte sehr wohl, was ich tat. Wenn eure entmenschten Bestien auf wehrlose Leute Jagd machen, bloß weil sie meine Landsleute sind, so wäre es Feigheit, Verrat und Gemeinheit, wenn ich nicht die Wahrheit sagen wollte. Und was tat ich denn nun überhaupt, was du nicht alle Tage tun würdest? Ich tötete einen Feind, wie

du es tausendfach getan. Ich bin in eurer Hand. Ihr könnt mich töten, aber ihr könnt mich nicht erniedrigen."

„Und an deine Heimat, deine Eltern, an deine Götter denkst du nicht? An das goldene Karthago, das dir einst seine Tore wieder öffnen und dich feiern wird wie eine Göttin?"

Sie hob die Hände und kreuzte sie über der Brust, wie im stillen Gebet. Zitternde Seufzer entrangen sich ihren Lippen, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Ich habe daran gedacht," sagte sie leise, „und es war das Schmerzlichste meines Lebens. Aber durch eine Lüge ist das zu teuer erkauft."

„Und an mich, Aina Sahel," rief er erregt, indem er mit leidenschaftlicher Begeisterung auf ein Knie sank, „an mich denkst du nicht? Regt sich nichts mehr in deinem Herzen für mich, das mir sonst so ganz, so rein gehörte?"

Hastig trocknete sie ihre Tränen. Trotzig wandte sie sich ab. Sie wollte offenbar nicht weich werden. „Nein," sagte sie laut und heftig, „ich liebe dich nicht, kann dich nicht lieben — — vorbei, vorbei!"

„Aina Sahel, nicht dieses Wort, dieses fürchterliche Wort, das uns die Welt verschließt! Höre auf das zarte Echo der vergangenen Zeit in deinem Herzen — es kann nicht vorbei sein, die Götter selbst wollen es nicht, denn du lebst ja noch. Wer noch atmet, darf dieses Wort nicht sagen."

„Ich müßte lügen, wenn ich anders sagen wollte — nach allem, was du getan."

„Was habe ich denn so Fürchterliches getan?"

„Was? Der Himmel rötet sich vor Scham über das, was du mir getan," fuhr sie in tiefer Erregung fort. „Meineid auf Meineid hast du mir geschworen, mich verraten, beschimpft, verschenkt, zu Sklavendiensten

gezwungen bei Leuten, die weit unter meinem Range stehen, — ja, die Meuchelmörder hast du zu mir gesandt —"

„Nicht ich, Aina Sahel, nicht ich!"

„Dein Tun schärfte den Dolch, den der treue Bursas für mich auffing, selbst wenn du nichts davon weißt."

„Ich wußte wirklich nichts!"

„Damals hat kein Mensch nach dem großen Gericht gerufen, und ich war die unschuldig Verfolgte. — Oh, ihr habt mir die Seele vergiftet, die Jugend zerstört und die Heimat geraubt! Dein Verbrechen an mir ist viel größer und sündhafter als das, was ich Helena tat."

„Aina Sahel —"

„Ich soll dich lieben? Ich müßte mich selbst verachten, wenn ich das täte."

„Was soll ich tun, damit du an meine Liebe glaubst — trotz alledem und alledem. Ich war ein Tor. Begreifst du nicht, daß ein Mensch in seinem Wahn töricht sein kann? Unser Leben ist ein Wahn, ein Träumen und Irren —"

„Nun, du hast geträumt und träumst noch!"

„Was soll ich tun, Aina Sahel, damit du an mich glaubst?"

„Was? Tritt hin vor deinen finsteren Areopag, der nur den Tod als Urteil kennt, und sage: ‚Mein ist die Schuld, ich habe sie betrogen, erniedrigt, zur Verzweiflung getrieben — mich allein verurteilt!' — Dann will ich dir glauben."

Hoch aufgerichtet, stolz, sprühend vor leidenschaftlicher Erregung stand sie vor ihm, wie er sie noch nie gesehen. Sie schien mit jedem Wort zu wachsen. Das war nicht mehr das weiche, vertrauliche Kind, das war die Heldin, die für ihr Recht kämpft und fällt.

Langsam erhob er sich. „Und wenn ich es tue?" sagte er unsicher, unentschlossen, leise.

„Dann werden wir vielleicht beide den Flammentod erleiden, aber wir sterben ehrlich. Die Nachwelt wird uns nicht verachten, denn unser Tod sühnt unser Leben," rief sie entschlossen.

Sie sprach mit hinreißender Kraft und machte in diesem Augenblick den Eindruck einer Schicksalsgöttin mit der wuchtigen Gebärde, der marmornen Festigkeit in Blick und Haltung.

Kein Wunder, daß Antigonos jetzt ganz in ihrem Bann stand. Vielleicht war es auch die Eitelkeit, die ihn veranlaßte, ihr an Größe und Kühnheit der Auffassung der Lage nicht nachzustehen. Der gemeinsame Tod — schließlich war er ja doch noch lange nicht sicher. Man würde ja erst noch sehen, was kam.

„Ich werde also tun, was in meinen Kräften steht," erklärte er mit einer gewissen Feierlichkeit, „ich werde —"

Ein lauter Wortwechsel draußen auf dem Gang, wo die Wachen standen, verhinderten ihn, fortzufahren und zu sagen, was er tun werde.

„Laßt mich los!" klang es keifend von draußen herein. „Was wollt ihr von mir? Ich habe kein Gift und keinen Dolch versteckt. Ihr seid unverschämtes Volk! Ich bin eine arme alte Frau, die viel lieber in ihrem stillen Grabe läge, als unter solchem Volk zu leben. Die ewigen Götter mögen mir helfen —"

„Wir kennen dich schon," sagte barsch eine andere Stimme. „Du streichst fortwährend hier herum und führst nichts Gutes im Schilde. Was hast du da unterm Arm?"

„Je nun, ein Kleid für meine Herrin. Da ist es. Beseht es!"

Antigonos war diese Störung nicht unwillkommen.

„Ich verlasse dich jetzt," sagte er, sich selbst unterbrechend, „zähle auf mich. Du wirst bald von mir hören."

Seine Stimme klang warm und aufrichtig, und er küßte sie zärtlich auf die Stirn. Dann ging er fort.

Gleich darauf trat Djedaida ein. „Was hat er gesagt, Herrin?" wandte sie sich sofort an Aina Sahel.

„Laß das jetzt, Djedaida," erwiderte diese weich und wehmütig, indem sie sich auf ihr Lager warf. „Ich bin müde zum Sterben."

Djedaida sah sie prüfend an. „Ich dachte es mir schon," fuhr sie dann fort, „er hat dir wieder Redensarten gemacht, er will —"

„Spotte nicht, Djedaida! Du weißt nicht, was du sprichst."

„So? Ich weiß von nichts? Ich bin blind? — Ich sage dir, die Liebe ist der Spott der Götter. Die Menschen waren ihnen zu ähnlich geworden, und da gaben sie ihnen die Liebe. Daher der Zank und Streit in der Welt, die Wildheit, die Zerfahrenheit, die Dummheit. Sie ist die größte Plage der Menschen —"

„Und das größte Glück."

„Das sagst du?" fuhr Djedaida überrascht auf, „die du alles, was Not im Leben heißt, der Liebe zu danken hast?"

Aina Sahel seufzte tief auf. Was war doch in der Tat die Liebe für ein rätselhaftes Ding! Sie, die noch eben dem Fürsten in flammender Entrüstung seine Untaten, seine Verbrechen an ihr vorgehalten hatte, die selbst erklärt hatte, daß sie sich verachten müsse, wenn sie ihn noch lieben würde — gerade sie dachte jetzt daran, wie süß die Liebe sei und wie herrlich, mit ihm in den Tod zu gehen.

„Was hat er also gesagt, Herrin?" fragte Djedaida wieder.

„Er will mir helfen oder mit mir leiden."

„Und du glaubst das?"

„Ist er der Mann, den ich liebe, wird er es tun. Ist er es nicht, wird er es nicht tun."

„Und wenn er es tut?"

„Dann — ist alles zu Ende, und die Welt hat ein Beispiel treuer Liebe mehr."

„Götter, Götter! Was richtet ihr für Unheil im Menschen an — durch diese Liebe! — Herrin, es handelt sich nicht darum, zu sterben — in deinen Jahren noch lange nicht. Es handelt sich darum, zu leben. Ich will nicht behaupten, daß er dir das nur vorgeredet hat, um dich in Ruhe und Sicherheit zu wiegen. Es ist möglich, daß er von dem gleichen Fieber erfaßt ist wie du. Aber ich bin fest überzeugt davon, daß er dich im letzten Augenblick im Stich lassen wird."

„Djedaida!"

„In der ersten Aufwallung will man viel. Bei kühlerer Überlegung aber wird er sich sagen: Ich bin der Fürst! Du aber bist verloren. Der Einsatz ist also ungleich. Zudem nützt sein Einsatz dir nicht einmal etwas, da ihr doch beide sterben würdet, denn das Volk würde ja hell aufjauchzen bei einem solchen Schauspiel, es wäre ein Gaudium für alle. Und dann — hat Fürst Antigonos je schon zur rechten Zeit die rechte Tat gefunden? Hat er je einen Entschluß gefaßt? Nein, Herrin, das ist alles nichts! Du mußt dir selber helfen, wenn du leben willst!"

„Was soll ich denn tun?"

Diese Frage, die doch eigentlich sehr natürlich war, kam der alten Djedaida gleichwohl sehr ungelegen. Sie hatte sich längst den Kopf zerbrochen, um einen Ausweg zu finden — und nichts gefunden.

„Ich weiß es nicht," erwiderte sie nach einer kleinen Pause trostlos.

„Siehst du? Du raubst mir meine letzte, schönste Hoffnung," erwiderte Aina Sahel, „und bietest mir nichts dafür! Laß mir also meinen Glauben an die Liebe."

Das hätte ja nun Djedaida herzlich gern getan, wenn es nur nicht zu einem gar zu traurigen Ende geführt hätte. Sie hatte nun einmal die Überzeugung, daß Antigonos im letzten Augenblick versagen und Aina Sahel ihrem Schicksal überlassen werde. Das war ihr um so schmerzlicher, als sie Aina Sahel doch erst zu der Tat, wegen der sie angeklagt war, aufgefordert und überredet hatte. Freilich hatte sie selbst sich verraten. Nie hätte jemand erfahren, weshalb der Tod Helenas erfolgt war. Aber nun war das geschehen, und Djedaida zermarterte ihren alten Kopf vergebens, um ein Mittel zu finden, die Folgen davon zu verhüten.

Wenn sie Geld gehabt hätte, wäre es vermutlich möglich gewesen, die Wächter zu bestechen und Aina Sahel mit oder auch gegen ihren Willen in Sicherheit zu bringen. Aber sie besaß nichts. Ihre alten Kunststückchen erwiesen sich als unbrauchbar, weil zu unsicher im Erfolg. Sie flehte zu allen Göttern ihrer Heimat um Rat und Hilfe — aber die Götter blieben stumm.

Djedaida verbrachte eine schlaflose Nacht und wußte am nächsten Morgen nicht mehr als vorher. Sie weinte vor Zorn, daß sie kein Auskunftsmittel fand, wo sie doch eines finden mußte, wenn anders sie jemals wieder Himilko unter die Augen treten wollte. Mit Aina Sahel brach auch ihr Schicksal zusammen. Der Tod ihrer Herrin war auch der ihre, ganz gleichgültig, ob Antigonos aufrichtig war oder nicht.

Da hörte sie schwere dumpfe Beckenschläge, die über die ganze Stadt dahinzitterten wie ein Gewitter. Das war das Zeichen, daß sich der Areopag, das große Gericht, in der Basilika versammelte. Die Leute blieben in den Straßen stehen, um zuzusehen, wie die einzelnen Richter in ihren langen schwarzen Talaren und gespenstischen Kapuzen, durch die man nur die Augen sah, vorübergingen oder in Sänften getragen wurden. Ihr Anblick entbehrte nicht der Feierlichkeit, machte aber doch auch einen unheimlichen, henkermäßigen Eindruck. Ihre Zahl war hundert. Stimmengleichheit war für den Angeklagten ein Freispruch, eine Stimme mehr zu seinen Ungunsten war sein Tod.

Die Basilika, wo auch Handelsgeschäfte, Zusammenkünfte der Bürger, Wahlen, Volksabstimmungen und anderes stattfanden, lag in der unteren Stadt, westlich vom Hafen, ein ausgedehnter Bau, in dem mehrere Versammlungen zugleich stattfinden konnten, ohne sich gegenseitig zu stören. Sechs Stufen führten von dem großen Platz, an dem die Basilika lag, hinauf in eine säulengetragene Vorhalle, die dem Volk zugänglich war. Auch das Gerichtsverfahren war öffentlich. Die Verurteilten wurden kurzerhand vor der Basilika auf dem großen Platz vor allem Volk gerichtet.

Djedaida sprang von ihrem Lager auf und eilte zu ihrer Herrin.

„Ich muß dich ankleiden, Aina Sahel,“ sagte sie weinend, „sie werden gleich kommen, um dich zu holen.“

Aina Sahel war schon wach, als sie eintrat. Auch sie hatte in der Nacht nicht geschlafen und saß nun, den Kopf in die Hand gestützt, dumpf brütend auf ihrem Lager.

„Werde ich den Fürsten nicht vorher noch einmal

sehen?" fragte sie leise. Wer konnte wissen, was ihr die lange Nacht über durch den Kopf gegangen, welche Möglichkeiten sich ihr geboten, welche Entschlüsse sie erwogen?

„Denke nicht an ihn, Kind," schalt Djedaida schluchzend, „denn er ist ein Verräter. Hat er dich nicht schon einmal verraten? Denke vielmehr daran, wie du das eigene Leben rettest. Was sind wir alle ohne dich?"

Aina Sahel sah die gute Alte, die mit zitternden Händen um sie beschäftigt war, teilnehmend an, dann sagte sie weich: „Gut, Djedaida, wenn es sein soll, so soll es sein. Ich habe vielleicht nicht mehr die Möglichkeit, dir Lebewohl zu sagen, dir zu danken für alles Gute und Liebe, womit du mein Leben umgeben — so sei es jetzt. Du warst mir eine zweite Mutter. Es gibt keine, die treuer war wie du. Mögen es dir die Götter lohnen, wenn ich es nicht mehr kann. Lebe wohl! Weine nicht! Und wenn du je im Leben wieder nach Karthago zurückkehrst, grüße mir die alte Heimat, grüße die alten Götter und meine Eltern. Grüße mir die Byrsa, die weißen Tempel und die Almenara, grüße mir die Gespielinnen meiner Jugend —"

Sie konnte nicht weitersprechen. Schluchzen und Tränen erstickten ihre Stimme. Sie nahm von ihrem Halse das Amulett mit dem Bilde des Baal-Moloch, das man ihr nicht entrissen hatte, und reichte es Djedaida.

„Da nimm, Djedaida. Möge es dich besser schützen als mich!"

„Was tust du, Herrin?" fuhr diese erschrocken auf. „Das ist keine Stunde, in der man sich von den Göttern trennt. Behalte es. Es ist jetzt deine letzte

Hoffnung. Der Gott der Sonne*) kann auch das Feuer zähmen."

Wehmütig lächelnd nahm es Aina Sahel zurück und befestigte das Amulett wieder. „So sei es meine letzte Hoffnung," sagte sie seufzend.

In den Tagen ihres Glanzes trug Aina Sahel ihre prachtvollen langen Haare, die in der Sonne einen wunderbar blauglitzernden Schein hatten, hoch aufgetürmt, mit Bändern und Perlenketten durchflochten, und es war besonders ein Vergnügen Djedaidas gewesen, ihrer Herrin die langen, heißen Stunden ihrer afrikanischen Heimat mit immer neuen Haarfrisuren zu verkürzen — vorbei, vorbei!

Als Djedaida nun, wohl um ihrer Herrin noch einen letzten Liebesdienst zu tun, auch jetzt versuchte, ihre Haare in Schlangenwindungen und Flechten aufzutürmen, sagte Aina Sahel: „Laß das! Laß das Haar frei und offen über die Schultern fallen."

„Aber du wirst heute durch das Volk geführt, Herrin."

„Doch nicht als Fürstin, sondern als Gefangene, als Verbrecherin! Oder glaubst du vielleicht, man könnte mich an den Haaren zum Holzstoß schleifen?"

„Herrin!" schrie Djedaida erschrocken auf.

Aina Sahel sah einen Augenblick stumpf vor sich nieder und sagte dann: „Ich verstehe mich selbst nicht mehr. Ich habe keinen Sinn mehr für die Furcht. Mögen sie ihr Ärgstes tun, mögen sie mich zerreißen und zerfleischen — was tut's? Ich würde selbst ein Ende machen, gleich hier, auf der Stelle, wenn nicht —"

„Was willst du sagen, Herrin?"

---

*) Baal-Moloch war der Gott der Sonne und des Feuers. Die Opfer, die man ihm brachte, wurden in ihm verbrannt.

„Ach, ich weiß es selbst nicht. Es muß doch süß sein, gemeinsam mit ihm zu sterben."

„Das ist Wahnsinn, Herrin. Es ist nie süß zu sterben, sondern es ist süß zu leben," warf Djedaida wie verzweifelt dazwischen.

„Das verstehst du nicht, Djedaida. Es gibt Lagen, in denen der Mensch nur noch an einem Faden mit der Welt zusammenhängt. Reißt dieser — ist alles tot, innen und außen."

„Du darfst jetzt daran nicht denken, Herrin, sondern nur daran, wie du dich rettest aus der Gefahr, in der du schwebst."

„Kannst du den Gedanken gebieten? Ich denke nur an ihn und nur an ihn. An nichts anderes."

„Laß dir das Kleid überwerfen, Herrin!"

Aber Aina Sahel wehrte lebhaft ab. „Nicht das, Djedaida. Wer weiß, es ist wohl mein letzter Gang. Also nimm das Kleid, das ich trug, als ich Phly rettete — das gelbrot geflammte."

„Aber es ist ja zerrissen, Herrin."

„Das tut nichts. Ich habe es wohl gemerkt. In dem Kleid gefiel ich ihm am meisten."

Die Wache trat ein. Das ganze Zimmer füllte sich mit Soldaten. Man schien den Gang Aina Sahels durch die Stadt nach dem Gericht wie einen großen Staatsakt zu nehmen. Die Soldaten nahmen Aina Sahel in ihre Mitte. Alle zogen die kurzen Schwerter blank, als ob man fürchte, das Volk könne ihnen die Gefangene unterwegs entreißen und sie töten. Es waren weit über hundert Soldaten. Djedaida durfte ihre Herrin nicht begleiten, sondern nur von weitem bis nach der Basilika folgen.

Als sie aus dem Hause hinabschritten auf den Platz, denselben, wo Aina Sahel den kleinen Phly gerettet

hatte und dafür nun dem Tode zugeführt wurde, befand sich dort eine große Volksmenge, die offenbar schon darauf gewartet hatte, die Karthagerin auf ihrem Gang nach dem Gericht zu sehen. Ein großes Getöse erhob sich, als die Soldaten mit Aina Sahel erschienen. Wildes Rufen und Schreien klang über den Platz.

„Tod — Tod! Tötet sie. Da ist die Mörderin der Fürstin Helena. Die Afrikanerin! Die Hexe von Karthago! Fort mit ihr — ins Feuer, ins Meer!“

Wie ein Orkan heulte und tobte die Menge um Aina Sahel herum. Einige der schlimmsten Schreier wurden mit den Soldaten handgemein und wurden mit blutigen Köpfen abgewiesen. Aber je weiter man in die Stadt hinabgelangte, desto wüster und wilder wurde das Geschrei. Aus allen Gassen und Gäßchen, an denen man vorüberkam, strömten die Neugierigen herzu, und immer und immer wieder versuchte man, die Gefangene aus der Mitte der Soldaten herauszureißen.

Aina Sahel ging inmitten der Soldaten dahin wie geistesabwesend. Sie sah und hörte nichts. Die feindselige, bedrohliche Menge, ihre wilden Rufe, das Gedränge, die Katzbalgereien, Blut und Wunden um sie herum — alles war für sie nicht vorhanden! Mit niedergeschlagenen Augen, die Haare lang herabhängend über die Schultern, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, in der gelbrot geflammten Tunika, die um die Hüften mit einem einfachen Gürtel geschürzt war, so ging sie ihres Weges dahin.

An der Basilika angelangt, wurde Aina Sahel durch eine niedere Pforte in einen unterirdischen Raum geführt. Durch dieselbe Pforte würde sie auch wieder herausgeführt werden — auf den Holzstoß. Niemand zweifelte daran. Alle versprachen sich ein glänzendes

Schauspiel, wenn in der tiefdunkeln Nacht die Flammen des Scheiterhaufens aufprasseln würden, weit aufs Meer hinausleuchten und sich auf den Wassern widerspiegeln mit der interessanten Krone eines zu Tode gequälten armen Menschenkindes. Wer hätte es wohl gewagt, das selbstherrliche Volk um dieses Schauspiel zu betrügen?

Kurze Zeit, nachdem Aina Sahel hinter der kleinen Pforte verschwunden war, kam auch Djedaida, die dem grauenhaften Zug vorsichtig nachgeschlichen war, und setzte sich unmittelbar neben der Türe auf einen Stein. Hier wollte sie den Gang der Ereignisse abwarten.

Die Menge lief hin und her, laut und lebhaft schreiend, füllte den großen Platz vor der Basilika, stieg die Stufen zur Säulenhalle hinauf und hinunter, offenbar ungeduldig darüber, daß der hohe Areopag so viele Umstände machte, um eine fremde Verbrecherin dem verdienten Tode zuzuführen. Wenn man ein Schauspiel sehen will, so wartet man eben nicht gern lange darauf.

Endlich wurde das Urteil auf dem Platz bekannt. Aina Sahel war mit neunundneunzig schwarzen Kugeln gegen eine weiße zum Tode auf dem Holzstoß verurteilt und sollte noch in der Nacht verbrannt werden. Wer war wohl so blind unter den Richtern des hohen Areopags, fragten sich die Leute verwundert, eine weiße Kugel abzugeben? Fürst Antigonos selbst wurde genannt, obwohl die Abstimmung des Gerichtshofes geheim war. Bestimmtes wußte aber niemand. Es kümmerte sich jetzt auch niemand darum. Dazu war ja später Zeit. Jetzt hieß es, den Holzstoß auffahren und das Urteil vollstrecken.

Auf kleinen Eselkarren wurde Pech, Öl, Holz herangefahren und, kaum zehn Schritte von der kleinen

Pforte entfernt, erhob sich, immer höher und höher, der Scheiterhaufen Aina Sahels.

Und Djedaida saß noch immer auf ihrem Stein. Die Ellbogen auf das Knie gestemmt, den alten Kopf in die Hände gestützt, sah sie zu, wie der Holzstoß wuchs und wuchs.

Dreizehntes Kapitel.

Lustig kam ein junges Ding über den Platz daher, die langen blauschwarzen Haare über den Rücken herabhängend, die neue hellseidene Tunika mit einem roten Gürtel hoch geschürzt, die goldenen Fußspangen selbstgefällig zur Schau tragend, so schritt die junge hübsche Frau Umschau haltend über den Platz. Ihre Augen strahlten, ihr Gesicht leuchtete in Frische und Gesundheit.

„Mutter!“ rief sie, als sie in die Nähe Djedaidas kam und dieser ansichtig wurde.

„Daira!“ stieß diese überrascht hervor.

„Mein Mann ist wieder da!“

Sofort stand Djedaida auf. Sie war so erregt über die wenigen Worte ihrer Tochter, daß sie ihr wie geistesabwesend in die blitzenden Augen starrte.

„Wieder da!“ stammelte sie leise, als ob sie im Augenblick unfähig sei, etwas anderes hervorzubringen. Daß eine junge lustige Frau sich freut, wenn ihr Mann nach langer Abwesenheit wieder heimkommt, konnte Djedaida unmöglich so aus der Fassung bringen. Ihr mußte also bei dieser Meldung noch etwas anderes, längst Erwartetes und Ersehntes durch den Kopf gehen.

„Und Thalil auch,“ fuhr Daira fort, ahnungslos in ihrer Freude und Aufregung.

In demselben Augenblick fühlte sie, wie die Hand

ihrer Mutter sich auf ihren Mund legte und sah, wie sich Djedaida erschrocken umsah.

„Törin!“ schalt die Alte leise. „Willst du wohl still sein? Still, sage ich, kein Wort hier, als ob du Wasser im Munde hättest. Komm, dort auf dem Stein, dort sollst du mir so kurz wie möglich erzählen, was geschehen ist.“

Damit führte sie ihre Tochter nach dem Stein hin, auf dem sie vorher gesessen und wo sie unbelauscht und unbeobachtet waren.

„Götter,“ flüsterte sie auf dem Wege dahin, „ihr ewigen Götter da droben, nur noch einmal Hilfe in der Not! Noch einmal!“

Daira sah ihre Mutter aufmerksamer an und bemerkte, wie sie vergrämt und elend aussah. „Was ist dir geschehen?“ fragte sie leise.

„Du weißt von nichts?“

„Was soll ich wissen? Wir waren die ganze Nacht auf und haben gearbeitet, daß uns die Finger bluteten. Da sieh her, meine Hände —“

„Weshalb?“

„Wir mußten die schweren Säcke mit Gold, die Thalil mit von Karthago gebracht, und die draußen am alten Hafen an Land geschafft worden waren, durch die ausgetrocknete Wasserleitung zu Orestes schaffen. Heute früh brachten sie dann die Trireme meines Mannes in den Hafen — natürlich leer. Wir konnten uns wirklich nicht um das kümmern, was in der Stadt geschah? Was ist los?“

„Der Scheiterhaufen für Aina Sahel,“ erwiderte Djedaida, auf die Leute weisend, die dicht bei ihnen beschäftigt waren, den Holzstoß aufzurichten.

Daira fuhr auf. „Das wird nicht geschehen, Mutter,“ sagte sie fest und bestimmt.

„Es wird geschehen, Kind, wenn wir nicht helfen können.“

„Du wirst helfen, Mutter, du mußt helfen. Himilko hat gesagt, daß er sich ganz auf dich verläßt, bis er —“

„Bis er? Was heißt das?“

„Frage Thalil. Ich weiß nur, daß es nicht mehr lange dauern soll. Also schaffe Rat, und wenn es auch nur für wenige Tage ist. Du mußt Rat schaffen!“

Wie helfen die Götter dem Menschen in seiner Not? Djedaida hatte Tag und Nacht ihren alten Kopf angestrengt, um einen Ausweg zu finden, hatte ihre heißesten Gebete zum Himmel gesandt zu den unsichtbaren Göttern — erfolglos. Und jetzt, während sie mit ihrer Tochter auf dem Stein in der Sonne saß, jetzt plötzlich schoß ihr wie vom Winde hergetragen die Idee der Rettung durch den Kopf, noch verschwommen, rätselhaft, tollkühn, wie alle neuen Ideen, wenn sie geboren werden, aber sie war da, sie bedurfte nur noch des Nachdenkens, der Gestaltung, damit sie das Aussehen einer Möglichkeit, den festen Bestand einer Tatsache erhielt.

Es fiel Djedaida auf, daß Daira fast ebensolche Haare hatte wie Aina Sahel. Wie kam ihr nun die Idee der Rettung? Vielleicht dachte sie zunächst daran, Daira selbst mit Aina Sahel zu vertauschen, oder die Idee entstand auch ohne diesen Übergang. Genug, plötzlich stand sie im Kopfe Djedaidas fest: Man wird nicht Aina Sahel verbrennen, sondern nur ein Bild von ihr, eine Puppe, die man an ihrer Stelle auf den Scheiterhaufen hinaufbrachte, und zu der Daira ihre Haare hergeben muß. Wachs zum Kopf und Farbe ließ sich schaffen, denn Geld war jetzt da, ein gelbrot geflammtes Seidenkleid, wie es das Volk an Aina Sahel gesehen, ließ sich bis zum Einbruch der Nacht

herstellen, ein roter Gürtel ebenfalls. Das Dunkel der Nacht, die wilde Erregung des Volkes, ein künstlicher Schrei, der vom Holzstoß herabzukommen schien, mußte die Täuschung vervollkommnen.

So abenteuerlich, so verwegen und dreist auch die Idee erschien, so war Djedaida doch Feuer und Flamme dafür — wie alle Leute, die eine neue Idee haben. Die Schwierigkeiten, die sie bot, lagen noch im Dunkel verborgen, aber Djedaida fürchtete sie nicht. Eine Frau, die wie sie von jeher auf Trug und Täuschung der Leute aus war, erlangt auch darin eine gewisse Gewandtheit und Sicherheit, und auch über die nötige Dreistigkeit, die schon das halbe Gelingen der Tat war, verfügte sie reichlich.

Sollte im Schutze der tiefen Nacht eine Vertauschung nicht möglich sein? Sollte man mit dem Golde Thalils nicht einen oder zwei der Wächter kaufen können? Sie wußte schon, an wen sie sich zu wenden hatte. Zehn Schritte waren es nur von der kleinen Tür im unteren Raum der Basilika bis zur Leiter am Scheiterhaufen. Djedaida maß die Entfernung und die ganze Umgebung mit den Augen ab, als wolle sie sie malen. Dort hinter der Tür mußte Thalil mit der falschen Aina Sahel warten, bis diese kam. Das ließ sich im Dunkel der Nacht machen. Sie selbst warf, sobald Aina Sahel erschien, dieser den schwarzen Talar eines Richters des Areopags über mit spitzer Kapuze und Augenlöchern. So mischten sie sich unter die Menge, deren Aufmerksamkeit von dem die Leiter hinaufsteigenden Henker mit seinem Opfer in Anspruch genommen wurde. Und wenn dann der Henker, Thalil, sein „Opfer“ an dem Pfahl festband und es dabei etwas zur Seite neigte — wen konnte das wundern? Und wenn dann einige Schreie durch die

Luft schrillten, wer konnte behaupten, daß diese nicht von dem Opfer herrührten? Und wenn dann die wilden, gefräßigen Flammen in die Höhe prasselten, so würden die Zuschauer von dem Bilde der Aina Sahel genau so zufriedengestellt sein wie von dieser selbst, und das Volk würde in seiner Schaulust ebenso befriedigt sein.

Unablässig verarbeitete Djedaida ihre Idee im Kopfe, entwickelte sie bis in alle Einzelheiten, vervollkommnete sie, änderte sie, wo sie der Änderung bedürftig schien. Sie war stolz auf sie und von ihrem Gelingen so überzeugt wie vom hellichten Tag.

„Komm," sagte sie zu Daira, „du mußt mir helfen. Du kaufst Wachs am Herakleion. Farbe bekommen wir unten am Hafen bei den Färbern. Schmuck haben wir noch. Es kommt nicht darauf an. Wenn das nur im Fackellicht ein wenig glitzert. Sandalen gibt uns Orestes. Den Stoff zu dem gelbroten Kleid holen wir bei Kenian, wo ich den ersten holte. Was noch? Einen roten Gürtel? Da nehmen wir deinen —"

„Meinen Gürtel? Wozu?"

„Schwatze nicht! Lauf schneller! Kannst du nicht laufen? Du, ein so junges Ding! In deinem Alter lief ich wie eine Eidechse. Deine Haare müssen stärker eingefettet werden —"

„Stärker eingefettet? Warum?" fragte Daira und sah ihre Mutter mißtrauisch von der Seite an.

„Weil sie sich dann besser arbeiten lassen."

„Besser arbeiten lassen?"

„Schwatze nicht und komm! Es muß noch viel geschehen, bis die Sonne sinkt. Dein Mann muß zu Kleophyt gehen. Er kennt ihn ja und ist sein Freund. Er trinkt Wein mit ihm, drückt ihm ein paar Goldstücke in die Hand und sagt ihm, es sei ja nur, um von

unserer Herrin einen letzten Abschied zu nehmen. Er verspricht ihm für morgen das Doppelte, das Dreifache — was er will. Kleophyt ist uns sehr nützlich. Er kann bestimmen, wer Aina Sahel auf den Holzstoß trägt und sie dort anbindet. Und wenn er dafür bezahlt wird, daß Thalil das tut, warum soll er dann einen anderen wählen? — Und Stroh müssen wir noch haben, oder Wolle und etwas Ton. Vorwärts! Warum kommst du nicht?“

„Du läufst ja wie besessen, Mutter! Ich bin außer Atem und kann kaum nach.“

„Ei ja! Und das nennt sich heutzutage eine junge Frau! Götter, Götter, was macht ihr aus der Welt! Das war zu meiner Zeit anders. Nun, laß die Welt nur laufen. Was kümmert's uns! — Weiß Bursas schon, daß dein Mann zurück ist?“

„Phly ist zu ihm. Wir werden ihn wohl bei Orestes treffen. Es sind auch noch einige Männer da, die aus Karthago mitgekommen sind —“

„Wer sind sie? Wie heißen sie?“

„Ich weiß es nicht. Aber sie sind alle sehr reich, wenn sie auch in Sklavenkleidern gehen.“

„Natürlich. Nur die Dummen zeigen ihr Geld auf dem Markte. Ach, ich wollte, die Nacht wäre erst vorüber, und alles wäre gut. — Komm, sei guten Mutes, Daira!“

Die Sonne stand schon hoch und die Hitze in der Stadt war unerträglich. Aber die alte Djedaida schien das nicht zu empfinden. Ihr Körper schien nur aus Knochen und trockenem Bast zu bestehen. Von Schweiß keine Spur. Ihre Besorgungen führten die beiden Frauen bergauf und bergab in der Stadt. Die Leute hatten sich vor der Sonne teils unter ausgespannte Decken, die quer über die schmalen Gäßchen gingen,

teils in das Innere der Häuser geflüchtet, oft schliefen die Kaufleute, wenn Daira oder ihre Mutter irgendwo eintraten, aber immer erhielten sie in überraschend kurzer Zeit, was sie brauchten.

Daira war noch immer nicht im klaren darüber, was ihre Mutter eigentlich beabsichtigte. Aus den kurz abgerissenen, hastig hervorgestoßenen Worten entnahm sie nur, daß es sich um die Rettung Aina Sahels handelte.

Als sie endlich reich beladen mit allen möglichen Gegenständen in der Herberge des Orestes unten am Hafen ankamen, trafen sie dort im Halbdunkel des inneren Hofes etwa acht oder zehn Männer, unter denen Bursas, Thalil und Peleidas, der Mann der Daira, sich befanden. Auch Phly war da, ferner einige Freunde, die erst in der Nacht in Akragas angekommen und offenbar karthagische Sendlinge waren, denn die Begrüßung zwischen diesen und Djedaida war wie zwischen alten Bekannten, die sich seit langer Zeit unter besonderen Umständen wieder trafen.

„Da ist sie," sagte Bursas, als Djedaida eintrat, worauf die drei Fremden sofort in fast ehrfürchtiger Weise sich ihr näherten und sie begrüßten.

Djedaida war sichtlich überrascht. „Leiquellio!" rief sie lebhaft, indem sie dem ältesten der drei Männer die Hand schüttelte. „Und auch du, Nemassa, und du, Alhedrin — nun, wahrhaftig, Himilko muß Großes vorhaben, daß er uns solche Auserwählte zu Hilfe schickt."

„Das hat er auch, Djedaida," erwiderte Leiquellio ernst, „denn wir sind nur sein Vortrab. Noch ehe der Mond zweimal wechselt, ist er selbst hier."

„Himilko!" rief Djedaida außer sich. „Oh, ihr Götter da droben, nur so lange laßt mich leben, daß

ich das noch sehe! Er kommt selbst? Sagtest du nicht so, Leiquellio?"

„Er selbst und mit ihm mehr als sechzigtausend auserwählte Krieger mit Hunderten von Schlachtelefanten und Tausenden von Pferden. Das alles ist schon bereit, auf den Schiffen verladen zu werden. Wir sind hier — und auch nicht mit leeren Händen, um seine Landung vorzubereiten und den Weg zum Siege zu ebnen*)."

„Mögen die Götter euer Beginnen segnen, Leiquellio," erwiderte Djedaida, „was wir dabei tun können, das geschieht!"

„Ich zweifle nicht daran, und wir werden davon Gebrauch machen, wenn unsere Kräfte und die Kraft unseres Goldes nicht ausreichen. Jetzt aber handelt es sich zunächst um Nötigeres. Fürst Antigonos hat

*) Über die Kriegsstärke von Karthago sind verschiedene Angaben erhalten geblieben. Der Kriegshafen von Karthago bot Platz für zweihundert Kriegsschiffe und wurde nachts mit eisernen Ketten geschlossen. In der Megara, der niederen Stadt, im Gegensatz zur Almenara, der höheren Stadt und der Byrsa, der Burg von Karthago, standen dreihundert Kriegselefanten und viertausend Pferde. Strabo erzählt, daß Scipio Africanus in Karthago siebenhunderttausend Menschen einschloß. Die Umgebung von Karthago war nach Polybius außerordentlich fruchtbar. Wein- und Olivengärten, Kanäle, Landhäuser machten den ganzen Küstenstrich zu einem Paradies. Heute ist es bekanntlich eine Wüste ohne Wasser, ohne Baum und Strauch, unbewohnbar. Karthago brauchte auch zu der Zeit, von der hier die Rede ist, viele Schiffe und Menschen zur Erhaltung seiner vielen Kolonien und Handelsniederlassungen, deren es in Spanien, Sardinien, Südfrankreich, ja sogar in England und an der Ostsee, wohin Himilko selbst kam, um Bernstein zu holen, besaß. Auf dreißig Schiffen brachte er über dreitausend Kolonisten nach diesen Gegenden.

in unbegreiflicher Verblendung den Pakt, den er mit Karthago geschlossen, verletzt, unsere Landsleute sind in Akragas verfolgt und getötet worden, Aina Sahel ist wider Abmachung und Völkerrecht als Sklavin behandelt und, wie ich jetzt höre, sogar verurteilt worden. Ihr Leben ist in Gefahr."

„Die Götter wissen es, und nur rasche Hilfe kann sie retten," warf Djedaida ein.

„Dies ist jetzt unsere erste Pflicht."

„Die meine ist es vor allem," sagte plötzlich hervortretend und mit starker Betonung einer der jüngeren der neuen Ankömmlinge, den Djedaida mit dem Namen Alhedrin begrüßt.

Bursas maß ihn nicht eben sehr freundlich von unten bis oben. „Sei still, Alhedrin," sagte er. „Hier hat die bessere Einsicht, nicht der einzelne zu bestimmen."

„Ich erbitte mir aber gleichwohl das Vorrecht, Bursas, an die Stelle der größten Gefahr gestellt zu werden, wenn es sich um die Rettung Aina Sahels handelt," fuhr Alhedrin fort.

Er war vielleicht sechsundzwanzig Jahre alt, ein hübscher Mann von vornehmem Äußeren, soweit man jetzt, wo er in einer zerrissenen und schmutzigen Wolltunika einherging, davon reden konnte. Seine Hautfarbe war ein kräftiges Braun, seine dunkeln Augen verrieten ein leidenschaftliches Temperament. Er stammte aus der Familie der Magone und war somit sowohl mit Himilko wie auch mit Aina Sahel verwandt*).

*) Die Familie der Magone, so genannt nach dem ersten König von Karthago, läuft in zwei Zweigen durch die Geschichte der Stadt und zwar durch die Familien des Hamilkar und Hasdrubal. Von Hamilkar stammten ab Himilko, Hanno, Giskon und so weiter. Von Hasdrubal stammten ab Hamilkar

„An der Stelle der größten Gefahr wird der Erfahrenste am Platze sein, Alhedrin," entgegnete Bursas.

„Ich biete mein Leben für das ihre," erklärte Alhedrin hitzig.

„Das tun wir alle," erwiderte Bursas, „es fragt sich nur, wer ihr am besten dient."

Die beiden waren aus der Gruppe herausgetreten und standen sich eher feindselig als freundschaftlich gegenüber, maßen sich mit eifersüchtigen Blicken und waren offenbar nicht gewillt, einander nachzugeben.

„Ruhe!" gebot der alte Leiquellio ernst und gewichtig. „Was soll das heißen? Bedenkt ihr nicht, daß solche Eifersüchteleien uns in die größte Gefahr bringen können? Euren Streit auszutragen, wird wohl noch eine passendere Zeit kommen. Jetzt ist es unsere gemeinsame Pflicht, gemeinsam zu beraten, was am besten zu tun ist. — Sprich du, Djedaida, zuerst, die von uns allen am meisten von der Sache weiß und am besten raten und helfen kann."

Damit kam die Beratung in das richtige Fahrwasser, und Djedaida entwickelte nun ihre Idee, wie sie ihr auf dem Stein vor der Basilika zuerst gekommen war. Noch war es ja freilich nichts anderes als eine Idee, aber eine Idee ist wie das Meer, groß und frei, ungehemmt, ausgedehnt unter dem weiten Himmel, schillernd in allen Farben. Man sieht nicht seine Gefahren, seine Klippen und Schründe, man kennt noch nicht seine Allmacht, wenn man sich ihm anvertraut. So auch die Idee Djedaidas. Sie war verblüffend einfach, kühn, ja tollkühn. Je näher man sich die Aus-

---

Barkas, Hannibal, der jüngere Hasdrubal und Sappho, die wahrscheinlich eine damals noch nicht geborene Nichte Aina Sahels war.



führung ansah, desto drohender und desto ungewisser im Erfolg zeigte sie sich. Nach der Idee Djedaidas sollte Thalil eine zurechtgemachte Puppe hinter der Tür der Basilika in Empfang nehmen, auf die Leiter hinauftragen und oben am Pfahl festbinden, so daß alle sie von unten sehen konnten. Aber Thalil hatte nur einen Arm. Auch mußte man sich vorher überzeugen, ob der Pfahl so beschaffen war, wie man ihn brauchte. Ferner mußten für den Fall, daß durch irgend einen Zufall ein Hindernis eintrat, eine Anzahl Leute an der Tür oder in nächster Nähe bereitstehen, um im letzten Augenblick, wenn es nicht anders ging, auch mit Gewalt Aina Sahel in Sicherheit zu bringen.

„Es muß gehen, es muß gehen!" behauptete Djedaida immer wieder, wenn die anderen bei den auftauchenden Hindernissen ratlos wurden. „Die Weltgeschichte hat noch ganz andere Dinge gesehen."

Es mußte gehen! Das wurde schließlich das Motto aller Beteiligten. Ob es ging — das würde man später wissen. Nur so viel war sicher: Wenn es mißglückte, wenn der Betrug durch irgendwelchen Zufall, durch Verrat, durch Ungeschicklichkeit, durch Mißverständnisse oder anderes vor der Zeit entdeckt wurde, waren alle Beteiligten verloren. Indessen kühlte das ihren Eifer nicht ab, und als die Sonne sank, war alles bereit, und alle waren an ihrem Posten.

Djedaida hatte versucht, noch einmal mit Aina Sahel zu sprechen, damit sie wenigstens wußte, was geschehen sollte, es hatte sich aber als unmöglich erwiesen. Selbst eine Fürsprache des Fürsten war nutzlos. Der Areopag hielt sein Opfer fest.

Als es anfing zu dunkeln, als die Meerbrise die Abendkühle über die heiße Stadt verbreitete, füllten sich Straßen und Plätze rasch mit einer schaulustigen

Menge. Eine aufgeräumte Feststimmung machte sich geltend. Ein Schauspiel, das man in Akragas lange hatte entbehren müssen, lockte die Leute aus ihren Häusern und Schlupfwinkeln hervor, und schon lange bevor etwas zu sehen und zu hören war, machte man sich die besseren Plätze streitig. Auf Dächern und Terrassen drängte sich Kopf an Kopf die Menge der Bevorzugteren, während in den Straßen der Janhagel mit allen seinen Schrecken hauste. Das stieß und schob sich aneinander vorüber, Männer mit ihren Kindern auf der Schulter, zankende und kreischende Frauen, halbwüchsige Straßenjungen, dazwischen Wasserverkäufer, Händler mit Früchten, die ihre Waren mit singenden Stimmen ausschrien — kurz, ein Fest! Tierhetzen, Zirkusspiele, Hinrichtungen von Verbrechern, die immer öffentlich geschahen, hatten dem Geschmack schon längst eine bösartige und grausame Richtung gegeben, aber eine Verbrennung hatte für viele den Reiz der Neuheit oder doch des Ungewohnten. Es war einmal etwas anderes, und so brachte die Schaulust in ihrer entsetzlichsten Entartung die ganze Bevölkerung von Akragas und Umgebung auf die Beine.

Selbstverständlich hatte man auch bei der Vorbereitung des Schauspiels darauf Bedacht genommen, daß es überall gut gesehen werden konnte. Der Holzstoß war so hoch, daß er über die nächstliegenden Häuser hinwegragte, und da sich die Stadt vom Hafen herauf bis zu den Tempeln und dem Hause des Fürsten Antigonos stufenförmig aufbaute, so konnte man den Holzstoß tatsächlich von der ganzen Stadt aus sehen. Auch war er tüchtig mit Pech und Öl getränkt, damit die Flammen kräftig aufleuchten sollten.

Das Volk von Akragas, das seine Beamten selbst

wählte, durfte von ihnen eine solche Rücksichtnahme auf seine Liebhabereien wohl erwarten.

Fürst Antigonos war an diesem Abend einer Einladung des Senators Cenisiades gefolgt, dessen Haus in der Nähe der Basilika lag und von dessen Terrasse herab man das Schauspiel sozusagen aus erster Hand genießen konnte. Senisiades hatte geglaubt, von dieser Gelegenheit Gebrauch machen zu müssen, um seine guten Freunde und Helfer um sich zu versammeln und ihnen ein Fest zu geben, wie man es von ihm gewohnt war. Man aß und trank, Flötenspieler, griechische Tänzerinnen, Feuerschlucker vertrieben den Gästen die Zeit, zu denen heute nun noch als Hauptsensation die Verbrennung der Aina Sahel, der karthägischen Hexe, hinzutrat.

Der Senat war fast vollzählig vertreten, eine Menge Priester der verschiedenen Tempelkulte, Heerführer mit ihren Frauen, fast alle höheren Beamten lagen auf bequemen Polstern um die niedrigen Tische herum, lustig aufgelegt und übermütig, wie solche Feste das mit sich bringen. Man aß und trank, lachte und scherzte — kurz, ein Fest auch hier, ein Fest, als ob es sich nicht um einen Akt der Justizgewalt handle, sondern nur um eine Befriedigung der Schaulust.

„Deine Regierung ist die glorreichste, edler Antigonos, die wir seit vielen Jahren gehabt,“ rief Nenia, die neben Antigonos lag und das große Wort führte, weil ihr Mann schon seit einer Stunde so betrunken war, daß er nur noch singen konnte. „Sieh das Volk an, wie es sich im schwarzen Gewimmel durch die Straßen drängt, stolz auf sich selbst, freudig bewegt, zufrieden, glücklich! Muß das dein Herz nicht erfreuen, wohledler Antigonos?“

Antigonos antwortete nicht und sah hinaus auf das

Meer, das wie eine dunkle, geheimnisvolle Masse rauschend und raunend an den Ufermauern hinaufschlug. Er dachte an Aina Sahel, deren letzte Stunde so nahe war, die er nicht zu retten vermochte.

„Nie, solange ich denken kann," fuhr Nenia mit einem holden Augenaufschlag fort, „ist das Volk von Akragas so glücklich in allen seinen Teilen gewesen, nie hat Handel und Wandel so geblüht, nie hat ein tapferer Held und siegreicherer Herrscher an seiner Spitze gestanden, nie war seine Macht und Größe entwickelter, seine Zukunft gesicherter als jetzt. Nur eins fehlt ihm —"

Sie neigte sich zu ihm und schmachtete ihn mit aufdringlicher Liebenswürdigkeit an.

„Was meinst du, Nenia?" fragte Antigonos.

„Eine Fürstin!" erwiderte Nenia, in holder Verwirrung den Blick niederschlagend. „Das Volk von Akragas will den vollen Glanz, die ganze Herrschaft auf seinem Throne sehen. Ja, würdiger Antigonos, du magst tun und denken, was du willst, du wirst um diesen Punkt nicht herumkommen, wirst deine Wahl treffen müssen."

Was wollte die Frau? Wollte sie ihren Gatten auf die Seite bringen und Fürstin werden? Es war ihr wohl zuzutrauen.

Da klang plötzlich ein schriller, wilder Schrei durch die Luft.

Antigonos stand rasch auf und trat an die Balustrade. Unter ihm wogte und wallte die Volksmasse, kaum zwei- oder dreihundert Schritte von ihm ragte der Holzstoß schwarz und drohend aus der Tiefe herauf. Noch brannte er nicht, aber unter die Massen da unten kam eine Spannung und Aufregung, als müsse der Augenblick der Hinrichtung nahe sein. In unmittel-

barer Nähe liefen einige Leute mit brennenden Fackeln hin und her, aber ihr Licht war so gering, daß sie nur kleine Flecke in der großen, schwarzen, aufgeregten Masse beleuchteten. Da — Antigonos strengte sich an, um die Finsternis zu durchdringen — sah er, wie der Henker im dunkeln Talar, der ihn von Kopf bis zu den Füßen einhüllte, eine Gestalt die Leiter hinauftrug mit langen Haaren im gelbroten Kleid.

Antigonos schloß die Augen, er wollte nichts mehr sehen. Es war, als ob ihm das Herz stillstehen müßte bei dem Anblick. Aber er mußte doch die Augen wieder öffnen, als ob eine innere Gewalt ihn dazu gezwungen hätte.

War der Henker schon oben? Band er sie fest an dem Pfahl, damit sie nicht hinabspringen könne in die Menge?

Vom Platz herauf klang jetzt ein tausendstimmiges verworrenes Geschrei — die Erwartung der Masse machte sich Luft.

Nun war's einen Augenblick wieder still. Antigonos fühlte sein Herz schlagen, als ob es springen müßte. Er zitterte am ganzen Leib. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, und er stöhnte qualvoll auf. Er sah Aina Sahel trotz der noch herrschenden Finsternis am Pfahl angebunden, sah ihre großen Kinderaugen auf sich gerichtet, sah ihre langen, herrlichen Haare, die er so oft im kosenden Scherz um seine Finger gewickelt, hörte die süßen Klänge ihrer Flöte — und das alles sollte ein Raub der Flammen werden? Staub und Asche?

„Feigling!" rief eine innere Stimme ihm zu.

Rasch und erschrocken sah er sich um, aber er sah nichts. Er litt Höllenqualen. Mit dumpfem Röcheln sank er zu Boden.

Da zuckten die Flammen an dem finsteren Holzstoß empor. Wie das prasselte und knisterte, wie das lichterloh durch die Nacht in die Höhe zuckte und schweifte, wie Geister der Unterwelt, die in teuflischer Lust und Gier nach ihrem Opfer haschten!

Ein wildes Geschrei der Menge erfüllte den Platz, die ausgelassene Lust erreichte ihren Höhepunkt.

(Fortsetzung folgt.)



Die Urmenschen Europas

Von Th. v. Wittembergk

Mit 7 Bildern

Seit dem Jahre 1908 haben sich die wissenschaftlichen Vorstellungen über die Urmenschenbevölkerung Europas durch die Auffindung des Mousterienmenschen einerseits und des Aurignacmenschen anderseits wesentlich geklärt. Der Mousterienmensch ist dem Aurignacmenschen gegenüber die ältere Form. Er führt seinen Namen von seiner Fundstätte, einer Grotte von Le Moustier im Vezèretal, wo von dem schweizerischen Archäologen O. Hauser im März des genannten Jahres der Schädel eines etwa sechzehnjährigen Knaben entdeckt wurde, der dann im August desselben Jahres von dem Breslauer Anatomen H. Klaatsch gehoben worden ist.

Der Aurignacmensch stellt, wie schon angedeutet, den jüngeren Urmenschentyp dar, der sowohl in seinem Körperbau als auch hinsichtlich seiner Kulturstufe schon beträchtlich vorgeschritten ist. Er erhielt seinen Namen von der nach der Stadt Aurignac als „Aurignacien" bezeichneten Kulturschicht. Im August 1909 entdeckte O. Hauser in der Grotte Combe Capelle, im Tal der Corrèze, das vollständige Skelett eines etwa fünfzigjährigen Mannes. H. Klaatsch hob dieses im September desselben Jahres.

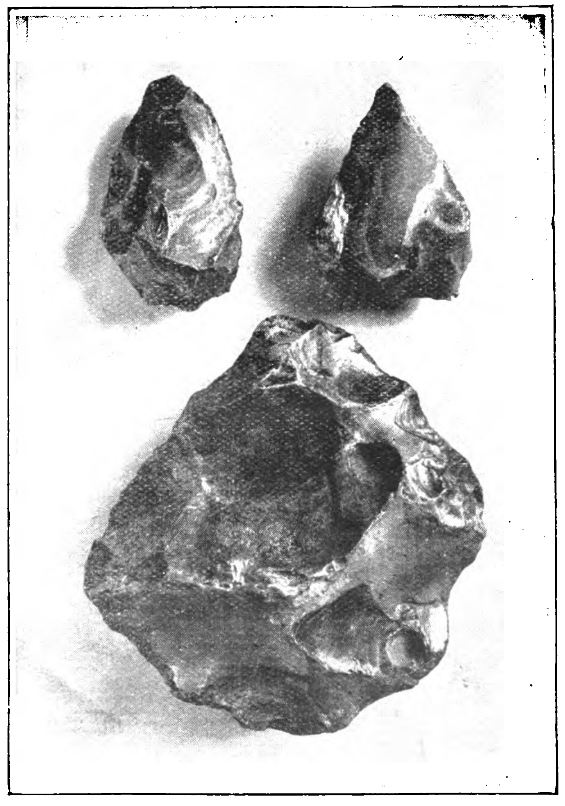
Beide, der Mousterienmensch und der Aurignacmensch, lebten in der älteren Steinzeit, also in jener geologischen Epoche, die das Diluvium umfaßt und die durch die Eiszeit mit ihren viermaligen Vorstößen ausgezeichnet ist. Man hat die Dauer der gesamten Eiszeit auf etwa hunderttausend Jahre berechnet, und ihr Ende dürfte gegen zwanzigtausend Jahre zurückliegen.

Der Mousterienmensch gehörte, wie aus seinen

Körpermerkmalen hervorgeht, der Neandertalrasse an. Diese hat ihren Namen empfangen von dem Neandertalmenschen. Im Jahre 1856 entdeckte man nämlich im Neandertal bei Düsseldorf das Schädeldach eines bejahrten Mannes, dessen mächtige Knochenwülste schon die Aufmerksamkeit der ersten Untersucher, wie Schaafhausens, erregten. Virchow hat nachher die Knochenverstärkungen nach einem Gipsmodell als gichtische Auftreibungen erklärt, bis dann später namentlich durch den Straßburger Anatomen Schwab die Überaugenwülste als normale Bildungen und charakteristisches Merkmal der Neandertalrasse festgestellt wurden.

Aus den Funden in Spy in Belgien, in Krapina in Kroatien, in den Festungsfelsen von Gibraltar, aus den Resten des Mousterienmenschen und aus den in einer Grotte bei La Chapelle-aux-Saints entdeckten Skeletteilen eines alten Mannes wissen wir heute, daß die Neandertalrasse geraume Zeit in Europa weit verbreitet war, und wir wissen ferner, daß sie mit der später auftauchenden, höher organisierten Aurignacrasse zusammenstieß, von dieser allmählich verdrängt und größtenteils vernichtet wurde. Die von Gorjanović-Kraneberger in einer Grotte bei Krapina in Kroatien entdeckten Knochenreste beleuchten scharf die Zeiten des Zusammenstoßes der Neandertalrasse mit der Aurignacrasse. In dieser Grotte fanden sich nämlich Skeletteile beider Rassen nebeneinander vor. Die Knochenbruchstücke der einen Rasse waren vom Feuer geschwärzt. Dieser Umstand läßt sich nach den Darlegungen von Klaatsch nur dadurch erklären, daß die Neandertalmenschen mit den Aurignacmenschen bei Krapina im Kampf aneinandergerieten, die Sieger die Glieder der Unterlegenen am Feuer brieten und als Kannibalen das Fleisch verzehrten.

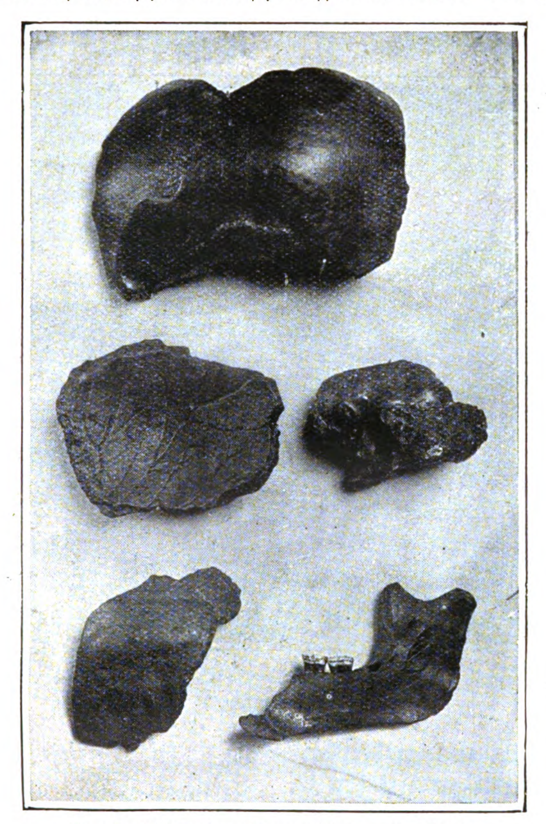
Aber die Neandertalmenschen sind noch nicht die ältesten Bewohner Europas. Ihnen voraus ging eine noch ältere Urform, der Heidelberger Mensch. In einer



Feuersteinwerkzeuge des Urmenschen von Sussex.

Sandgrube von Mauer im Neckartal bei Heidelberg fand man im Jahre 1907 ungefähr 24 Meter unter der heutigen Oberfläche einen Unterkiefer, der sich durch

die Zähne als ein menschlicher Knochen kennzeichnet, durch seine Massigkeit und sonstige Beschaffenheit aber an die afrikanischen Menschenaffen erinnert. Die An-



Knochenstücke des Urmenschen von Sussex.

näherung an diese ist so groß, daß man ohne die Zähne im Zweifel sein würde, ob der Unterkiefer von einem Menschen oder Menschenaffen herrührt. Nach dem

Gebiß zu schließen, dürfte dieser Urmensch hauptsächlich von Pflanzennahrung gelebt haben. Die in der Umgebung des Unterkiefers vorgefundenen Säugetierreste, von denen einige dem Altelefanten zugehören, weisen darauf hin, daß der Heidelberger Mensch in

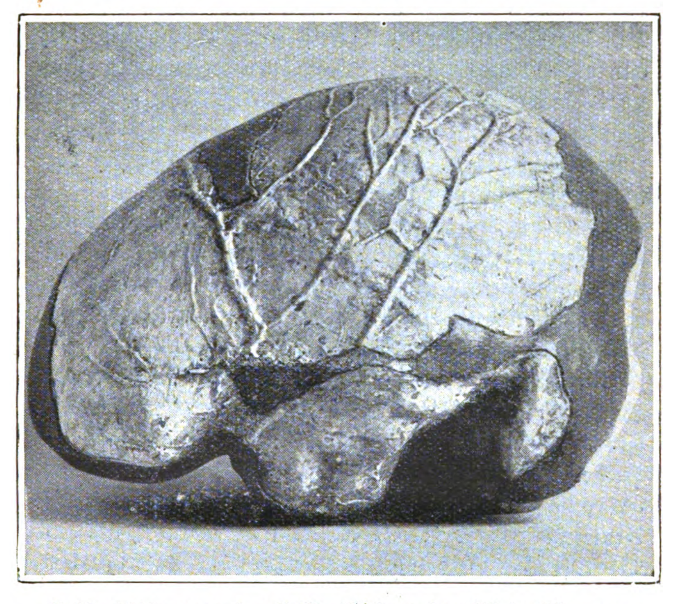


Vorderansicht des rekonstruierten Schädels des Urmenschen von Sussex.

eine Wärmeperiode, das heißt in das voreiszeitliche Diluvium, zu versetzen ist.

Neuerdings ist aber nun ein noch älterer Urmenschenrest durch den Geologen Dawson und den Naturforscher Woodward entdeckt worden. Die Fundstätte liegt in der Nähe von Uckfield in einem großen Tal, das von Kreidelagern eingefaßt ist. Die ältesten dieser Kreide-

lager reichen bis in das Pliozän, die jüngste Stufe der Tertiärformationen, zurück. Bekanntlich ist das Tertiär diejenige Erdepoche, die dem Diluvium vorausgeht. Da sich das bei dem Örtchen Piltdown befindliche Lager, das die Überreste enthält, aus einem



Gehirnhöhlenausguß mit Verästelung der Blutgefäße vom Schädel des Urmenschen von Sussex.

Gemisch von verschiedenen Gesteinsschichten zusammensetzt, so ist es schwierig, das Alter des Fundes genau zu bestimmen. Immerhin läßt sich schon aus den Feuersteinwerkzeugen, die die Knochen begleiteten, ein gewisser Schluß ziehen.

Diese Feuersteinwerkzeuge, die eine mehr oder weniger birnenähnliche Form haben, sind so roh be-

arbeitet, daß man sie nach Vergleichen mit anderen Gerätschaften in die allerfrüheste Periode der älteren Steinzeit versetzen muß. Die Knochen selbst bestehen aus der rechten Hälfte eines Unterkiefers und einem großen Stück der linken Schädelhälfte. Sie waren zerbrochen, aber hart. Das Knochenstück, das einen Teil der Gehirnwand bildet, ist sehr dick, nämlich über einen Zentimeter stark. Im Unterkiefer sitzen noch zwei Backenzähne an Ort und Stelle. Die einzelnen Stücke lagen dicht nebeneinander, so daß sie zweifellos zusammengehören. Aus der Stirnform läßt sich vermuten, daß sie von einer Frau herrühren.

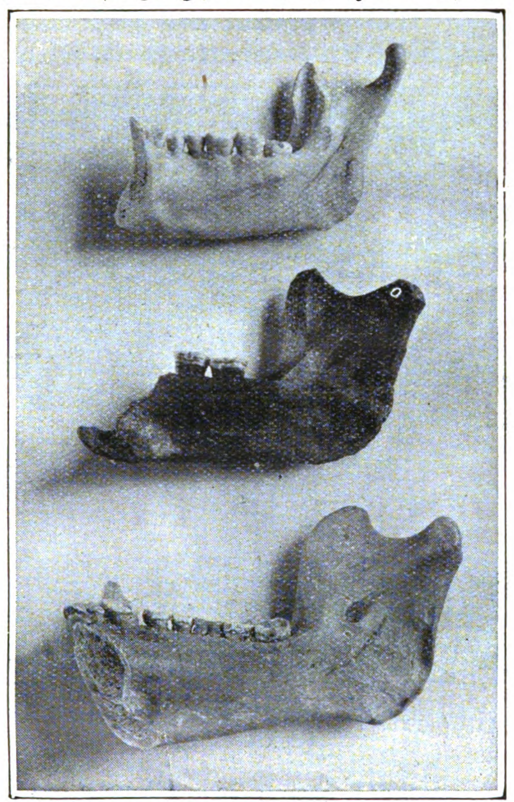
Man hat die Bruchstücke zusammengesetzt und danach den Schädel rekonstruiert. Ferner ist die Gehirnhöhle, um den Gehirnumfang beurteilen zu können, ausgegossen worden. An der Gußform kann man deutlich den Verlauf der Blutgefäße erkennen.

Die Form des Unterkiefers dieses Urmenschen von Sussex weicht von der Unterkieferform des heutigen Europäers weit ab, ähnelt dagegen dem Unterkiefer des Heidelberger Menschen. Jedoch ist sie noch affenmäßiger, als es bei diesem Urmenschen der Fall ist. Daher darf der Urmensch von Sussex, wie schon angedeutet, als eine Vorstufe des Heidelberger Menschen erachtet werden.

Vergleicht man den Unterkiefer eines Kaffern, den des Urmenschen von Sussex und den eines Schimpansen, also einer afrikanischen Menschenaffenart, so ergibt sich, daß das Fundstück ungefähr die Mitte zwischen den beiden anderen Vergleichsobjekten einhält.

Betrachtet man den rekonstruierten Schädel des Urmenschen von Sussex und den eines Schimpansen von der Seite, so springt trotz aller vorhandenen Unterschiede das Affenhafte in der Bildung des Urmenschenschädels noch klarer hervor.

Mit den menschlichen Knochen und den Feuersteinwerkzeugen wurden auch Stücke von Zähnen einer Elefantenart freigelegt, die im Pliozän lebte, in einer

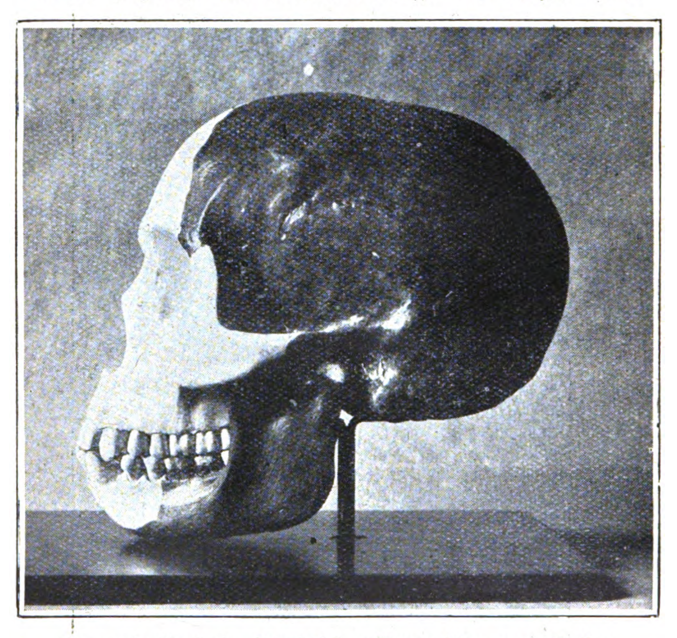


Der Unterkiefer eines Kaffern, des Urmenschen von Sussex und eines Schimpansen.

späteren Periode aber nicht mehr vorkam. Es ist daher möglich, daß der Urmensch von Sussex ein Zeitgenosse dieses Elefanten war, und dann müßte auch er bereits

in der jüngsten Epoche der Tertiärzeit die Erde bewohnt haben.

Wie mögen nun diese Urmenschen ausgesehen haben? Fassen wir, um darüber eine Vorstellung zu gewinnen, zuerst die Neandertalrasse ins Auge. Der

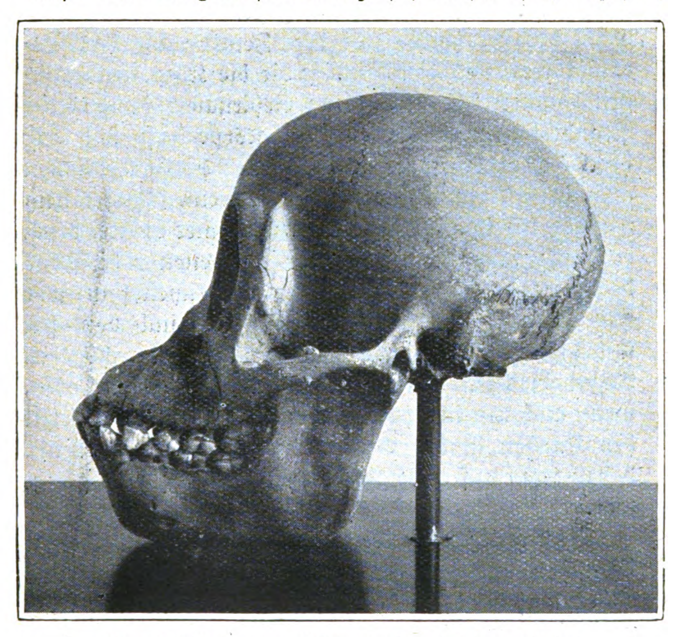


Der rekonstruierte Schädel des Urmenschen von Sussex (Seitenansicht).

Neandertalmensch war verhältnismäßig klein, denn seine Stehhöhe betrug nicht mehr als 1,60 Meter. Der Körper war gedrungen, den Gliedmaßen eine außerordentliche Plumpheit eigen und die Muskulatur sehr kräftig entwickelt. Die Speiche am Vorderarm besaß eine Krümmung, die an den

Gorilla erinnert, und der Unterschenkel war ungewöhnlich kurz.

Im Gesicht fielen vor allem die starken Überaugenwülste über den großen und rundlichen Augenhöhlen auf. An den Fundstücken läßt sich nachweisen, daß sie



Der Schädel eines Schimpansen (Seitenansicht).

in der Jugend kleiner waren und sich erst mit dem zunehmenden Alter mehr und mehr vergrößerten. Dieselbe Erscheinung wird beim Gorilla beobachtet. Bei ihm hängt die Vergrößerung mit der Zunahme der Kiefermuskulatur zusammen, und so wird auch der erwachsene Neandertalmensch eine außerordentlich kräftige Kiefermuskulatur besessen haben. Die Stirn-

wölbung setzte sich mit einer leichten Aushöhlung auf den Rücken der Nase fort, die frei hervorragte und mit sehr weiten Nasenlöchern ausgestattet war.

Das Stirngehirn des Neandertalmenschen war nur gering. Er dürfte daher nur über eine niedere Intelligenz verfügt haben. Dagegen sind die übrigen Teile des Großhirns mit den Zentren für den Beobachtungs- und Gehörsinn sowie die Körperbewegungen umfangreich. Nach dieser Gehirnausbildung ist der Neandertalmensch als ein mit Körperkraft und List begabter, roher Jäger zu erachten. Hiermit stimmen auch seine Feuersteinwerkzeuge überein. Außer dem Fäustel, der ihm als Waffe und Hammer diente, besaß er Kratzer, Schaber und Bohrer, mit denen er die Felle der erlegten Tiere bearbeitete. Schönheitssinn war ihm kaum eigen. Denn Schmuckstücke sind von ihm unbekannt. Gleichwohl war er nicht aller höheren Regungen bar. Denn er bestattete schon seine Toten, wenn auch nur in sehr einfacher Weise, wie das Skelett des Knaben in der Grotte von Le Moustier dartut, dessen Kopf auf ein Lager von Feuersteinstücken gelegt war.

Die Vorstufen der Neandertalrasse, den Heidelberger Menschen und den Sussexmenschen, müssen wir uns daher noch niedriger geistig entwickelt und körperlich noch plumper und noch mehr an die Statur des Gorilla mahnend vorstellen. Gewisse Gründe sprechen dafür, daß diese Urmenschen über die Länderbrücken, die damals noch Europa mit Afrika verbanden, aus diesem in Europa einwanderten, wo nun allmählich die Neandertalrasse zur Ausbildung gelangte.

Körperlich und geistig bedeutend höher entwickelt war schon die Aurignacrasse, die wahrscheinlich aus Asien nach Europa kam und, wie schon erwähnt, die

Neandertalrasse mehr und mehr verdrängte. Sie war schlanker gebaut, die Knochenkrümmungen fehlen, die Überaugenwülste treten zurück, die Stirn ist besser gewölbt und der Stirnteil des Großhirns beträchtlich ausgebildet.

Die Aurignacmenschen bearbeiteten ihre Feuersteinwerkzeuge, wie Klingenkratzer, Kielkratzer, Bogenstichel, Messer und Speerspitzen, sorgfältig, sie stellten sich Geräte aus Knochen und Geweihstücken her, sie begruben ihre Toten in der noch jetzt bei Naturvölkern üblichen Hockerstellung und fügten ihnen Schmuck wie Muscheln und Schneckengehäuse bei und besaßen einen bemerkenswerten Schönheits- und Kunstsinn, wie aus den von ihnen hinterlassenen Einritzungen von Tieren auf Knochen und den Tierzeichnungen in den Fundstätten hervorgeht.



Ausgemustert

Novelle von Fritz Müller

Als sich der Bankbeamte Alois Stelzhammer zum ersten Male stellen mußte, hatte ihn gerade vorher die Influenza tüchtig umgeschüttelt.

„Auf zwei Jahre zurück,“ sagten sie bei der Musterung, so daß der Alois Stelzhammer die nächsten zwei Jahre ruhig wieder am Kassenschalter stehen konnte. Geld einnehmend, Geld ausgebend, immer liebenswürdig mit dem gleichen Tonfall fragend: „Wünschen Sie Gold, oder wünschen Sie Papier?“

Mächtig gesund sah er jetzt aus, und mancher Kunde, der im Schalterraume wartete, freute sich nicht nur übers Geld, das er bekommen sollte, sondern auch über den großen, schöngewachsenen Kassierer, der sein blitzendes und raschelndes Reich mit unbedingter Sicherheit beherrschte.

Wie der's oft knattern ließ auf dem Marmortisch von explodierten Goldpatronen! Wie er in musterhaften Bataillonen seine blinkenden Silberreihen aufmarschieren ließ! Wie er kerzengerade Pfeiler schichtete als der Festungsingenieur der Kasse, und wie seine Scheine knisterten, als seien es ebensoviele Fahnen im Wind!

Bald waren die zwei Jahre um, und er stellte sich zum zweiten Male. Diesmal würde er natürlich genommen. Er, der sonder Fehl war. Es sei denn, daß man den Daumen seiner rechten Hand, der vom Geldauszählen sehr, sehr breit geworden war, als einen solchen Fehler ansah.

„Nee, Stelzhammer,“ sagte aber ein sachverständiger Kamerad, „Ihr Daumen hindert nicht am Zielen, Schießen und Marschieren, er müßte denn schon ab sein.“

Und dann erinnerte sich Stelzhammer, von Bauernburschen gelesen zu haben, die sich selbst verstümmelten, um nicht dienen zu müssen.

„Lassen einfach die Axt ein bissel ausrutschen, verstehst du, bei der Arbeit natürlich," sagte der Kollege, „dann soll Ihnen einer die Absicht nachweisen, wenn er kann."

„Aber wenn's doch herauskommt, steht schweres Zuchthaus darauf," sagte Stelzhammer und griff wieder in seine Kasse.

Am anderen Tage stand er vor seinem Vorgesetzten.

„Ja, Herr Stelzhammer," sagte der, „wir sind gewiß zufrieden mit Ihnen, sehr zufrieden sogar. Aber freihalten können wir Ihnen den Posten mit dem besten Willen nicht, wenn Sie genommen werden und dann vom Militär zurückkommen."

Auf Alois Stelzhammers Gesicht arbeitete es.

„Aber melden können Sie sich dann ja immerhin, und wenn wir mit Ihrem Nachfolger nicht so zufrieden waren wie mit Ihnen, so ist eine Kündigung zu Ihren Gunsten nicht ausgeschlossen."

„Und wenn ich — wenn ich überhaupt nicht genommen werde?"

„Dann würden wir uns natürlich freuen, blieben Sie bei uns, Herr Stelzhammer. Und im Vertrauen kann ich Ihnen sagen, die Übertragung der Prokura wäre dann in absehbarer Zeit auch nicht ausgeschlossen. — Wollen Sie uns also jedenfalls von dem Ergebnis der Musterung sofort in Kenntnis setzen." —

Sobald der Tag der Musterung bestimmt war, kam Alois Stelzhammer um Urlaub ein. Der wurde ihm auf seine Bitte so bewilligt, daß der letzte Tag des Urlaubs mit der Musterung zusammenfiel.

Alois Stelzhammer hatte sonst seinen Urlaub stets am Meere zugebracht. Diesmal ging er ins Gebirge.

Alois Stelzhammer hatte sich's sonst in seinem Urlaub immer reichlich bequem gemacht. Diesmal schien er von einem anderen Geist ergriffen. Er machte weite Wege in die Berge. Er kletterte die unwegsamsten Pfade.

„Ist schon recht, Herr, wenn man ordentlich kraxelt," sagte ihm in einer Schutzhütte ein Jagdgehilfe, „aber dann sollten S' doch wenigstens auch ordentlich essen. Das bissel Zwieback halt nicht lang vor. Werden's sehen, Herr, Sie halten's nicht aus."

„Ach was, ich weiß schon, was ich tue. Wir essen alle sowieso zu viel. Und das Knapphalten gehört mit zu meiner Urlaubskur — verstanden?"

Der Jagdgehilfe schüttelte den Kopf und ging. Verstehen tat er's nicht. Aber ihm konnte es ja gleich sein. „So verrückte Kurg'schicht'n, wie jetzt die Stadtleut' hab'n," murmelte er. „Es ist zum Lachen."

Und der Alois Stelzhammer wurde immer „verrückter", je näher es zu seinem Urlaubsende ging. Nackt ausziehen tat er sich auf der höchsten Bergspitze und setzte sich dem kalten Luftstrom aus. Bäder nahm er in dem eiskalten Gebirgsbach, bis er blau wurde. Und den Wirten im Gebirgstal gab er außer für Alkohol fast nichts zu verdienen.

Die Nacht aber vor der Gestellung lief er zu Fuß nach der Stadt, ohne zu essen oder zu trinken. Mit glühender Zunge und brennenden Augen, mit schlotternden Knien und matten Gliedern stand er vor der Aushebungskommission.

Und sie klopften und horchten und tasteten an dem Alois Stelzhammer herum und schüttelten den Kopf

und sagten: „Schade, schade! Wäre sonst ein prächtiger Soldat gewesen, aber, aber —“

Der Stabsarzt bremste mitten im Bedauern, weil er den Alois Stelzhammer nicht erschrecken wollte. Der Schreiber aber schrieb ihm einen gelben Zettel. Darinnen stand, daß er jeder Stellungspflicht enthoben wäre, auch im Kriege. Und mit zwei lateinischen Buchstaben und einer arabischen Zahl gaben sie auch den gesundheitlichen Grund an. Und quer über den Zettel druckten sie mit einem brandroten Stempel „Ausgemustert!“

Einen Augenblick zwar war es dem Alois Stelzhammer, als glühe der Stempel und würde ihm auf die Stirn geschlagen als ein rauchendes Brandmal, das nimmer wegging. Aber bald war's weggeblasen, als das Tor des roten Hauses hinter ihm lag.

Und dann war es gerade umgekehrt. So froh, so leicht fühlte er sich. Irgend etwas spannte seine Brust, daß sie fast zerspringen wollte. Und wenn er's überdachte, hatte er Grund genug, vergnügt zu sein, als wenn er eine Schlacht gewonnen hätte. Freilich nur eine wirtschaftliche, aber eine Schlacht immerhin.

Das wenigstens sagten ihm die Freunde, die er noch am gleichen Tage traf. Die brauten natürlich gleich ein Fest für den Abend zusammen, wo es ein Hallo gab und ein Pokulieren und ein Gratulieren, daß es beinahe übers Maß ging.

Bis auf einmal der Gefeierte kalkweiß vom Stuhl fiel und schmählich jappte. Sehr natürlich, denn er hatte seit zwei und einem halben Tage nichts gegessen.

Alois Stelzhammer bekam noch eine halbe Woche Nachurlaub, trat dann aber frisch und frank im Allerheiligsten des Privatkontors an.

„Herr Direktor, ich bin wieder hergestellt."

„Gut, Herr Stelzhammer, gut — Sie werden sehr benötigt. — Und was ich sagen wollte, hat sich das mit Ihrem Militärverhältnis inzwischen auch entschieden?"

„Jawohl, Herr Direktor: Ausgemustert."

„Na, dann ist's ja gut. — Erinnern Sie mich in einem Vierteljahr an den Abschluß eines längeren Vertrages, Herr Stelzhammer — guten Morgen."

Dann ging das Vierteljahr vorüber, rückte die Lebensstellung an, ging es aufwärts auf der Stufenleiter der Beförderung. Und nach einer Reihe von Jahren wurde der Alois Stelzhammer vom Direktor beim Aufsichtsrat zu einem lebenslänglichen Prokuristenposten vorgeschlagen.

„Ein tüchtiger Mensch, dieser Stelzhammer," sagte er erläuternd in der Sitzung, „unbedingt verlässig, kennt kein anderes Interesse als das des Geschäfts."

„Ich weiß nicht," sagte einer der Aufsichtsräte mit einer Runzel über der Nasenwurzel, „ich weiß nicht, ob es gerade eine besondere Empfehlung für einen verhältnismäßig noch so jungen Mann ist, wenn er gar keine anderen Interessen als —"

„Ja — ja, unser Philosoph," unterbrach ihn der Vorsitzende des Aufsichtsrates, „für uns ist es jedenfalls die allerbeste Empfehlung, und ich bitte die Herren, die für den Antrag sind —"

Wupp, gingen schon alle Hände in die Höhe. Auch die des Philosophen. Denn schließlich ist die Philosophie doch mehr für den Hausgebrauch als fürs Geschäft.

So gingen die Jahre reihum durch das Kontor, wo der Prokurist Alois Stelzhammer als Hauptkassierer seine Tätigkeit entfaltete. Und ein Jahr sagte es beim

Scheiden dem anderen: Also paßt auf, so und so werdet ihr's bei dem Alois Stelzhammer finden.

Und aufs Haar genau fand es das neue Jahr so beim Hauptkassierer und übergab ihn mit dem gleichen Vermerk dem nächsten Jahr.

Bis einmal ein Jahr ins Land ging, das fand den Prokuristen Alois Stelzhammer anders, als es im Übernohmeprotokoll des vorigen vermerkt war. Aber es war Grund da, daß das nicht am Prokuristen lag, sondern am Jahr.

Denn es war ein Kriegsjahr. Kein solches, wo man als Unbeteiligter am Kaffeetische saß und bedächtig die Schachzüge einiger Balkanstaatchen weit hinten in der Türkei mit Unterstützung der Zeitung nachfuhr, sondern ein Kriegsjahr, bei dem der ehrsame Stand der Unbeteiligten auf der Erde ausgelöscht war, wo der Krieg auf jeden zeigte und brüllte: „Dich betrifft es, dich, gerade dich!"

Und es ergab sich, daß dieser Weltkrieg einen vierhundertmillionenfachen Zeigefinger hatte, den er gegen die Betroffenen streckte. Durch Dächer durch und Mauern, durch Hütten und Paläste, und noch durch der Erde Eingeweide bohrte er den Finger tausend Meter tief in Kohlengruben zu den Arbeitern, die die Kohlenhacke schwangen.

„Dich betrifft es, dich, gerade dich!"

Und es ergab sich weiter, daß dieser fürchterliche Finger sich auch durch die Mauern des großen Handelsinstitutes reckte, und als der Prokurist Alois Stelzhammer an diesem Morgen gerade den großen Kassaschrank öffnete, aus diesem Schrank heraus gerade auf des Prokuristen Brust eindrang.

„Dich betrifft es, dich, gerade dich!"

Der Prokurist Alois Stelzhammer erbleichte. Aber

rasch hatte er sich wieder gefaßt und den Kassenschrank zugeschlagen.

„Dummes Zeug," sagte er, „dummes Zeug, ich bin ja ausgemustert."

Und dann begab er sich an den Schalter und öffnete die Geldschatulle.

Hilf, Himmel, wieder dieser ausgereckte Zeigefinger.

„Dich betrifft es, dich, gerade dich!"

Zu die Geldschatulle! Das Hauptkassabuch aufgeschlagen, Folio dreihundertsechsundachtzig, neunzehnhundertvierzehn, August, den dritten: An Saldovortrag — schrieb des Hauptkassierers Feder, spritzte wild und fuhr zurück. Herrgott, wieder der Zeigefinger des Krieges, der durch den Saldovortrag durchstach und sich gegen Herrn Alois Stelzhammers Brust richtete.

„Dich betrifft es, dich, gerade dich!"

Des Prokuristen Augen flackerten. Er gab sich einen übermenschlichen Ruck. Gerade jetzt hieß es, klaren Kopf haben. Denn vor den Schaltern drängten sich die Leute, die ängstlich ihr Geld erheben wollten. Ruhe mußte er haben, Ruhe zur Beschwichtigung der aufgeregten Leute, Ruhe zum Geldauszahlen, Ruhe zum Eintragen der Posten, Ruhe, bis es gelungen war, den Strom der Ängstlichen zu dämmen. Bis diese spärlicher wurden, immer spärlicher und zuletzt ganz ausblieben, so daß es stille wurde vor den Schaltern und in den Geschäftsräumen und der Prokurist Alois Stelzhammer keine Arbeit mehr hatte.

Langsam ging er nach Geschäftschluß seiner Wohnung zu. Er fürchtete sich, allein zu sein. Aber es half nichts. Die eiserne Gewohnheit bog die Füße nach der altgewohnten Richtung. Er schloß die Tür seiner Junggesellenwohnung auf und prallte zurück vor dem Finger.

„Dich betrifft es, dich, gerade dich!"

„Ja, ich weiß, ich versprach, mit dir zu sprechen — in aller Ruhe."

Und der ausgereckte Finger folgte ihm in die Wohnung. Hielt an, wenn er anhielt. Ging weiter, wenn er weiterging.

Jetzt hatte sich der Prokurist Alois Stelzhammer mit zitternden Händen eine Zigarette angezündet. Mit Zigarettenwolken wollte er dem Finger seine Fassung zeigen. Zigarettenwolken blies er dick und dicht auf den Finger, daß sie ihn verhüllen mochten. Aber dieser Finger war mit keinen Wolken zu bedecken. Scheu glitten diese an ihm ab.

Alois Stelzhammer hatte seinen goldenen Fingerring abgestreift, bemühte sich, ihn dem Mahnfinger vor sich anzustreifen und sagte: „Zunächst beabsichtige ich, auf einen Teil meines Gehaltes zugunsten des Roten Kreuzes zu verzichten."

Aber der weisende Finger schüttelte den goldenen Ring ab, daß der im Zimmer herumtanzte.

„Dich betrifft es, dich, gerade dich!"

Nichts anderes sagte der Finger, immer nur dasselbe sagte er.

„Und was mich betrifft — ich habe mit dem Kriege eigentlich überhaupt nichts zu schaffen. Ich bin — ich bin doch —"

Und der Prokurist Alois Stelzhammer faltete einen gelben Zettel auseinander.

„Hier," sagte er, „hier ist der amtliche Stempel des Generalkommandos. Es ist alles in bester Ordnung — ich bin ausge — ausge —"

Aber er brachte das Wort nicht heraus.

Denn da waren die beiden Buchstaben und die Zahl unter dem Finger glühendrot geworden und schwollen

auf und sprangen aus dem gelben Schein und liefen wie rasend im Zimmer herum. An ihrer Stelle aber kam eine neue Inschrift zum Vorschein, als ob sie schon immer, nur verdeckt, dagestanden hätte. Und diese Inschrift auf dem gelben Zettel stand steif und nüchtern da:

Grund: Betrug am Vaterland!

Und auf diesen Worten blieb der Finger stehen und wollte nicht mehr weiter.

Alois Stelzhammer blinzelte durch die Wolken seiner Zigarette und sagte: „Wir werden ein paar Millionen Krieger stellen. Als ob es da auf einen einzelnen —“

„Auf jeden einzelnen!“ gaben ihm die Wände seines Zimmers zurück.

Da versuchte es der Prokurist auf eine andere Weise. Er nahm ein scharfes Rasiermesser vom Schreibtisch und begann, auf dem Ausmusterungsschein zu radieren. Es ging ganz gut. So — jetzt waren die erschlichenen Zahlen verschwunden. Aber siehe, da leuchteten sie schon wieder durch das aufgerauhte Papier durch.

Da warf er das Messer hin, faltete mit einem Fluch den gelben Zettel zusammen, steckte ihn in seine Brieftasche, trank rasch zwei Gläser Kognak hintereinander und fuhr sich ein paarmal über die Stirne.

Gott sei Dank — der schreckliche Zeigefinger war nicht mehr im Zimmer!

„Ist ja Blödsinn,“ sagte Alois Stelzhammer und ging in seine Stammkneipe.

Es war noch niemand da am Stammtisch. Schweigend setzte er sich. Schweigend setzte die Kellnerin ein Glas Bier hin. Schweigen herrschte in der großen Gaststube. Nur eine Zeitung und ein paar Extrablätter knisterten vom Krieg.

Jetzt kam der alte Registrator. Er war früher zitteriger gegangen. Jetzt schritt er fast elastisch.

„Ah, Herr Registrator — freut mich, freut mich! — Nun, wie geht's, wie steht's — zu Hause auch alles wohl — die Kinder — die Frau Gemahlin?"

Der Registeator schaute durch diesen Wortschwall durch wie durch Glas. „Sie sind hier?" fragte er erstaunt und schob die runzelige Stirnhaut höher.

„Aber Herr Registrator, ich weiß nicht, ich weiß wirklich nicht, wo ich sonst —"

„Eingerückt!"

„Aber wo ich doch ausgemustert bin, Herr Registrator!"

„Was? Sie sind ausgemustert?" Und des alten Mannes Blick ging auf und nieder an der kräftigen Gestalt des Prokuristen.

„Nun, Sie werden doch nicht etwa glauben," sagte Alois Stelzhammer, „Sie werden doch nicht etwa — etwa — Im übrigen habe ich meinen Ausmusterungsschein gerade noch in Händen gehabt — jawohl, gerade noch." Und er sah flüchtig an der linken Rockseite herab, unter der die Brieftasche steckte, und erschrak. Dort brannten feurige Buchstaben durch den Cheviotstoff: Grund — Betrug am Vaterland.

Er blickte entsetzt den Registrator an. Ob auch für den die fürchterliche Inschrift sichtbar war? Nein, nein, Gott sei Dank, die sah nur er, nur er, der Ausgemusterte!

„Ja ja," sagte der Registrator jetzt freundlicher, „wenn Sie freilich ausgemustert sind —. Aber sagen Sie, warum denn eigentlich? Hatten Sie ein Leiden, Herr Stelzhammer?"

„Ich weiß es selbst nicht. Jedenfalls steht es im Ausmusterungsschein — zwei Buchstaben und eine Ziffer, das ist alles, Herr Registrator."

„Aber da könnten Sie sich ja doch noch einmal stellen, Herr Stelzhammer — nicht? Es melden sich jetzt ja Tausende von Freiwilligen."

„Hm, meinen Sie, daß ich genommen würde?"

„Ich hoffe es, ich hoffe es, Herr Stelzhammer. Bei diesem Kriege brauchen wir jeden Mann, kommt es auf jeden einzelnen an. Denken Sie nur, wie viele fallen, verwundet werden!"

„Gewiß, gewiß, Herr Registrator. — Aber sagen Sie, ist es nicht merkwürdig, daß heute niemand von den anderen Stammgästen an unseren Tisch kommt?"

„Merkwürdig? Das Gegenteil wäre merkwürdig. Sie sind ja eingerückt, sie sind alle eingerückt!"

Stelzhammer trafen die Worte wie Keulenschläge. „Nun, ich werde jedenfalls demnächst einmal beim Bezirkskommando vorbeigehen, Herr Registrator, um zu —"

„Am besten ist's, Sie tun's gleich morgen, Herr Stelzhammer. Je eher, je mehr Aussicht aufs Genommenwerden, wissen Sie. Weiß der Teufel, Herr, wenn ich nicht so ein alter Vaterlandskrüppel wäre — Herrgott, Herr Stelzhammer, wenn ich Ihren Körper hätte —"

Alois Stelzhammer hielt es nicht mehr aus. „Kellnerin, zahlen!" rief er.

Und nervös lief er dann durch die Straßen. Den Kopf hielt er gesenkt, so daß er gar nicht sehen konnte, wie sich das Straßenbild gewandelt hatte. Aber hören tat er's plötzlich.

Vaterlandslieder umbrausten seine Schritte. Der Massenschritt der Reservisten, die mit ihren Köfferchen und Pappschachteln vom Bahnhof kamen, dröhnte durch die Gassen, Hurrarufe gellten.

Und jetzt schaute Alois Stelzhammer in glänzende

Augen, jetzt sah er geschwungene Hände. Schulbuben sah er, die zu wachsen schienen. Frauen sah er, die sich strafften. Die scharenweise in einen Torbogen strömten, neben dem ein Anschlag besagt: „Freiwillige fürs Rote Kreuz, Männer und Frauen, werden hier angenommen."

Eine Schar Gebirgler in kurzen Lederhosen jodelte vorüber. Wahrhaftig, jodeln taten sie. Sie wußten keinen anderen Ausdruck für das Hochgefühl in ihrer Brust. Und diese Gesichter, diese Nasenlinien! Wie Adler sahen sie aus.

Dort war ein Extrablatt angeschlagen. Eine Rede des Kaisers.

Militär kam mit Musik. Kanonen rasselten über das Pflaster. Die Jugendwehr zog vorüber. Fahnen mit den deutschen Farben wehten von den Firsten. Eine schlug ihm ins Gesicht. Fast hätte sie seinen Kopf in Schwarz-Weiß-Rot gewickelt.

Und dann stand er auf einmal auf einem großen Platz in der Mitte, und es kam ihm vor, als wenn die Leute weit von ihm abstünden. Als ob sie ihn alle ansähen. Als ob sie seinen Körper mäßen. Als ob alle ihre Augen einen und denselben Satz an ihn hinschleuderten. Den Satz des Registrators: Auf jeden kommt es jetzt an!

Brennend stieg ihm jetzt die Scham auf und verwirrte ihn. Und als er vermeinte, daß ihn ein Schutzmann anstarrte, ging er auf ihn zu, klopfte auf seine Brusttasche und sagte hastig: „Sie irren sich — ich habe meinen Ausmusterungsschein — hier, hier hab' ich ihn!"

Und dann taumelte er weiter. Kopfschüttelnd sah ihm der Schutzmann nach.

Und jetzt stand Alois Stelzhammer mit fliegendem

Atem vor einem roten Hause. Auf dem glänzte im letzten Abenddämmer die Inschrift „Bezirkskommando".

Die Treppe lief er hinauf, als sei der Böse hinter ihm.

Oben stand ein Posten. „Geschlossen," sagte der ruhig. „Morgen früh wieder von acht Uhr ab für die Einberufenen. Oder sind Sie etwa Freiwilliger?"

„Ja."

„Dann von zehn Uhr ab."

Ruhig ging Alois Stelzhammer heim. Ruhig sah er jetzt den Leuten ins Gesicht. Ruhig schlief er diese ganze Nacht. Und nur einmal war es ihm, als richte sich an seinem Bettende ein Finger auf.

„Morgen früh von zehn Uhr ab," sagte Alois Stelzhammer geschwind.

Da verschwand der Finger.

— — — — — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen stand Alois Stelzhammer vor seinem Direktor.

„Herr Direktor, wenn ich nicht fürchten müßte, daß durch meine Abwesenheit die Geschäfte unseres Hauses litten —"

„Unsinn, Stelzhammer! Bei den Zeiten, die jetzt kommen werden, mach' ich Ihre Arbeit mit! — Sie wollen sich als Freiwilliger melden — nicht wahr?"

„Allerdings, Herr Direktor, wenn Sie nichts dagegen hätten."

„Dagegen? Ich habe es erwartet, und wenn ich nicht unbedingt bleiben müßte, Stelzhammer —"

„Sie müssen, Herr Direktor?"

„Ja, glauben Sie denn, ich wäre noch nicht auf dem Bezirkskommando gewesen! Vorgestern schon. Aber sie nehmen mich nicht, Stelzhammer, die wählerischen Kerle nehmen mich nicht! — Aber Sie, Sie

bei Ihrer Stärke und bei Ihrem Alter — Sie haben gewiß mehr Glück. — Also, lieber Stelzhammer, gut Glück — um zehn Uhr machen sie auf für die Freiwilligen."

„Weiß ich schon, Herr Direktor!" —

Es war erst halb zehn Uhr, als Alois Stelzhammer am Bezirkskommando ankam. Aber die Freiwilligen bildeten schon eine lange Reihe. Die bewegte sich immer leise zitternd, wie der Schweif einer Riesenkatze, sobald wieder einer eingelassen wurde.

Endlich war er an der Reihe. Er wollte seine Papiere vorweisen.

„Brauchen wir nicht — haben wir alles hier geordnet — schon seit Jahren. — Also Stelzhammer, geboren hier am — ah, da ist es schon. — Hm, nein — ausgeschlossen."

Alois Stelzhammers Schläfe fingen zu hämmern an. „Wenn Sie mich doch wenigstens untersuchen —"

„Hat keinen Zweck — nach dem damaligen Befund völlig zwecklos. Sie sind ja nicht einmal beim Landsturm, Sie sind ja — sind ja ausgemustert wegen — wegen ..."

Der Mann nannte wieder die beiden Buchstaben und die Ziffer.

„Weiter — der Nächste!" rief er dann.

Alois Stelzhammer stolperte auf die Straße. Jetzt erst fühlte er die ganze Schuld. Wieder hob sich ihm der fürchterliche Finger.

Er stieg auf die Straßenbahn.

„Wohin, bitte?" fragte ihn der Schaffner.

Aber er wußte nicht wohin.

„Geradeaus," sagte er mechanisch. Und dann war es, daß ein abgerissenes Gespräch an seine Ohren schlug. Studenten saßen in der Bank vor ihm.

„Hier haben sie mich nicht genommen," sagte der eine traurig.

„Dann versuch es doch in der nächsten Stadt."

In der nächsten Stadt? Das fing Alois Stelzhammer auf. Was die Studenten konnten, das konnte er doch auch!

Noch am Nachmittag fuhr er im Auto nach der anderen Stadt. Er lenkte es selbst, er hatte das gelernt und es war seine einzige Leidenschaft. Er fuhr aufs Bezirkskommando.

„Warum melden Sie sich nicht in Ihrer Heimatstadt?"

„Ich bin gerade hier, und da dachte ich — da glaubte ich —"

„Ihre Militärpapiere, bitte."

Der gelbe Zettel wanderte aufs Pult.

„Hm, ausgemustert! — Warum ist hier radiert?"

„Ich weiß nicht —"

„Nun, man kann's noch lesen. — Nein, nach diesen Zeichen haben Sie wenig oder keine Aussicht. Vielleicht, wenn Sie sich in ein paar Wochen wieder melden wollen —"

„Oh, in ein paar Wochen — Nehmen Sie mich doch, untersuchen Sie mich — ich bin gesund, kerngesund. Das damals bei der Ausmusterung muß ein Versehen gewesen sein — jawohl, ein Versehen."

„Die Musterungskommission macht kein Versehen, Herr. Aber immerhin, Sie können's ja anderswo versuchen."

Und nun fuhr Alois Stelzhammer in den Tagen, da sich das ganze Land wie ein Mann erhob, von Stadt zu Stadt. Er wies im Süden und im Norden seinen gelben Zettel vor, er bat, er flehte — immer umsonst.

Einmal las er einen Anschlag: „In Deutschland

haben sich bis jetzt schon über einundeineviertel Million Freiwillige gemeldet."

Alois Stelzhammer war trostlos. Hatte er nicht jetzt alles getan, um seine Jugendsünde wieder gutzumachen? Konnte er wieder umkehren nach seiner Vaterstadt? Jetzt, da ihn das Vaterland nicht wollte? Würde ihn der aufgereckte Finger nicht mehr quälen?

Nein, da war der Finger wieder, drohender, fordernder als je vorher!

Und Alois Stelzhammer hetzte weiter bis nach der Grenze. Dort wollte er es noch in einer Festungsstadt versuchen, und dann — und dann —

Aber er wußte selbst nicht, wie es dann sein würde.

Was war nicht schon alles geschehen! Lüttich war gefallen, Brüssel besetzt, Antwerpen —

Wieder wanderte sein gelber Zettel zitternd aus der Tasche und wurde zögernd hin und her gewendet. Zwei Augen sahen den Harrenden musternd an.

„Hm, ich begreife allerdings nicht, wie man damals einen Mann wie Sie nicht nehmen wollte. Aber Befund ist Befund, und ich bedaure, daß —"

Es klopfte. Ein aufgeregter Mann kam herein.

„Auto A 26, das Verwundete vom letzten Gefecht holen sollte, hat keinen Führer mehr. Der ist selbst verwundet worden. Rotes Kreuz fragt an, ob Ersatz vorhanden?"

„Nein, leider nicht. Überhaupt ist der Mangel an tüchtigen Autofahrern —"

Alois Stelzhammer hatte es durchzuckt. Er konnte Auto fahren, er hatte es gelernt. War es doch sein einziges Steckenpferd gewesen während seiner Banklaufbahn. Freilich war es damals Spielerei. Jetzt aber —"

„Ich melde mich als Ersatz für den Fahrer."

Alois Stelzhammer hatte es knapp und fest herausgestoßen.

„Sie?“

„Ja, ich erwarb vor drei Jahren das Führerzeugnis.“

„Haben Sie's da?“

„Leider nicht — aber lassen Sie mich's im Auto beweisen.“

Man beriet sich halblaut. Man sah ihn nochmals scharf an. Alois Stelzhammer schien größer geworden. Seine Augen blitzten vor Erwartung.

„Wollen's versuchen mit Ihnen. Man wird Ihnen einen Mann vom Roten Kreuz mitgeben. Die Tagesinstruktion holen Sie sich jeden Morgen um fünf Uhr hier. Ihr gelber Zettel bleibt hier bei den Akten. Wollen also sehen. Ungefährlich ist aber der Dienst nicht —“

„Ich hoffe es.“

Das Automobil A 26 fuhr zwischen Stadt und Schlachtfeld hin und her. Es war das flinkste von allen. Es war das kühnste von allen. Es hatte am Steuerrade einen Menschen, dessen Nerven eisern geworden waren, dessen stahlhart gewordene Augen die Straßen und die Schwierigkeiten zwangen.

Das Automobil A 26 brachte Verwundete auf Verwundete aus dem Notlazarett draußen am Schlachtfeld nach der Stadt. Manche saßen, manche lagen, aufgeschnallt auf Brettern. Ihr Stöhnen wurde vom Lärm der Autoräder ausgelöscht. Aber zwischen dem Stöhnen und den Rädern saß der Fahrer und hörte beides. Und wenn's ihm auch das Herz zerriß, er hatte das dunkle Gefühl, als säße er ganz nah am — am Vaterland. Und langsam wuchs in ihm ein unausgesprochener Gedanke, erst zag und scheu, dann fester: Das Vaterland, es hat mich doch nicht — ausgemustert.

Und dann war es, daß der Arzt des Notlazaretts am Auto A 26 stand, das eben wieder als das erste angekommen war.

„Wir haben keine Verwundeten mehr für die Stadt. Sie müssen warten, bis unsere Mannschaft vom Schlachtfeld kommt.“

Alois Stelzhammer und der Mann vom Roten Kreuz wechselten einen kurzen Blick. Warten? Nein, wir und unser Auto haben etwas Besseres zu tun als warten.

Und das Auto A 26 lief jetzt zwischen Lazarett und Schlachtfeld hin und her, immer hin und her. Und immer hatte es eine neue stöhnende Menschenlast auf seinem zitternden Rücken.

„Sie dürfen jetzt nur noch einmal fahren,“ sagte der Lazarettleiter eines Morgens.

„Warum?“

„Es sind versprengte feindliche Abteilungen gemeldet.“

„Aber über unserem Auto weht doch das Rote Kreuz!“

„Das feit nicht gegen verirrte Kugeln oder Morde rasender Franktireurs. Wir haben da unsere Erfahrungen.“

Aber schon knatterte das Auto wieder hinaus. Weiter diesmal als je. Die beiden stiegen aus, um zu suchen. Das war nicht mehr so wie in Schlachten früher. Nicht mehr in großen Massen lagen die Verwundeten beisammen. Aufgelöst waren sie in lange, dünne Ketten, die viele Kilometer weiter ins Land hineingingen. Hatte doch die letzte Schlacht eine Front von neunzig Kilometern gehabt.

Da hieß es die Gefallenen suchen hinter Gräben, hinter Bäumen, hinter Korn und hinter dichten Ginster-

büschen. Da hieß es rufen, hieß es mit gespannten Ohren horchen.

Und immer suchten sich die beiden ihre Last zusammen und brachten sie ins Lazarett.

„Keine Feinde gesehen?“ fragte man im Lazarett.

„Nur tote.“

„Nun, so fahrt in Gottes Namen weiter.“

Und A 26 fuhr weiter.

Und abermals holte es sich seine Last und lenkte mit Windeseile zum Lazarett zurück.

Wie sie jetzt weit draußen an einem Waldrand vorbeifuhren, war es Alois Stelzhammer plötzlich, als hätte die Signalhuppe seines Autos einen sonderbaren Ton gegeben. So, wie sie aufbegehrt, wenn Kinder daran spielen und herumklopfen. Nun, er würde dann nachsehen. Jetzt ging's um eine Ecke der Landstraße, da mußte er erst tuten.

Aber wie er jetzt auf die Huppe drückte, blieb sie stumm. Er drückte stärker. Kein Ton. Ein drittes Mal — ein zerrissenes Ächzen kam aus dem Messingrohr. Erschreckt tastete er im Fahren an dem Rohr entlang und riß sich blutig an einer ausgezackten Stelle. Ah, eine Kugel war hier durchgeschlagen, eine feindliche Kugel —

Und gleichzeitig mit der Entdeckung kam die Bekräftigung. Vom Walde her pfiff es. Feindliche Uniformen wurden sichtbar.

Die höchste Schnelligkeit hatte er eingeschaltet. Um Gottes willen, wenn nur seine Verwundeten nicht getroffen wurden!

Paff — an die linke Seitenwand des Autos war eine Kugel angeprallt.

Paff — ein Stück vom Steuerrad brach aus.

Paff, paff — seine Mütze flog vom Kopf.

Dann sah er es rot von seiner Hand am Steuerrade träufeln und achtete es nicht.

Paff, paff, paff — ha, gleich war der Waldrand überwunden und damit die Gefahr. Er bog sich ein wenig auf die Seite, um zu sehen. Teufel, was war denn das für ein dummer Schmerz in der Hüfte?

Hui, war der Wald vorbei.

„Die Verwundeten sind nicht getroffen worden,“ sagte der Mann vom Roten Kreuz neben ihm.

„Gott sei Dank! — Ah — Himmel, das tut weh!“

„Was haben Sie?“

„Ach nichts!“

Aber als sie jetzt am Lazarett angekommen waren, als Alois Stelzhammer aussteigen wollte, um beim Tragen zu helfen, da knickte er vor dem Arzt zusammen und lag besinnungslos am Boden.

„Die Hand!“ rief der mitgefahrene Begleiter und deutete auf das Blut daran.

„Nein, nicht die Hand,“ sagte der Arzt und hatte Alois Stelzhammers Kleider rasch an der Seite aufgerissen. „Nicht die Hand — die Hüfte!“ murmelte er und pfiff leise durch die Zähne.

Und dann lag Alois Stelzhammer drinnen im Saale. Zusammen mit den Verwundeten, die er hergefahren hatte.

Als der Abend kam, ging der Arzt zum dritten Male an sein Bett.

„Noch besinnungslos?“ fragte er die Schwester.

„Eben schlägt er die Augen auf, Herr Doktor.“

Der Arzt beugte sich rasch herab. „So ist's recht! Jetzt wollen wir die Kugel bald haben!“

Alois Stelzhammer lächelte. „Ich — ich habe nichts dagegen. Diese Kugel war nicht schlecht — nicht schlecht, denn sie ist mitten durch den gelben Zettel gegangen

und hat ihn ausgelöscht, Herr Doktor, nicht wahr — nicht wahr?"

Der Arzt murmelte etwas Begütigendes. „Merkwürdig," dachte er, „was will er nur mit seinem Zettel!"

Stelzhammer sank zurück. Ein helles Leuchten ging über sein Gesicht. Ausgelöscht war seine Schande, ausgelöscht sein Betrug am Vaterland!

„Kopf hoch, Herr Stelzhammer! Sie werden bald wieder fahren. Das Vaterland braucht solch mutige Männer, wie Sie einer sind, Herr Stelzhammer!"

„Also doch nicht ausgemustert — nicht ausgemustert!" murmelte der Verwundete im Einschlafen.

Der Arzt und die Schwester sahen sich lächelnd an. Sie hatten ihn eben nicht verstanden.



Französisch-Nordafrika und der Krieg

Von Max Nentwich

Mit 12 Bildern nach Aufnahme des Verfassers (Nachdruck verboten)

Ein einziges, inhaltschweres Wort hat jetzt die afrikanischen Kolonien unserer Feinde zu einem sehr zweifelhaften Besitz gemacht, ein Wort, das flammend durch den Orient fliegt, von Ort zu Ort, von Oase zu Oase, von Zelt zu Zelt: Dschihad! Der türkische Sultan, in dem der weitaus größte Teil der Bekenner des Islams den Kalifen, Mohammeds Nachfolger, sieht, hat den Dschihad erklärt, den Heiligen Krieg gegen Rußland, England und Frankreich und deren Bundesgenossen. Die Welt unserer Gegner, die auf Parteienzwist in Deutschland und Österreich vergeblich hoffte, erlebt eine neue große Überraschung: die Schiiten, bisher die unversöhnlichen Feinde der Sunniten, der Anhänger des Kalifen, haben ebenfalls den Heiligen Krieg verkündet, und Persien, der ausgeprägte Schiitenstaat, ist drauf und dran, mit der Türkei ein Schutz- und Trutzbündnis gegen „die Feinde des Islams“ zu schließen.

Auch in den Ländern mit stark islamitischer Bevölkerung, über die die Mächte des Dreiverbandes noch eine Zwingherrschaft führen, besonders in Ägypten und Indien, gärt es gewaltig, und die allgemeine Erhebung der Mohammedaner gegen die Eindringlinge ist vielleicht nur noch eine Frage von Wochen. Schon können die Franzosen ihre neuerdings in Marokko erlittenen Schlappen nicht mehr vertuschen, und sie werden eine starke Truppenmacht aufbieten müssen, wenn ihnen dieses mit so vielen Opfern an Gut und Blut „kolonisierte“ Gebiet nicht verloren gehen soll.

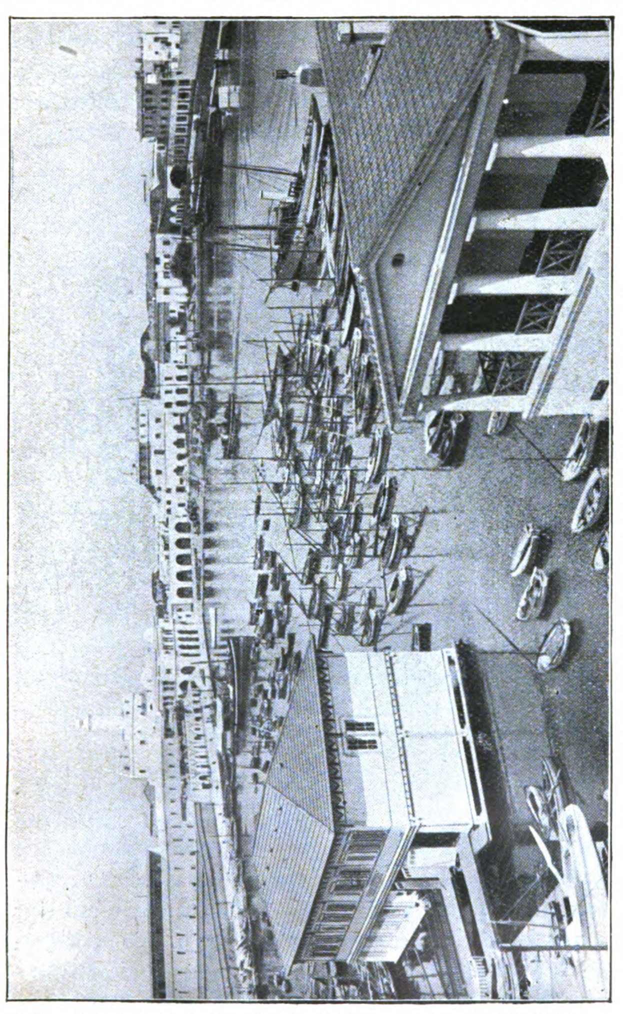
In Algerien und Tunis wird sich die Wirkung der Erklärung des Dschihad bald deutlicher fühlbar machen,

als den Franzosen lieb sein mag, trotzdem dieses wichtigste und am meisten französisch gewordene Kolonialgebiet dem Mutterlande bisher sogar reichlich Truppen gegen uns zur Verfügung stellte. Vom Süden her, aus den Gebieten der Kabylen und Araber, die französischem Einfluß mehr entrückt sind, weht ein anderer Wind. Der Ruf des Kalifen fliegt durch das Land, der stammverwandten Marokkaner Beispiel reizt auf und weckt den verwegenen Tatendrang der Wüstensöhne. Dazu kommt noch, daß weit in den Westen Nordafrikas hin der Einfluß der Senussi reicht, jener reformatorischen, kriegerischen Sekte, deren mit unbeschränkter Macht ausgestatteter Scheich der Türkei ohne Zögern zu Hilfe gekommen ist, und der seine ganze Macht einsetzt für die Ausbreitung des Heiligen Krieges.

Wer nur ein wenig mehr vom Orient weiß, als man so landläufig in den Schulen lernt, für den schließen sich diese wenigen Angaben schon zu der festen Überzeugung zusammen, daß Frankreich in naher Zukunft gewaltige militärische Kräfte in Algerien und Tunis aufbieten muß — wenn es kann!

Bis 1830 war Algier (richtiger: Alger) ein Seeräubernest; es war die Hauptstadt des berüchtigten Barbareskenstaates, dem ferne Großmächte wie Britannien, Norwegen und andere jährliche Tribute zahlten, nur damit deren Schiffe unbehelligt im Mittelmeere kreuzen konnten. Nach mehrfachen, vergeblichen Anstürmen beschossen die Franzosen 1830 die Kasba von Alger, nahmen die Stadt ein, lösten den Barbareskenstaat auf und begannen mit der Besitzergreifung des Landes, die sich bei der Widerspenstigkeit einiger Gebirgsvölker und der benachbarten Marokkaner allerdings fast zwei Jahrzehnte hinzog.

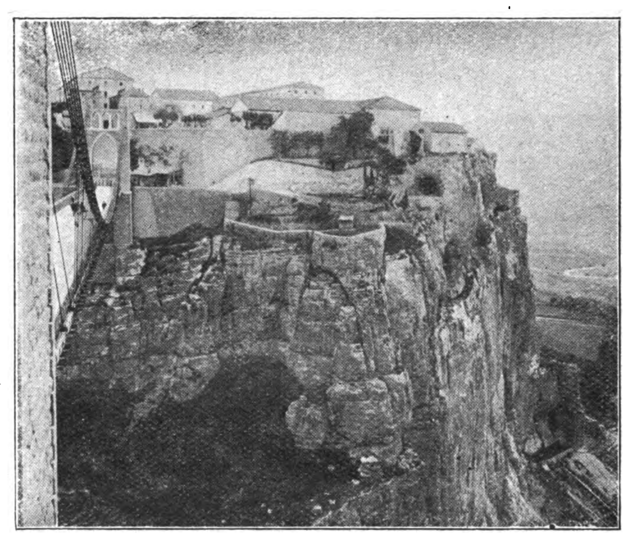
Immerhin ist Frankreich heute nun beinahe ein



Algier: Sport- und Kriegshafen mit Nordmole.

volles Jahrhundert im Besitz Algeriens und hat mit etwas Rücksichtslosigkeit und etwas Gewalt das ganze Land

so sehr mit französischer Kultur durchsetzt, daß einzelne Städte heute ganz und gar europäisches Gepräge tragen. Generation folgte auf Generation, von den Alten lebt längst niemand mehr, man kennt die Heimat überhaupt



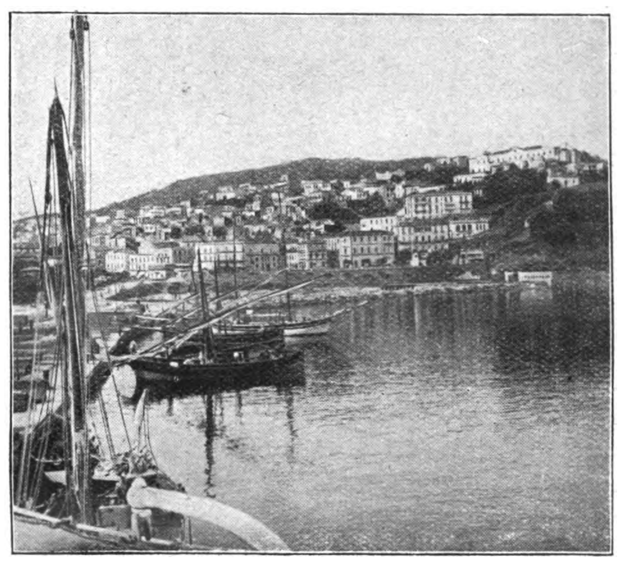
Die Zitadelle von Konstantine, der stärksten Festung des algerischen Binnenlandes.

nicht anders als mit europäischem Element vermischt. Araber und berberische Kabylen, Städtebewohner und Beduinen, deren Großväter einst ihre langen Flinten mit ebenso langen, aber minder gefährlichen Stöcken vertauschen mußten, sind heute in vielen Beziehungen mit den jetzigen Verhältnissen durchaus zufrieden und verstehen es, sich so manchen Vorteil der neuen Einrichtungen nutzbar zu machen. Ob die neuen Zustände der islamischen Kultur besonders dienlich sind, ist eine andere Frage.

Nach Süden zu geht Algerien ohne bestimmte

Grenze in die Sahara über, deren ganzer westlicher und mittlerer Teil nach zwei Abkommen von 1900 als französische Interessensphäre anerkannt worden ist. Bis tief in die Wüste hinein hat Frankreich hier seit Menschengedenken seinen Einfluß behauptet, und von Aufstandsbewegungen war seit Jahrzehnten nichts zu merken.

Das in Paris mit hysterischem Entzücken begrüßte Kolonialheer, der rettende Engel Frankreichs, hat aller-

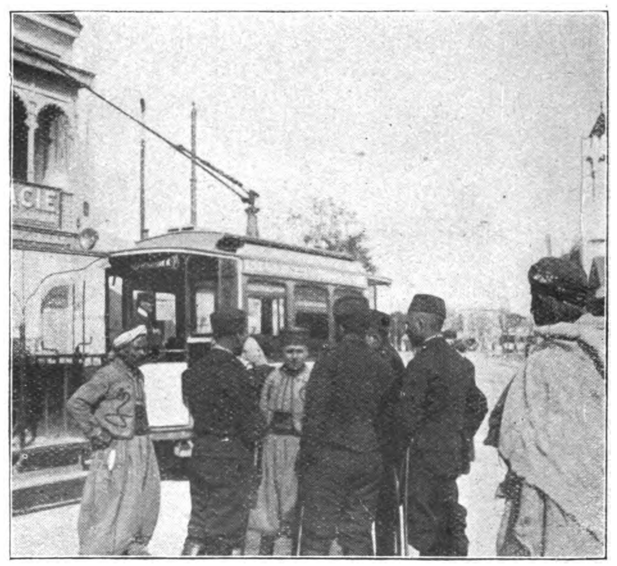


Die algerische Seefestung Philippeville, die vom deutschen Kreuzer „Göben" beschossen wurde.

dings so ziemlich versagt. Da Zuaven und Turko sich dem Klima Europas nicht anpassen konnten und auch für europäische Kriegführung das erforderliche Verständnis nicht aufzubringen vermochten, ergab es

sich als nötig, die noch vorhandenen spärlichen Reste der afrikanischen Armee wieder nach Hause zu schicken, was zum Teil schon geschehen sein soll.

Weit schlimmer schon steht es mit Tunesien, dessen Herrscher außerhalb der Hauptstadt, in der Nähe der Trümmerstätte von Karthago, residiert und sich heute

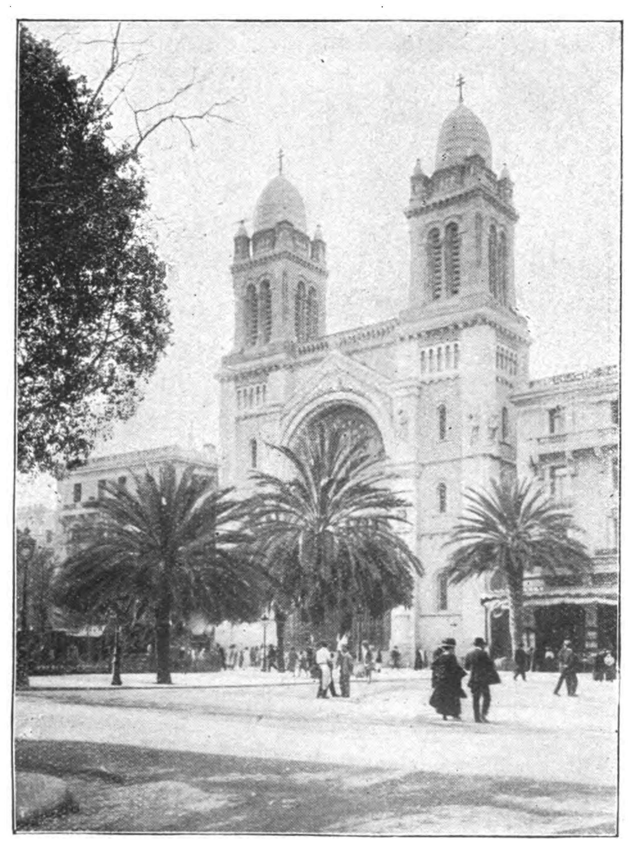


Französische Afrikatruppen: Berittene Schützen, Turko in Festtagsuniform, ein Zuave.

noch bescheiden „Besitzer des Königreichs Tunesien" nennt. Der Name ist allerdings nur Schall und Rauch; aber es ist doch noch ein König da, auch wenn er nichts zu sagen hat.

Je zügelloser die Beie von Tunis in finanzieller Hinsicht einst wirtschafteten, desto reifer wurde diese Frucht für denjenigen Staat, der eben die Hand danach

ausstrecken würde. Italien zögerte auch nach dem Deutsch-Französischen Kriege noch; so nahmen die



Tunis: Die neue Kathedrale.

Franzosen eine ganz belanglose Streitigkeit der Krumir zum Vorwande und marschierten 1881 in Tunis ein.

In den verflossenen drei Jahrzehnten hat sich die

französische Oberhoheit aber nicht in dem Maße befestigen können wie in Algerien. Dem Namen nach besteht Tunesien immer noch als selbständiger Staat, und wie leicht sich hier etwas ereignen kann, ließ sich im vorigen



Tunis: Der malerische Platz Bab-Souika mit der neunkuppeligen Sidi Mahrez-Moschee.

Frühjahr ersehen, als die in religiösen Angelegenheiten sehr empfindlichen Araber auf ihren Friedhöfen französische Arbeiter bei irgendwelchen Maßnahmen erblickten. Um was es sich dabei gehandelt hat, ist nie recht herausgekommen, genug, der Tumult war da, und die französische Regierung gab insofern klein bei, als sie zur Beruhigung veröffentlichte, es liege nur ein Mißverständnis vor.

Von den knapp zwei Millionen Bewohnern Tunesiens sind fast 100 000 Italiener, nur etwa

50 000 Franzosen, 10 000 Malteser. Das italienische Element überwiegt, zumal in der Hauptstadt. Mit dem Tripolisfeldzug hat sich aber Italien bei der mohammedanischen Bevölkerung Tunesiens sehr viel verdorben. Es haben damals viele Italiener fluchtartig Tunis verlassen müssen, was den Franzosen keineswegs unangenehm war; nun hat sich inzwischen die Aufregung wohl wieder gelegt. Es herrscht aber auf keinen Fall Neigung vor, etwa das französische Regime zugunsten des italienischen zu wechseln.



Oase Biskra.

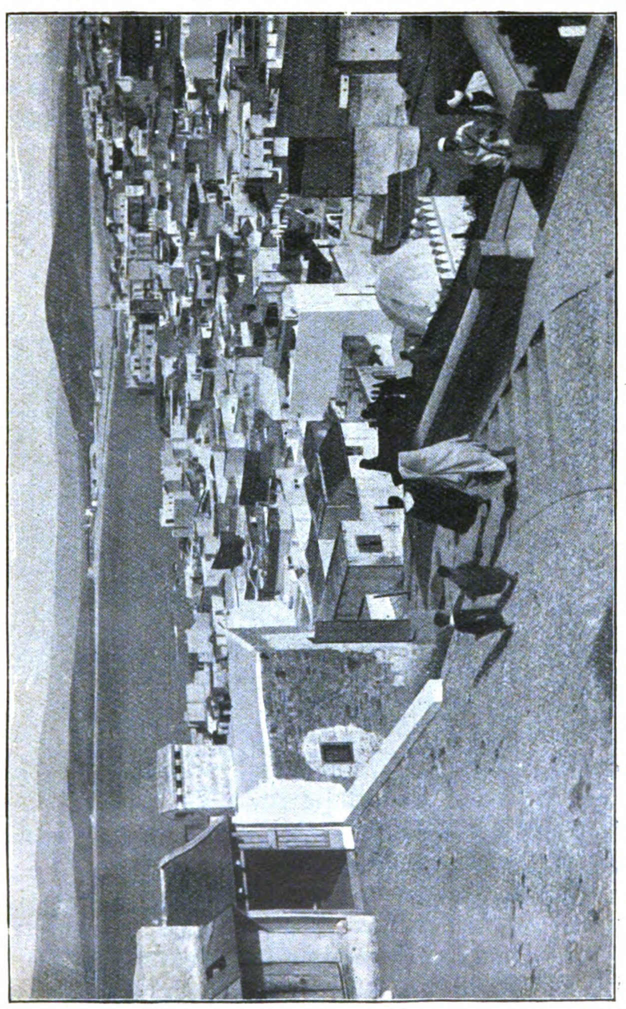
Deutschland schätzt man in Tunis nicht höher als eben ein Land, von dem man nicht gar viel weiß, weil die ganze Publizistik in französischen Händen liegt, das aber sehr reich sein muß, da es bei weitem die Mehr-

zahl aller Tunisbesucher stellt. Und wenn der Turko, der mich auf meiner Fußtour nach Dougga begleitete, hoch und heilig versicherte, er diene nur seine zwölf Jahre ab und gehe dann nach Deutschland, so schien es doch zweifelhaft, ob er sich nicht mit derselben Bravour auch für Rußland entschieden hätte, wenn ich mich vielleicht als Russe ausgegeben hätte.



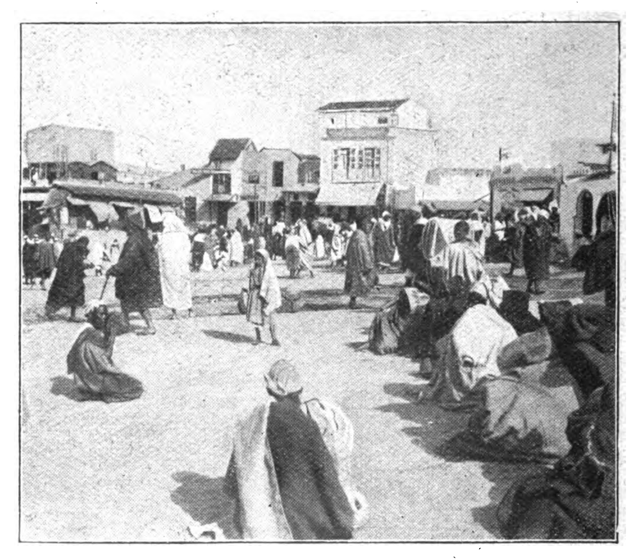
Konstantine: Judenfrauen beim Schabbesgeplauder.

Man wird kaum berechtigt sein, Tunis, die ehemalige Kornkammer des alten Römerreichs, die jetzt von neuem zu blühen beginnt, als unbedingt franzosenfreundlich anzusehen; denn es empfindet die Fremdherrschaft weit mehr als Algerien. Doch ermangelt es hier sowohl an der erforderlichen Kraft zum Entschluß, wie an einem Ziele, dem eine Erhebung zustreben könnte — wenigstens bisher.


Ansicht von Tanger.

Zu beachten ist jedenfalls, daß beide Staaten seit Jahrhunderten in mehr oder weniger festem Ver-

hältnis zur Türkei standen. Der türkische Sultan, das geistliche Oberhaupt der ganzen mohammedanischen Welt, hat bis heute eine Veränderung dieser politischen Zustände nicht anerkannt, und auf allen Heiligen



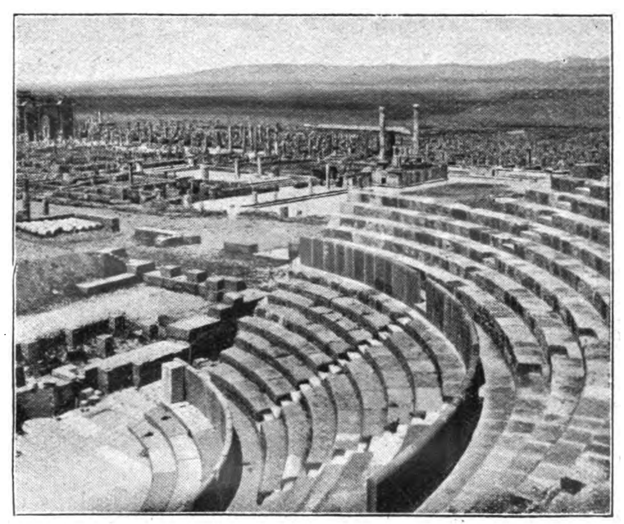
Auf dem Hauptplatze in Tanger.

gräbern, die in keinem anderen Kultus mit größerer Ehrfurcht behandelt werden können als von den Mohammedanern, weht heute noch die türkische Heiligenflagge, Rot mit Dunkelgrün. —

Seit dem Abkommen vom November 1911 gehört, wenngleich mit einigen Zugeständnissen an andere Staaten, nun auch Marokko zur französischen Interessensphäre, nach Arabien selbst wohl das ungebärdigste und ungezügeltste aller mohammedanischen Staatsgebilde. Wie in Innerarabien so gibt es in den Gefilden des

Hohen Atlas Völkerstämme, die bis heutigentags nicht die geringste staatliche Autorität anerkannt haben.

Mit schweren Opfern suchte Frankreich soeben dieses Ländergebiet zu besetzen. Es mußte diese Arbeit unterbrechen, um alle verfügbaren Soldaten auf den europäischen Kriegschauplatz zu werfen. Dabei handelte es sich selbstverständlich nur um französische Besetzungstruppen; daß Marokkaner etwa schon zur Verfügung ständen, daran ist nicht zu denken. Im Gegenteil: seit Ausbruch des Kriegs haben sich die Zustände in Marokko so verschlechtert, daß man eigentlich jetzt



Ausgrabungen von Timgad (Ost-Algerien).

schon sagen kann, Marokko ist den französischen Händen wieder entglitten.

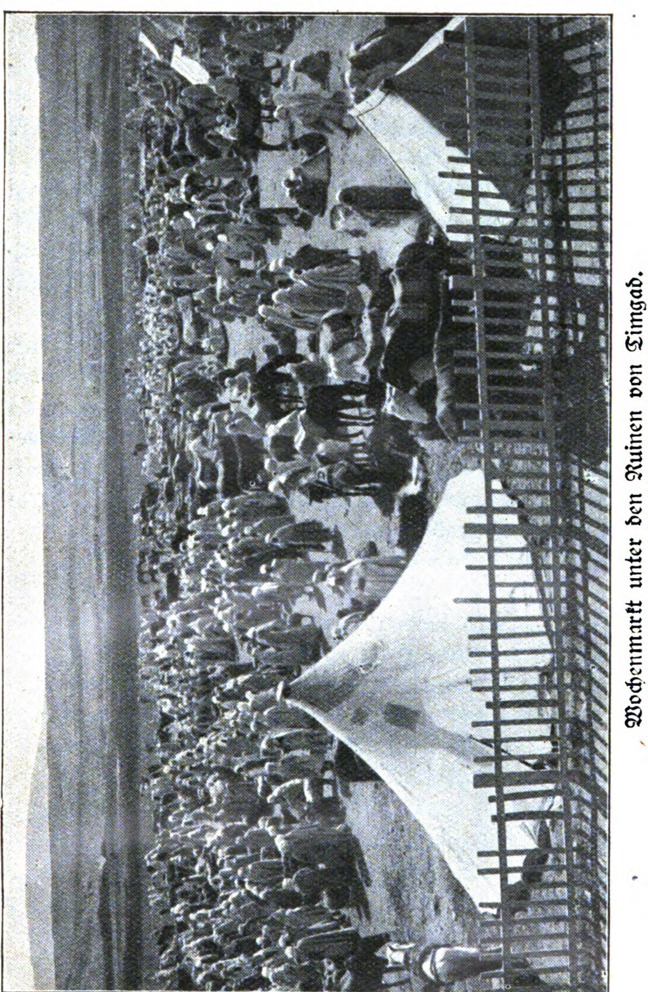
Marokko, das reiche, schöne, aber arg verwilderte Land, bildet gegenwärtig nicht nur keinen Rückhalt

für das Mutterland, sondern ist ein arger Hemmschuh, der bis zum Kriege eine Besetzungsarmee von nahezu 100 000 Mann benötigte und nun, wenige Wochen nach Verlegung des militärischen Gewichts nach Europa, neue Truppenzufuhr nötig macht, über deren Stärke keine Angaben zu ermitteln sind. Frankreich sitzt mit Marokko also in einer Zwickmühle: entweder es entzieht die so dringend benötigten Truppen dem europäischen Kriegschauplatze und sendet sie nach Marokko, oder es läßt — vielleicht mit Ausnahme einiger Küstenplätze — das neue Kolonialgebiet und die ganze bisher geleistete Arbeit einfach im Stich.

Eines wie das andere ist keine Gewähr dafür, daß Marokko als französische Kolonie überhaupt zu halten sein wird.

Das beachtenswerteste Moment aber, das für die politische Beurteilung der riesigen französischen Interessensphäre Nordafrikas, in die man das ganze Mutterland fünfzehnmal hineinbetten kann, von ausschlaggebender Bedeutung ist, liegt nicht auf politischem, sondern auf religiösem Gebiete. Hier sind zwar die Franzosen im allgemeinen sehr tolerant gewesen; dennoch sind, wie gesagt, die Folgen einer islamischen Freiheitsbewegung gar nicht abzusehen. Frankreich wird auch hier die Schuld anderer büßen müssen.

In seiner brutalen, völlig rücksichtslosen, länderhungerigen Art hat England Ägypten politisch eingeknutet und sucht die gegenwärtigen Kriegswirren dazu zu benutzen, die letzten Fäden, die das Nilland noch mit dem Chediven und dem Sultan verbinden, gewaltsam zu zerreißen. Daß dabei feierlich abgegebene Versprechen gebrochen werden, kommt in England nicht darauf an. Diese Politik Englands Ägypten gegenüber, die Knutenherrschaft Rußlands



Wochenmarkt unter den Ruinen von Timgad.

über die persischen Mosleme, Englands Jahrhunderte währende Knechtung und Ausbeutung der 60 Millionen

indischer Mohammedaner und schließlich die französische Kraftentfaltung in Nordwestafrika haben einen Zündstoff in der islamischen Welt gesammelt, der jetzt in den bedrängten Zeiten für die Mutterländer besonders explosionsfähig ist.

Der Heilige Krieg, dem jeder Moslem unbedingt Folge zu leisten hat, ist bei einer Masse von 250 Millionen Moslems, die fast ein Sechstel der Gesamtbevölkerung der Erde ausmacht, eine harte Nuß für unsere Gegner.

Es hat schon einmal, im 7. Jahrhundert, eine islamitische Völkersturzwelle von Arabien und Ägypten her ganz Nordafrika und später auch Südeuropa völlig überschwemmt. Sollte sich jetzt etwas Ähnliches begeben, dann hätte die französisch-englisch-russische Verbrüderung auch den französischen Kolonien Nordafrikas ihr Grab gegraben.



Das Gespenst von Amalfi
Erzählung von Robert Kohlrausch

(Nachdruck verboten)

Es war das wunderlichste Gasthaus, das ich in meinem Leben bewohnt hatte. Von der Weltabgeschiedenheit war sein Weg zur Weltoffenheit gegangen; ehemals ein Kloster, war es jetzt ein Hotel, und in den früheren Zellen der Mönche hausten für kurze Wochen die Fremden aus aller Welt. Es war also ganz verschieden von allen anderen Gasthäusern, weil es den ursprünglichen Klostercharakter in seinem Bau fast unverändert bewahrt hatte.

Dazu seine Lage, die so schön und so merkwürdig war. Auf einem steilen Felsen, der weit hineintrat ins Meer, stiegen seine leuchtend weißen Mauern hoch empor. Schon außen, von der Landstraße her, die sich mit scharfer Biegung unten um den Felsenfuß krümmte, klommen vielstufige, von bunten Petunien umblühte Treppen an den grauen, rauhen Steinen hinan, so daß der Eingang des Gasthauses bereits hoch über der weiten Meeresfläche schwebte. Drinnen aber, im ehemaligen Kloster, kamen andere, vielfach gebrochene, gewundene Treppen, und auf jeden von ihren Podesten mündeten braune Holztüren, die vielfach wieder den Zugang zu neuen, verborgenen Treppen bildeten. Überall wohnten Geheimnisse. Man fand einen dunklen, überwölbten Gang, wo man ein Zimmer vermutete; man fand ein Zimmer, wo man auf einen Balkon hinauszutreten dachte.

Die größte von allen Überraschungen aber wartete des Fremden, wenn ihn die Zugangstreppe plötzlich auf einen Kreuzgang von wunderbarem Reiz hinausführte. Auf kleinen, schlanken Säulen schwebten sarazenisch-normannisch überhöhte Spitzbogen und reihten sich

aneinander zu feinem, zierlichem Steingewebe, das die vier Seiten des inneren, von gewölbten Hallen rings umzogenen Vierecks durchsichtig umschloß. Durch seine Maschen hindurch aber schaute man in den zum blühenden Garten umgewandelten Innenhof, über dem der offene Himmel als blaues Gewölbe ruhte. Die Sonne drang heiß hinein in den umschlossenen Raum und weckte hundertfaches Blumenleben. Zu Bäumen waren die Rosensträucher emporgewachsen, und aus ihren dichten Kronen schimmerte die Blütenfülle dunkel- und hellrot hervor. Goldorangen leuchteten daneben im tiefgrünen Laub; zarte, junge Weinranken bewegten sich leise hinter den regungslosen steinernen Bögen; auf den blanken Blättern immergrüner Sträucher lag ein aus lauter kleinen Sonnenflecken gewobenes Lichtnetz. Goldlack, Reseda, Levkoien erhellten mit ihren Blüten diesen seltsamen Klostergarten; Kunst und Natur umwoben ihn zusammen mit ihrem Duft. Gleich einem sanften Traum zog die Vergangenheit hier vorüber, und auch die Gegenwart wurde zur lieblichen Traumwelt.

Der Betrieb dieses Klosterhotels war absonderlich wie das Gebäude selbst. Es gab kaum einen gemieteten Dienstboten in ihm. In patriarchalischer Eintracht versorgte der Wirt mit einer ganzen Schar von Verwandten zusammen die Gäste. Seine Frau, seine beiden kleinen Töchter, seine Schwiegermutter blieben meist unsichtbar in den inneren Räumen des Hauses, aber mit ihm, dem Signore Domenico Castellino, bediente sein Vetter Gaetano Vannucci die Fremden bei den Mahlzeiten, ein anderer Vetter hauste drunten am Eingang des Hauses als Pförtner. Des Wirtes grauhaarige, wohl fünfundsechzigjährige Tante, die brave Margherita Castellino, sorgte für alle Zimmer und

humpelte, schwer von Rheumatismus geplagt, mühsam, aber unermüdlich die vielen Treppen hinauf und hinunter.

Diese ganze Verwandtschaft schaffte getreulich für des Hauses Ordnung, für das Behagen der Gäste, für Trank und Speise.

Da war aber noch ein anderes Wesen, ein reizendes, junges Geschöpf, das ihnen Besseres gab als materielles Wohl. Elena Serra, des Wirtes einundzwanzigjährige Nichte, brachte den Sonnenschein in das alte Kloster. Mit ihrer Jugend, ihrer Anmut, ihrer schlanken Behendigkeit, ihrem Lachen und Singen war sie des Hauses verkörperter Frohsinn. Wir Fremden hatten für jeden vom Personal einen besonderen, bezeichnenden Namen erfunden, also natürlich auch für sie. Nur der Signor Domenico blieb für uns ohne Beinamen kurzweg der Padrone, die treffliche Margherita benannten wir unhöflicher Weise die Sibylle, den Pförtner den Zerberus, den Kellner Gaetano die Marionette.

Er war von gleicher Unveränderlichkeit im Äußeren wie jene Holzpuppen, und in seinem glatten Gesicht war nichts charakteristisch als die nach italienischer Art stark vorgewölbten Augäpfel und eine tiefe, senkrechte Kerbung im Kinn. Wir sagten ihm nach, er würde jeden Abend in einem Kleiderschrank aufgehängt, um am nächsten Morgen wieder herausgenommen zu werden und, von unsichtbaren Händen bewegt, mit immer gleicher Verbeugung und gleichem Lächeln sein „Buon giorno, Signori" so gänzlich unpersönlich zu murmeln, als wenn er mit einer Gesellschaft von anderen Holzpuppen spräche.

Für Elena Serra hatten wir eine weit hübschere Bezeichnung. Wir nannten sie die kleine Lazerte. Denn wenn jemals ein menschliches Wesen Ähnlichkeit

mit jenen zierlichen, raschen, die Sonne liebenden und Sonne verkündenden Eidechsen hatte, die den warmen Süden so graziös verkörpern, war es dies junge, heitere, stets bewegliche Wesen. Und Elena liebte wirklich die Sonne, ganz abweichend von der sonstigen italienischen Art. Wenn der Himmel blau war — und er wölbt sich fast immer hoch und rein über Amalfi — dann konnte sie stundenlang auf der schönen, hochgelegenen Terrasse sitzen, die den Speisesaal ins Freie hinaus fortsetzte. Durch das noch lockere Netz der darüber hingezogenen Weinranken mit ihren jungen, weichen Blättern warf die Sonne goldene Flecken auf die bewegte, schlanke Gestalt. Von Blume zu Blume, von Pflanze zu Pflanze glitt sie lazertengleich mit liebevoller Hast, goß Wasser auf die Wurzeln, brach verdorrte Blätter, pflückte neue Blüten für die Mittagstafel. Und es war, als wenn Levkoien und Goldlack eifriger dufteten, sobald sie kam. Die hängenden Weinranken suchten ihr goldbraunes Haar zu berühren, und an den Seiten der langen Terrasse hoben die mächtigen Stauden von stilvollem Akanthus ihre hohen, grauroten Blütenkerzen straff empor wie Ritter, die mit gezogenen Schwertern der Schönheit huldigen.

Elena war eine Tochter der Schwester des Wirtes, die sich weit fort in die fernen Abruzzen hinein verheiratet hatte. Sie führte dort auch ein Gasthaus, das ihr vor einigen Jahren verstorbener Mann zu schöner Blüte gebracht hatte. Für die Landbewohner allein war es gegründet worden, wenn auch hin und wieder Fremde in jene schöne Bergeswelt kamen, und so hatte Frau Serra die einzige Tochter zum Bruder nach Amalfi geschickt, damit sie dort ein internationaleres Leben kennen lernte, womöglich auch ein wenig Kenntnis vom Englischen oder Deutschen erwürbe. Fürs

Englische hatte die hübsche Wirtstochter denn auch bald an einer guten Freundin von mir, der Amerikanerin Emily Fraser, eine Lehrerin gefunden. Sie, die stets Gütige, Tätige, Hilfreiche, hatte sich auf eine leichte, flüchtige Frage hin gleich bereit erklärt, sich der kleinen Lazerte lehrend anzunehmen, und widmete sich der Aufgabe täglich eine Stunde lang mit Eifer und überraschendem Erfolg.

Ihr gutes Beispiel hatte mich zu gleicher Dienstfertigkeit angespornt, und ich gab Elena, wenn auch nicht ebenso regelmäßig, ab und zu ein wenig Unterricht im Deutschen. Gut war es dabei, daß ich nicht zwanzig Jahre jünger war. Des reizenden Geschöpfes helle, lustige Augen hätten es mir sonst unfehlbar angetan, der Lehrer hätte sich rettungslos in seine Schülerin verliebt.

Diese flüchtig hier skizzierten Menschen bildeten das Personal eines aufregenden und unheimlichen Dramas, das ich dort in Amalfi, teils als unbeteiligter Zuschauer, teils als unfreiwillig Mitwirkender durchlebte.

Doch nein — ich habe noch eine der Hauptpersonen vergessen. Es war ein junger Geometer aus Neapel, Umberto Locatelli mit Namen. Der schon seit längerer Zeit erörterte Plan, eine Trambahn von Sorrent über die Berge hinüber nach Amalfi und weiter nach Salerno zu bauen, um die noch immer weltferne Felsenküste mit all ihrer Schönheit für den großen Verkehr zu gewinnen, schien endlich feste Gestalt anzunehmen. Ein Oberingenieur war mit Vorarbeiten für den Bahnbau betraut worden, und er hatte sich Locatelli zur Hilfe bei den umständlichen Vermessungsarbeiten mitgebracht. In unserem Hotel wohnte allerdings keiner von den beiden Herren, sie hatten sich in der Stadt einquartiert. Aber der Geometer kam fast täglich zur Hauptmahlzeit

in unseren Gasthof und aß dort mit uns am gemeinsamen Tisch. Ich hegte den leisen Verdacht, Elenas Augen wirkten dabei noch anziehender als des Hauses anerkannt gute Küche, was keineswegs ein Wunder gewesen wäre. Denn sie war wirklich an Schönheit und Anmut ein seltenes Wesen, hatte von ihrer Mutter einmal ein hübsches Vermögen zu erwarten und wurde demgemäß von verschiedenen jungen Männern umworben. Einer von ihnen war ein wohlhabender Weinbauer aus Positano. Von ihm und seinen Absichten erzählte mir oft die brave Sibylle; sie war aber diesem Nicola Guazzo gar nicht sonderlich gewogen. Und ich konnte das verstehen. Wenn er Sonntags nach Amalfi herüberkam und — wohl um Signor Domenico für sich zu gewinnen — ungeheuere Mengen von Trank und Speise vertilgte, während er vor Elena mit einer wehenden, feurig roten Krawatte prunkte, dann war er auch mir wenig sympathisch. In seinen Augen und in seinem Wesen war etwas Berechnetes, Lauerndes, das mir nicht gefiel.

Da war der Umberto Locatelli doch ein anderer Mensch, und ich freute mich daran, wie seine Blicke hell aufleuchteten, wenn Elena mit ihrer flinken Anmut während unserer Mahlzeit einmal hereinkam, um irgend einen Auftrag zu geben oder selbst auszuführen.

Ob auch Elena ein Interesse für ihn hatte, war mir anfänglich noch zweifelhaft, obwohl es nur natürlich gewesen wäre. Denn Locatelli war in seiner Art ein ebenso schönes Menschenexemplar wie sie selbst. Auch das alte Gesetz, daß Gegensätze sich anziehen, hätte hier einmal wieder bestätigt werden können. Umbertos Augen blickten so schwermütig und ernsthaft wie die von Elena heiter und lebensfroh. Selten sah man ihn lächeln, er sprach nur das Notwendige.

Bald erfuhr ich auch, woher dieser melancholische Hauch auf seinem Wesen kam, denn ich hatte Gelegenheit, mehrfach allein mit ihm zu verkehren. Ich war nämlich nicht nur zum Vergnügen in Amalfi, mein Beruf als Kunsthistoriker hatte mich dorthin geführt. Untersuchungen an dem schönen, hochaufgetreppten Dome der interessanten Stadt waren mein Ziel. Ich wollte genau feststellen, was an Resten von Pästum nach Amalfi verschleppt und am Dome dort wieder eingemauert worden war. Locatelli hatte mich bei Tisch davon sprechen hören, und er bot mir zu meiner angenehmen Überraschung seine Hilfe bei den dazu nötigen Messungen an, da sie ja gewissermaßen in sein Fach schlügen. Dankbar ging ich darauf ein, und er leistete mir, soweit seine ziemlich beschränkte Zeit es erlaubte, bei meiner Arbeit nutzbringend Gesellschaft.

In diesem engeren Zusammensein fand ich nach und nach heraus, daß hinter seinem stillen Wesen ein leidenschaftlicher Künstlergeist verborgen war. Seine Schwermut kam nur daher, weil er gezwungen worden war, aus einem geliebten Berufe zu scheiden. Als der Sohn anscheinend vermögender Eltern geboren, war er mit Sorgfalt auferzogen und gebildet worden. Er hatte die Studien für den ersehnten Architektenberuf in Rom beginnen dürfen; der plötzliche Tod seines Vaters aber, der mit finanziellem Ruin zusammenfiel, hatte seine Zukunftsträume vernichtet. Er mußte sich als einfacher Geometer sein Brot verdienen und seine notleidende Mutter von seinem Verdienst noch unterstützen. Aber eine tiefe, mir höchst sympathische Liebe für die Kunst war in seinem Herzen geblieben, und wenn er von ihr sprach, dann kam ein begeisterter, beinahe seherischer Glanz in seine Augen. Sie leuchteten schwarz aus dem gebräunten Gesicht hervor, in dessen

Formen sich ein unausgetilgter Tropfen von Sarazenenblut ankündigte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir hatten ein paar Wochen lang ein stilles Leben des Genusses und behaglicher Arbeit geführt, als unser Frieden auf merkwürdige Weise gestört wurde. Mit fröhlichem Lachen begann eine düstere Geschichte. Wir saßen — zwölf Personen ungefähr — an der abendlichen Tafel, zu der die spät einschlafende Sonne noch hereinsah, wobei wir über alle möglichen Dinge plauderten. Seit einigen Tagen war unser Kreis durch einen preußischen Major a. D. erweitert worden, der alljährlich nach Amalfi kam und sehr genau dort Bescheid wußte. Wir hörten von ihm manches Neue über die Stadt und ihre Geschichte, daneben auch ein wenig Personalklatsch und Anekdoten. Besonders hoch aber horchten wir auf, als er an diesem Abend fragte: „Wissen die Herrschaften denn auch schon, daß dies Kloster sein Hausgespenst hat?"

Wir verneinten lachend, und er fuhr fort: „Was ich darüber weiß, will ich gern vor Ihnen auskramen — nur darf Signor Domenico nichts davon erfahren. Er wird fuchsteufelswild, wenn man von dem Gespenst redet, weil er fürchtet, ihm könnten die Gäste durch die Lappen gehen, wenn sie von dem Zauber hören."

Er schaute sich zugleich um, ob der Wirt nicht in der Nähe sei. Doch war die Vorsicht unbegründet. Vom Hausherrn war keine Spur zu sehen, und nur der Kellner Gaetano stand mit seiner marionettenhaften Ruhe teilnahmlos und still in einem Winkel.

So sprach der Major denn weiter, nachdem er sich als weinfreudiger Herr noch durch einen tüchtigen Schluck roten Weines gestärkt hatte. „Jawohl, die

Sache hat ihre Richtigkeit. Soweit sich's wenigstens um die Behauptung der Leute hier handelt. Man braucht nur in irgendein anderes Hotel am Orte zu gehen, da wird einem die Geschichte brühwarm zum Kaffee serviert. Signor Domenico verdient hier in seinem trefflichen Haus nämlich einen hübschen Batzen Geld, was natürlich den guten Freunden und getreuen Nachbarn recht schmerzlich ist. Vielleicht haben sie sogar aus reiner Nächstenliebe den Geist erfunden; wenigstens weiß ich keinen Menschen, der ihn wirklich mit Augen gesehen hat."

„Und wie sieht es aus, das Geist?" fragte Miß Fraser, deren hübsches, frisches Gesicht noch so jung unter schneeweißen Haaren hervorsah. Ganz rot war es in diesem Augenblick vor Spannung und Aufregung.

„Wie sich's für so 'n Kloster gehört. Wer sollte hier sonst umgehen, als ein toter Mönch? Einer von denen in weißen Kutten — ich glaube, Dominikaner sind es."

„Si, si," bejahte Locatelli, der — ebenso wie das Personal im Hotel — Deutsch ganz gut verstand, aber nur Italienisch redete; dabei warf er einen ernsthaften, etwas mißbilligenden Blick auf den Major.

„Na, jedenfalls paßt so 'n langes, weißes Gewand für ein Gespenst am besten. Darin kann es die Leute hübsch graulen machen. Und ein besseres Milieu für sein Umherspuken gibt es ja gar nicht, als dies Kloster mit seinen verzwickten Treppen und Gängen. Da hat es mehr Gelegenheit zum Verschwinden, als ein ehrliches Gespenst beanspruchen kann, wenn ihm einmal ein Skeptiker mit einem tüchtigen Knüppel auf den Leib rückt."

„Aber weshalb geht es denn um? Weshalb darf der Mönch nicht ruhig in seinem Grabe schlafen?" Ich war nun auch gespannt geworden und wollte wissen,

was alles man sich von diesem weißen Mönchsgespenst erzählte.

„Wahrscheinlich, weil er noch immer nach einem Grabe sucht. Er soll nämlich hier im Kloster wegen irgendeines Vergehens eingemauert worden sein. Man schildert ihn als ein ehrwürdiges und bejahrtes Gespenst mit grauem Haar und Bart.“

Miß Fraser tat noch ein paar Fragen über den Mönch, doch erfuhren wir weiter nichts Neues über ihn. Wir blieben, als das Essen vorüber war, noch mit unseren Zigarren eine Zeitlang auf der übergrünten Terrasse neben dem Speisesaal sitzen. Die Gespenstergeschichte klang in uns nach, und einer nach dem anderen gab zum besten, was er jemals von solch übernatürlichen Dingen gehört hatte. So blieben wir in einer gewissen Spannung, wobei geheimnisvolles Halblicht noch die Geisterstimmung erhöhte. Der Mond war heraufgekommen, das Meer tief unten hob und senkte sich in langen, bewegten, silbernen Linien, die Felsen waren von dem nächtlichen Glanz überströmt, und auf dem steinernen Pflaster der Terrasse lagen unregelmäßige Lichtflecken.

Es war ziemlich spät geworden, als ich aufbrach, um schlafen zu gehen. Mein Weg führte dabei durch den Kreuzgang und eine gewundene Steintreppe hinunter zu meinem im unteren Stockwerk ziemlich einsam gelegenen Zimmer. Oft schon war mir der phantastische Gegensatz aufgefallen, den der unerleuchtete, von Grün und Blüten erfüllte Hof zu den erhellten Gängen um ihn her bildete. Zwischen den feinen Säulen, unter den spitzen Bogen her strömte das Licht in die Finsternis, die Finsternis in das Licht. Es war ein Kämpfen von zwei feindlichen Gewalten, doch unterlag die Helle — wenigstens für den ge-

blendeten Blick — sehr schnell der Finsternis des Gartenhofes, in die das Mondlicht nur ganz leichte Lichtschleier wob. Die hellsten Rosen schimmerten kaum sichtbar aus dem schwarz gewordenen Grün hervor, und ihr schwerer, heißer Duft allein sprach leise von Tagesglanz und Sonnenkraft. Die hängenden Weinranken aber schwebten hinter den Steinbogen wie dunkle, belebte Wesen hin und her, wenn der Nachtwind sie traf. Er war immer lebhaft hier auf der Höhe dieses Vorgebirges, und seine Stimme klang in wechselnden Lauten als Pfeifen, Rauschen, Stöhnen und Heulen durch die Hallen des Kreuzganges.

Nahe den feinen Steinarkaden befand sich auf der Seite meines Weges im Hofe drinnen ein alter Brunnen, dessen Mauerwerk hellrötlich übertüncht war. Neben seinem Rand erhoben sich in der gleichen Farbe zwei hohe Pfeiler zwischen dichtem Gesträuch, die früher einmal eine Welle für das Eimerseil getragen hatten. Jetzt war sie verschwunden, aber die gemauerten Pfeiler standen zwecklos noch aufrecht. In dem tiefen Zwielicht unter den von der Nacht geschwärzten Rosenbäumen glichen sie zwei hohen, hellen Gestalten, und hatten mich schon ein paarmal erschreckt, wenn ich in gedankenvollem Vorüberschreiten sie plötzlich vor mir auftauchen sah.

Dieses Gefühl wiederholte sich heute noch verstärkt. Ich mußte beim Anblick ihrer hellen, senkrechten Linien der weißen Mönchsgestalt gedenken, die hier umgehen sollte. Und ich fuhr zusammen, als plötzlich ein Geräusch von ihnen zu mir herüberklang.

Ich konnte die Dämmerung dort innen mit meinem Auge nur durchdringen, wenn ich an die Steinbrüstung unter den aufgereihten Säulen unmittelbar herantrat, um das Licht ganz im Rücken zu haben. Jetzt ent-

wirrte sich mir allmählich die Finsternis, und ich erkannte zwei Gestalten, die zwischen den Pfeilern hinter dem Brunnen standen.

Es waren zwei dunkle Männerfiguren, die dort aufeinander einsprachen, aber mein Auge war noch zu sehr geblendet, um die Gesichter sogleich unterscheiden zu können. Eine der Stimmen, die gleichmäßig ruhig und gedämpft war, schien mir bekannt, aber ich erfuhr wieder einmal, wie wenig zuverlässig das Ohr allein ohne Hilfe des Gesichtes ist. Lauter und heftiger klang die zweite Stimme, die jetzt wieder sprach.

„Ich kann hierher kommen, wann ich will, ob Sonntags oder Alltags. Ich gebe dem Signor Domenico genug zu verdienen."

„Gewiß, das ist richtig. Und niemand wird Euch das Recht bestreiten, wenn Ihr nur als Gast hierherkommt. Im Gegenteil, alle hier im Hause werden Euch willkommen heißen. Aber durch das, was Ihr verzehrt und bezahlt, erwerbt Ihr noch keinen Anspruch darauf, die Mädchen hier belästigen zu dürfen."

„Ich tue, was ich will, und niemand soll sich herausnehmen, mir dreinzureden."

„Das muß ich doch leider tun, wenn ich etwas Ungehöriges bemerke. Signor Domenico ist mein Vetter, und ich als Kellner in diesem Hause muß auf Anstand — auch bei den Gästen — halten."

Nun war es heraus. Was das Ohr mir verriet, bestätigten die jetzt an das Halblicht gewöhnten Augen. Die beiden Männer hinter dem Brunnen waren Gaetano und Nicola Guazzo aus Positano. Daß er, der sonst immer nur Sonntags kam, an einem Wochentag und in so später Stunde hier war, fiel mir auf, aber ich dachte nicht weiter darüber nach. Verliebtheit erklärt ja noch weit wunderbarere Dinge. Sehr an-

genehm berührt aber war ich durch Gaetanos ruhigsichere Verteidigung der häuslichen Ordnung. Seine marionettenhafte Gleichmäßigkeit zeigte sich an diesem Abend in männliche Festigkeit erfreulich umgewandelt.

Guazzo murrte noch ein paar unverständliche Worte, dann schob er — der Weg dort hinter dem Brunnen war zwischen dichten Laubwänden sehr eng — den Gaetano mit einem kleinen Stoß beiseite und ging rasch davon. Im Fortgehen rief er noch: „Auf Wiedersehen, Signorina Elena!“

Nun erst fand ich mit meinen Augen auch sie. Nicht weit von mir und auf derselben Steinbrüstung, an der ich stand, saß Elena regungslos in einer der Öffnungen zwischen den Säulen und hatte den Arm um eine von ihnen gelegt. Ihr hübsches Gesicht war ernsthafter als gewöhnlich.

Rasch ging ich die wenigen Schritte zu ihr hin und fragte: „Nun, Signorina Elena, was hat es denn gegeben?“

Sie versuchte zu lachen, doch gelang es nicht ganz. „Ach, nichts — ein Unverschämter!“

Offenbar wollte sie nicht gern von dem reden, was ihr mit Guazzo begegnet war. Ich fragte daher auch nicht weiter, sondern stand einen Augenblick in einem von beiden Seiten etwas verlegenen Schweigen vor ihr. Dann, um absichtlich von dem Geschehenen abzulenken, tat ich eine Frage nach etwas ganz anderem, nach dem, was den übrigen Gästen und mir an diesem Abend einen so dauerhaften Unterhaltungsstoff geboten hatte.

„Sie gehören ja zum Hause, Signorina; was wissen Sie denn von dem weißen Mönch, der hier umgehen soll? Ihren Oheim darf man danach nicht fragen, aber Sie nehmen es wohl nicht so übel.“

Sie hob die Hand mit lebhafter Abwehrbewegung. „Oh, sprechen Sie nicht von dem weißen Mönch! Er hat es nicht gern, wenn man es tut. Keiner von uns hier im Hause redet von ihm, weil er sonst wiederkommt.“

„Haben Sie jemals etwas von ihm gesehen?“

„Die Madonna möge mich davor bewahren! Ich würde zu Tod erschrecken, wenn er mir erschiene. Der Oheim —“ Sie brach ab, als hätte sie schon zu viel gesagt, und fügte dann rasch hinzu: „Nein, ich darf darüber nicht reden, ich hab' es versprochen.“

„Ah —“

Sie war nachdenklich und ängstlich geworden, jetzt kam ihr heiteres Temperament plötzlich wieder zum Durchbruch. Sie sagte lachend: „Ach, ich bin so schrecklich feige, Signore. Weil ich lustig bin, denken Sie vielleicht, ich bin auch mutig. Aber ich laufe vor einer Maus eine halbe Stunde weit.“

Auch ich mußte jetzt lachen. „Ich gebe zu, daß eine Maus ein sehr gefährliches Tier ist. Aber solch ein harmloser Hausgeist, was tut denn der Ihnen Böses?“

„Oh, lassen Sie's, reden Sie nicht weiter von ihm. Ich habe schon immer so viel Angst gehabt, wenn mein Großohm, der bei den Dominikanern in Monte Oliveto Maggiore war, einmal auf Besuch zu den Eltern kam. Und er war lebendig, war kein Gespenst. Er schalt mich immer, weil ich nicht genug lernen wollte. Wenn es nach ihm gegangen wäre — nein, Signore, sagen Sie selbst, ich bin doch nicht gemacht, um eine Gelehrte zu werden?“

Sie war ganz reizend im Kampf ihrer natürlichen Heiterkeit mit ihrer Furcht vor den Wissenschaften, aber ich fühlte mich doch verpflichtet, ihr in diesem Kampfe

beizustehen. „Sie brauchen sich aber doch jetzt nicht mehr vor dem Lernen zu fürchten, Signorina Elena."

Ein leises, auch jetzt noch halb frohes, halb furchtsames Lachen kam von ihren Lippen. „Der weiße Mönch würde sich allerdings darum nicht kümmern, aber er hat schon einmal —"

Sie brach unvermittelt wieder ab, auch wurde mir gleich der Grund ihres Verstummens klar. Gaetano, der sich vielleicht erst noch überzeugt hatte, ob Guazzo das Haus auch wirklich verließ, war jetzt aus einer nahen Öffnung in der Steinbrüstung vom Innenhof her in den Kreuzgang eingetreten und kam zu uns heran. Elena wandte sich auf den Klang seiner Schritte nach ihm um, schien mir aber ein wenig verlegen. Sie sagte mit einer gewissen Zurückhaltung: „Ich danke dir, Gaetano."

Mir war es Bedürfnis, ihm auch mein Wohlgefallen über sein Verhalten auszudrücken, und ich tat es mit ein paar herzlichen Worten.

Aber weder Elenas Dank noch mein Lob riefen auf seinem unveränderlichen Gesicht einen merkbaren Eindruck hervor. Er machte nur zwei seiner kleinen, einwandfreien Verbeugungen vor uns beiden und sagte: „Vielen Dank für das Lob, vielen Dank auch, Signore." Damit ging er fort, nach dem Speisesaal hinüber.

Ich sagte nun auch Elena gute Nacht und begab mich die Treppen hinunter auf mein Zimmer.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein paar Tage vergingen, ohne daß irgend etwas Besonderes vorgekommen wäre; wir hatten den Abend mit seinen Gespenstergeschichten schon beinahe vergessen. Das Wetter, das bisher immer leuchtend schön gewesen war, bereitete sich bei nahendem Vollmond jetzt anscheinend auf einen Wechsel vor. Die Sonne

verschwand hinter trübem Gewölk, und ein heftiger Schirokko wehte von der See herein heulend um das graue Vorgebirge mit seinem weißen Kloster. Der Lärm, den er im Hause verursachte, war ziemlich arg. Er hinderte mich am Abend sogar längere Zeit am Einschlafen, weil er sich ein paar schlecht befestigte Fensterläden zum Spielzeug ersehen hatte. Sie schlugen in unregelmäßigen Zwischenräumen gegen die Mauern und veranlaßten ein ärgerlich-nervöses Warten auf die Wiederholung der unharmonischen Töne.

So lag ich, obwohl ich mein Zimmer schon zeitig aufgesucht hatte, weil ich von angestrengter Arbeit müde war, an jenem Abend lange wach. Ich hatte vergeblich um Schlaf gekämpft und starrte nun mit wieder geöffneten Augen in das matte Halblicht in meinem Zimmer. Der Mond, nur zeitweise hinter Wolken verborgen, sandte Helle genug zu mir herein, um alles deutlich erkennen zu lassen. Ich sah die tiefe Türnische vor mir, über der ein rundes, ebenso tiefes Fenster auf einen großen Vorsaal hinausging. Sogar das Muster der Tapete, die mit kleinen grauschwarzen Kreuzen auf einem weißen Grunde verziert war, zeichnete sich in voller Klarheit ab, und ich fing an, diese Kreuze zu zählen, um so vielleicht endlich den ersehnten Schlaf zu finden. Aber der Schirokko, der mir stets die Nerven unangenehm aufregte, blieb auch diesen Versuchen gegenüber Sieger, und ich war zu wach, um hinterher das, was nun geschah, mir als Traum auslegen zu können.

Der lockere Fensterladen über mir schlug in den üblichen Pausen mit lautem Knall an die Wand, von unten klang die wilde Meeresbrandung in regelmäßigeren Zwischenräumen herauf, der Wind heulte mit beinahe menschlichen Lauten durch die Gänge des

Klosters. Aber trotzdem war ich keinen Augenblick im Zweifel, daß es wirklich eine Menschenstimme sei, die mich nun plötzlich erschreckt emporfahren ließ. Ein lauter Schrei, kurz und grell und gleich wieder verstummend, wie jähes Entsetzen ihn erpreßt, war zu mir gedrungen. Und ich meinte bestimmt, er sei nicht von außen, von der Straße her gekommen, sondern hier im Kloster selbst ausgestoßen worden. Denn eine Art von Widerhall, das Echo der gewölbten Klostergänge, war ihm gefolgt.

Ich sprang auf, eilte zur Tür und öffnete. Das elektrische Licht brannte draußen, aber alles blieb still. Der Schrei wiederholte sich nicht, kein fremder Laut mischte sich weiter in die schon gewohnten Geräusche der Sturmnacht. Ich horchte dann in meinem Bett wohl noch eine Stunde lang aufgeregt hinaus, schlief endlich aber vor Übermüdung ein.

Am nächsten Morgen beim Frühstück war mein erstes, daß ich Personal und Gäste wegen des Schreies befragte, den ich in der Nacht gehört zu haben meinte. Doch fand ich zu meinem Staunen keinen einzigen Zeugen für meine Wahrnehmung. Margherita war schon um zehn Uhr in ihr Bett gegangen und gleich eingeschlafen; Gaetano sagte, daß er um die von mir genannte Zeit zwar noch aufgewesen sei, doch nichts anderes als den Lärm des Windes gehört habe; von den Gästen hatte niemand etwas Ungewöhnliches vernommen.

Ärgerlich über mich selbst und über den Streich, den meine Nerven mir anscheinend gespielt hatten, verließ ich den Speisesaal. Im Kreuzgang begegnete mir Elena. Sie trug die Morgenpost in den Händen, die sie zu verteilen gewohnt war, und blieb vor mir stehen, um einen Brief hervorzusuchen, der für mich gekommen war.

So wurde mir Gelegenheit, sie genau zu betrachten, und ich erschrak darüber, wie blaß und ernst ihr Gesicht an diesem Tage war. Sonst hatte sie mir die Post immer mit irgendeinem Scherzwort überreicht, heute suchte sie zerstreut unter den Papieren umher, und mein Blick fand schneller als der ihre den für mich bestimmten Brief.

„Da, da!" rief ich ihr zu. „Hier steht es ja doch: ‚Herrn Doktor Alfred Gruber, Kunsthistoriker.' Soviel ich weiß, bin ich das immer noch."

„Ja freilich, das ist Ihr Brief. Aber weiter ist nichts für Sie da." Sie, die sonst immer zum Lachen bereit war, lachte nicht einmal über ihren Irrtum, sondern gab mir den Brief mit einem Gesicht, als wenn ihre Gedanken weit ab mit anderen Dingen beschäftigt wären. Auch ging sie gleich weiter.

Aber mir fiel ein, daß auch sie vielleicht über irgend etwas in der Nacht erschrocken sein könnte, wodurch ihr ungewohntes Wesen sich erklärte. So rief ich sie zurück und fragte nun auch sie geradezu nach dem Schrei, den ich gehört hatte.

Sie wurde noch ein wenig bleicher, wie mir schien, bewegte jedoch mit lebhafter Verneinung die Hand. „Nein, nein, ich habe nichts gehört. Gar nichts. Es wird auf der Straße gewesen sein, wenn der Signore nicht überhaupt geträumt haben." Damit wandte sie sich um und eilte nach dem Speisesaal hinüber, um die Post an die Gäste zu verteilen.

Ihr zerstreut-ernsthaftes Wesen blieb auch an den folgenden Tagen unverändert, und mein Freund Umberto blickte gleichfalls finster in die Welt. Seine gewohnte Geschicklichkeit bei den gemeinsam vorgenommenen Messungen verlor sich, er nannte falsche Zahlen und hörte manchmal gar nicht, was ich sagte.

Nach und nach wurde mir die Verstimmung dieser beiden jungen Menschen, deren Persönlichkeit und Geschick mich interessierte, so störend und unbehaglich, daß ich mich entschloß, Locatelli darüber zu befragen.

Die Gelegenheit bot sich mir bald. Wir waren beim Dom im zugehörigen Kreuzgang, der dem unseres Gasthauses ähnlich war, mit unseren Messungen beschäftigt, als Locatelli plötzlich das Notizbuch mit Zahlen sinken ließ und geistesabwesend stumm vor sich hinstarrte.

„Was ist denn nur mit Ihnen, Freund Umberto?“ rief ich ihn an. „Sie sind ja völlig verwandelt. Schenken Sie mir doch Ihr Vertrauen, vielleicht kann ich Ihnen helfen.“

Er schüttelte den Kopf. „Mir hilft niemand. Ich wollte, daß ich nie geboren wäre.“

„Das hat schon mancher gesagt und hat ein paar Wochen später gejubelt, weil das Leben doch gar zu schön ist. Das kann auch Ihnen passieren.“

„Mir? Mir? O nein, für mich gibt es nichts Gutes mehr. So jung ich bin, so viel hab' ich schon verloren. Mein Vater ist mir gestorben, meinen geliebten Beruf hab' ich aufgeben müssen, und nun —“

Mit einer unbestimmten Handbewegung brach er ab. Es blieb mir zweifelhaft, ob der übergroße Schmerz ihn verstummen ließ, oder ob er fürchtete, dem Fremden zu viel zu vertrauen.

Aber ich hatte mir vorgenommen, ihn zum Reden zu bringen. So trat ich nahe vor ihn hin, legte die rechte Hand auf seine Schulter und sagte: „Mein lieber Signor Umberto, so kommen Sie nicht los. Es ist mein Wunsch, Sie zu trösten und Ihnen zu helfen. Aber dazu muß ich wissen, was Ihnen fehlt. Ihren früheren Kummer hatten Sie schon ganz gut überwunden. Es muß etwas

Neues sein, was Sie quält. Und ich glaube, daß diesmal ein paar hübsche Mädchenaugen eine Hauptrolle dabei spielen. Heißt Ihr gegenwärtiger Kummer nicht Elena Serra?"

Schwer atmend, mit sich kämpfend, stand er einen Augenblick wortlos. Dann brach die Leidenschaft aus ihm hervor. „Elena! Ja, Signore, so heißt mein Glück und mein Unglück! Durch ihr Lachen, durch ihre liebe Stimme war ich wieder gesund geworden in meinem Herzen. Ich hatte die Hoffnung wieder gefunden, glaubte wieder an eine Zukunft. Nun aber — auf einmal ist es aus und vorbei!"

Sein Gesicht, sein ganzer Körper sprachen zugleich mit seinen Lippen. Bei den letzten Worten war es, als wenn eine schwere Hand seine Gestalt niederdrückte, so daß er kleiner zu werden schien.

„Was ist denn geschehen? Warum ist es aus?"

„Wenn ich es nur wüßte! Das ist es ja, was mich rasend macht. Seit ein paar Tagen ist Elena wie verwandelt, ohne daß ich aus ihr herausbringen kann, weshalb. Sie weicht mir aus, läuft vor mir davon, wenn sie mich sieht. Und gestern — da habe ich sie gestellt, habe verlangt, sie soll sprechen. Sie aber hat gesagt: ‚Laß mich. Vergiß mich.' Dann hat sie sich losgerissen und ist fortgelaufen, ich habe die Tränen auf ihrem Gesichte gesehen. Aber was hilft mir ihr Weinen, wenn sie mich nicht mehr lieb hat?"

„Elena hat Sie noch lieb, Umberto, sonst hätte sie nicht geweint."

„Meinen Sie?" Seine bebenden Finger packten mich an, seine brennenden Augen fragten und flehten.

Ich nahm eine von seinen Händen fest in die meinen. „Mein Ehrenwort, ich bin davon überzeugt. Aber ebenso sicher bin ich, daß etwas uns noch Unbekanntes, irgend

ein Geheimnis Elenas merkwürdige Verwandlung verschuldet. Wir müssen herausbringen, was das ist, wir beide zusammen. Ist Ihnen das recht?"

„Oh, Sie sind sehr gütig! Wenn Sie mir helfen — es wäre ja zu schön, wenn ich noch einmal hoffen dürfte!"

„Sie sollen und müssen es. Und nun zunächst wieder hier an unsere Arbeit. Am Abend aber trinken wir nach dem Essen ein Glas Wein miteinander und besprechen, was für Sie geschehen kann."

Umberto preßte dankend meine Hand mit festem Druck. Von diesem Augenblick an schien es, als wenn er Flügel bekommen hätte durch neue Hoffnung. Er sprang elastisch hierhin und dorthin, klomm bei den Messungen zu gefährlichen Höhen mit unfehlbarer Sicherheit hinan und leuchtete mich mit seinen schönen, verklärten Augen an. Ich gelobte mir, für ihn zu tun, was irgend in meinen Kräften stand.

Aber wir sprachen von Elena nicht eher wieder, als bis wir abends nach unserer gemeinsamen Mahlzeit in die Stadt gegangen waren und in einer kleinen, weindurchdufteten Osteria beim Dom hinter den rotfunkelnden Gläsern saßen. Daß mir auf dem Wege dorthin der verliebte Guazzo begegnet war, hatte mich nur ganz flüchtig unangenehm berührt, und ich vermied es wohlweislich, mit Locatelli von seinem Nebenbuhler zu sprechen.

Umberto schüttete mir an diesem Abend sein ganzes Herz aus und erzählte mir die Geschichte seiner glücklich-unglücklichen Liebe vom ersten Anfang an. Er war aber nicht imstande, mir irgendeinen Wink dafür zu geben, woher die plötzliche Störung des Verhältnisses gekommen war. Ich fragte, forschte, sprach Vermutungen aus, doch wollte sich das Geheimnis nicht lösen.

Es war bereits elf Uhr vorüber, als wir aufbrachen. Locatelli bestand mit liebenswürdigem Eifer darauf, mich bis an mein Hotel zu begleiten, und so gingen wir nebeneinander den wohlbekannten Weg über dem dunklen, rauschenden Meere.

Nahe beim Hotel blieb Umberto stehen und sah hinauf zu dem felsgestützten Gebäude. „Dort wohnt sie — dort wohnt Elena!“ Seine Lippen flüsterten die Worte mit sehnsüchtiger Leidenschaft, seine Hand wies nach einem Fenster empor, hinter dessen geschlossenen Läden ein leiser Lichtschimmer noch sichtbar war.

Mit einem ermutigenden Scherzwort nahm ich von dem Verliebten Abschied.

Ich hatte mir ein für allemal einen Schlüssel für die Haustür geben lassen, um nach abendlichen Sitzungen beim Wein in der Stadt niemanden stören zu müssen. Leise schloß ich auch diesmal auf und stieg die Stufen der gewundenen Treppe hinan. Ein paar von den elektrischen Flammen brannten wie immer und erhellten mir genügend meinen Weg. Vor meinem Zimmer befand sich ein geräumiger Vorsaal, der nach dem Flur hin mit einer Flügeltür geschlossen war, und an dem die Zugänge zu den hier befindlichen Gasträumen lagen. Er war unerleuchtet, und als ich die Flügeltür öffnete, fiel mir, wie schon ein paarmal, ein merkwürdiger Lichteffekt auf. Denn hinten an der Wand von diesem Vorsaal, die der Tür gegenüber war, hing ein großer, weit herabgehender Spiegel, und jenseits des langen, dunklen Raumes wiederholte sich in ihm der kaum erkennbare Vorsaal und ein Stück der Treppe, während ich selbst als eine große, schattenhafte Gestalt in dem viereckigen Rahmen der Türöffnung vor der halben Helle da draußen stand.

Ich fühlte bei diesem Anblick aufs neue, wie sehr

das alte Kloster zum Erfinden von Geistergeschichten herausforderte, und das geheimnisvolle Bild fesselte mich so sehr, daß ich einen Augenblick stehen blieb, um es ganz in mich aufzunehmen.

Bevor ich mich dann zu meinem rechts am Vorsaal gelegenen Zimmer wandte, hielt mich ein leises Geräusch zurück, das von außen her zu mir hereindrang. Unwillkürlich blieb ich noch in der Tür zum Vorsaal stehen und hielt meinen Blick auf den Spiegel geheftet, in dem sich alles abmalte, was auf dem Flur hinter mir vorging.

Vielleicht war es ein vorahnendes Gefühl, was mich so gefesselt hielt. Aber was ich auch zu sehen erwartet haben mochte, die Wirklichkeit übertraf jede Vermutung. Die Geisterwelt wurde mir lebendig in diesem Augenblick. Des Hauses Gespenst gewann Gestalt und Leben, der weiße Mönch glitt hinter mir vorüber! Ich erkannte mit sehenden Augen, was ich für Erfindung abergläubischer Torheit gehalten hatte. Von unten her über die Treppenstufen, die mein eigener Fuß kurz vorher betreten hatte, kam die weiße Gestalt scheinbar aus dem Boden aufsteigend langsam herauf, trat für einen Augenblick in den helleren Lichtkreis des Flures, daß mir ein Kopf mit grauem Haar und Bart unter halbverhüllender Kapuze für eine Sekunde deutlich erkennbar war, und verschwand dann nach oben.

Es war keine Täuschung möglich, der weiße Dominikanermönch war mir erschienen.

Einen Augenblick blieb ich stehen wie gelähmt; in wilden Schlägen hämmerte mein Herz. Aber dann kam der Ärger über mein abergläubisches Entsetzen. Vielleicht war es ein lebender Mönch, der hier wohnte, den meine Phantasie zum Gespenst umgeschaffen hatte. Das mußte aber klar werden, ich wollte wissen,

was ich gesehen hatte. So ging ich eilig zur Treppe und rief mit gedämpfter Stimme hinauf: „Heda, wer war eben hier unten? Antwort — ich muß es wissen."

Meine Stimme stieg mit leisem Widerhall unter den Wölbungen des Treppenhauses hinan, aber kein Ton kam ihr entgegen aus der Stille der Nacht.

Nun lief ich die Stufen empor, die zum zweiten Stockwerk mit seinem Kreuzgang führten. Doch kam ich nicht bis nach oben; ein unerwartetes Hindernis hemmte meinen Fuß. Mitten in meinem eiligen Lauf erloschen plötzlich auf einen Schlag sämtliche Lichter im Hause, und undurchdringliche Dunkelheit legte sich um mich her.

Ich griff in die Tasche nach Streichhölzern und fand mit Ärger, daß ich keine bei mir führte. Der Brauch, das Haus auch bei Nacht erleuchtet zu halten, hatte mich zu dieser Nachlässigkeit verführt. So blieb mir nichts übrig, als mich im Dunkeln langsam die Treppe wieder hinunter und nach meinem Zimmer zu tasten; aber ich muß gestehen, daß mir nach dem Geschauten und Geschehenen in dieser Finsternis ein kaltes Grausen durch die Glieder lief.

Erst im Scheine der endlich gefundenen und angezündeten Kerze verlor sich die Beklemmung, die mir das Atmen schwer gemacht hatte. Nun kam ruhiges Überlegen mir zurück und ich beschloß, mit meinem Lichte bewaffnet noch einmal Suche nach dem verschwundenen Mönch zu halten. So stieg ich wieder die Treppenstufen hinan und ließ das flackernde Licht in meiner Hand über die weißen Mauern dahingleiten. Tiefe Schlagschatten erschreckten mich ein paarmal mit abenteuerlichen Gestaltungen, aber sonst war nichts Ungewöhnliches aufzufinden, obwohl ich durch die leeren Kreuzgänge rund um den Klosterhof ging, aus

dem die Nacht mit leisem Baumesrauschen zu mir sprach.

Ich war immer noch tief erregt und wurde dadurch unsicher und ungeschickt. Ich hatte meine Hand vor das Licht gehalten, um nicht von ihm geblendet zu werden, und so entging meinen Blicken ein Stuhl, den ein Gast mit seinen Kleidern vor eine der Türen gestellt hatte. Gegen ihn stoßend warf ich ihn zu Boden, wobei hallender Lärm den Kreuzgang erfüllte.

Nach wenigen Sekunden öffnete sich auch schon eine benachbarte Tür, und Signor Domenico, der Padrone, trat halb angekleidet aus ihr hervor.

„Was gibt es denn?“ rief er zornig. „Wer macht solchen Lärm, und warum ist es dunkel im Haus? Auch in meinem Zimmer hab' ich kein Licht — wer hat sich diesen dummen Scherz erlaubt?“

Er hatte mich in seiner Aufregung nicht erkannt, beruhigte sich aber nur wenig, als ich im Lichte meiner Kerze nahe vor ihn hintrat, denn sein Zorn brach verdoppelt wieder los, als ich in flüchtigen Worten von dem weißen Mönche sprach, den ich in dieser Nacht mit eigenen Augen gesehen hatte.

„Das ist ja Unsinn! Es gibt keine Gespenster, und hier in meinem Haus am allerwenigsten. Und wenn wir gute Freunde bleiben sollen, Signore, dann behalten Sie diese Träumereien hübsch für sich. Geträumt müssen Sie haben, das ist sicher, und von Träumen zu reden ist Weibersache!“

Der sonst so höfliche Padrone war ganz verwandelt, offenbar aus Angst um den guten Ruf seines Hauses. Ich fragte daher nur noch: „Woher kommt es denn, daß alle Lichter verloschen sind?“

„Weiß ich es?“ rief er, noch immer nicht besänftigt. „Aber das hab' ich niemals gehört, daß Gespenster sich

auf elektrische Beleuchtung verstehen. Vielleicht hat einer von den Gästen sich einen Scherz gemacht."

Ein zorniger Blick auf mich sagte deutlich genug, wen er in Verdacht hatte.

„Vielleicht fehlt auch nur der Strom," fügte Domenico dann ein wenig ruhiger hinzu. „Das passiert mitunter — wir wollen sehen."

Er ging nach der Stelle, wo die Treppe mündete, und griff nach einem kleinen schwarzen Hebel an der Mauer, der mir bisher entgangen war. Mit einem Male entzündeten sich alle nächtlichen Lichter wieder, und ihre ruhige Helle schien auch ihn milder zu stimmen. Er gewann seine gewohnte Höflichkeit zurück, entschuldigte sich mit einigen Worten wegen seines barschen Wesens und wünschte mir eine gute Nacht. Über meine Mönchserscheinung aber sprach er kein Wort mehr.

Ja, das gewohnte, ruhige Licht herrschte wieder in dem alten Kloster und geleitete mich auf mein Zimmer zurück. Aber die gewohnte Ruhe war nicht in meiner Brust. Mehr als ich es vermutet hätte, zitterten Schrecken, Staunen, Zweifel in mir nach. Ich wollte nicht an den von mir gesehenen Geist glauben, aber die Nerven gehorchten meinem Verstande nicht. Und während ich nun auf meinem Bett in dem wieder verdunkelten Zimmer lag, das nur von außen her ein wenig verdämmerndes Licht erhielt, packte mich ein körperliches Grausen an, das mächtiger war als Vernunft und Überlegung. Ich wagte nicht, einzuschlafen, und starrte mit weit offenen Augen in das Halblicht um mich her. Beim unablässigen Hinstarren auf die kleinen, grauschwarzen Kreuze, die sich an der Wand vom hellen Tapetengrund abhoben, begannen sie sich zu bewegen, und helle Flecken tanzten daneben umher.

Ein Palmettenornament am Fußende meines eisernen Bettgestells verzerrte sich zur grinsenden Fratze, die mich höhnisch anlachte. Die gewohnten Töne der Nacht verwandelten sich für mein gereiztes Gehör. Die Stimme des Windes wurde zum Geflüster unverständlicher Worte, das Rauschen des Meeres klang mir wie das Drohen von übermenschlichen Stimmen, das Ticken meiner Uhr dröhnte gleich Hammerschlägen auf Eisen.

Erst als das frühe Licht des Morgens in mein Zimmer langsam hereinquoll, fand ich ein wenig Schlaf, doch war mir immer noch wüst und übernächtig zumute, als ich aufstand.

Mein vorsichtiges Fragen beim gemeinsamen Frühstück, ob den anderen Gästen in der Nacht irgend etwas Besonderes begegnet sei — Signor Domenicos Mahnung zum Schweigen wirkte noch in mir nach —, hatte kein Ergebnis, und unbehagliche Zweifel wurden dadurch in mir wach, ob nicht in der Tat allein meine Phantasie die weiße Mönchsgestalt erschaffen hätte.

Nur das tatsächliche Verlöschen der Lichter im Haus bestätigte mir scheinbar, daß irgend etwas Außergewöhnliches darin vorgegangen sein müsse.

Der Neugier, die durch meine Fragen erweckt worden war, wich ich mit ein paar mühsamen Scherzworten aus, aber ich versank unmittelbar darauf in ein stummes, tiefes Grübeln. Das Erlebnis der Nacht hatte mich stärker gepackt, als ich selbst es für möglich gehalten hätte. War ich krank, daß meine Pulse noch immer so gewaltsam schlugen? Und wenn es war, konnte nicht alles ein halbwacher Fiebertraum gewesen sein? Oder gab es wirklich Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt? Waren meine Blicke hell

geworden in der Nacht, um hinüberzuschauen über die Grenze, die Natürliches und Übernatürliches voneinander trennt?

Je mehr ich aber fragte, um so mehr verwirrten sich meine Gedanken, und ich fühlte wieder und wieder das abergläubische Grausen der Nacht mir durch die Glieder strömen.

Meine ernste Zurückhaltung, die mit meiner sonstigen Art nicht übereinstimmte, fiel auch den übrigen auf, und in seiner lauten Art rief mir der Major lachend über den Tisch herüber zu: „Was ist denn mit Ihnen heute los, verehrter Herr Doktor? Sie machen wahrhaftig ein Gesicht, als wenn Sie den weißen Mönch gesehen hätten."

Gerade bei diesen Worten kam Elena herein, um etwas mit Gaetano zu besprechen, und es fiel mir auf, daß ihr hübsches Gesicht noch bleicher und ernster war als an den Tagen zuvor. Auch trat ein Ausdruck plötzlichen Erschreckens darauf hervor bei den Worten des Majors. Aber sie sagte nichts und ging eilig wieder hinaus.

Heute fehlte Locatelli zum ersten Male an unserem Tisch, und ich fühlte nun erst recht, wie lieb mir der hübsche Mensch mit seinen schwermütigen Augen geworden war. Und wenn ich auch allen anderen gegenüber hartnäckig schwieg, mir hätte viel daran gelegen, wenigstens mit ihm zu bereden, was mir begegnet war. Aber ein losbrechender Gewittersturm, der an diesem Abend tobte, hielt mich ab, noch in die Stadt zu gehen und ihn aufzusuchen.

Lange lag ich hinter verschlossener Tür in meinem Bett und horchte hinaus, ob in den Klostergängen sich wieder etwas regte. Doch vernahm ich nichts; auch war der Lärm von Meer, Sturm und niederprasseln-

dem Regen so stark, daß er wohl jedes leise Geräusch im Haus übertönt hätte.

Am anderen Morgen traf ich zu meiner Freude Umberto bei der gemeinsamen Arbeit. Er wurde sehr nachdenklich bei meinem Bericht über das, was mir in vorletzter Nacht begegnet war, um dann vor sich hinzumurmeln: „Das erklärt vielleicht —“

Ich wollte Näheres wissen, weil er verstummte, doch blieb er verschlossen und sagte nur: „Ich bitte Sie, Signore, halten Sie die Augen offen. Sie können vielleicht ein gutes Werk tun.“

Weiter war nichts aus ihm herauszubringen, und ich verließ ihn einigermaßen verstimmt über sein ablehnendes Wesen.

Das Gespräch mit ihm hatte mir also keine Klarheit und Erleichterung verschafft, und ich fühlte mit angstvollem Unbehagen, daß die Spannung meiner Nerven sich nicht verlieren wollte. Bei plötzlichen Geräuschen fuhr ich zusammen, Temperatur und Puls waren erhöht, und ich mußte mir sagen: wenn ich nicht schon krank war seit mehreren Tagen, so war ich doch jetzt auf dem sicheren Weg, es zu werden. In meiner Seele mischte sich auf merkwürdige Weise die Furcht vor Dingen außer mir und in mir selbst. Ich fürchtete mich vor einer durch Krankheit hervorgerufenen Täuschung meiner Sinne, zugleich aber vor etwas Wirklich-Unwirklichem, das unerwartet neu vor mich hintrat.

Es half auch nichts, daß ein paar Nächte vergingen, ohne daß irgendein Ton oder ein Anblick mich erschreckte. Das Warten auf das Übernatürliche, das einmal — eingebildet oder wirklich — in mein Leben getreten war und sich nicht wieder zeigte, war fast aufreibender, als der Schrecken über sein erneutes

Erscheinen es hätte sein können. Ich bildete mir das wenigstens ein.

Aber ich sollte Gelegenheit haben, mir diese halbfriedliche Wartezeit wieder zurückzuwünschen. Denn jetzt kam ein Ereignis, das mich im Tiefsten erschütterte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war ein wunderschöner, schon sommerlicher Frühlingsabend mit unbewegter Luft, stillem Sternenlicht und fernen Mandolinenklängen gewesen, der uns bis tief in die Nacht hinein auf der Terrasse versammelt gehalten hatte. Mein angstvoll-aufgeregter Zustand hatte mich in diesen Tagen die menschliche Gesellschaft mit Eifer suchen lassen, und ich hatte mich mit gezwungener Lebhaftigkeit an Gespräch und Scherz beteiligt, so daß niemand etwas von der Norm Abweichendes an mir hätte bemerken können. Der mir mit Absicht auferlegte Zwang aber veranlaßte vielleicht eine noch stärkere Reaktion der Nerven als gewöhnlich, und als ich in mein Zimmer trat, packte mich ein Angstgefühl so gewaltig an, daß ich allen Ernstes anfing zu überlegen, ob ich nicht meine schon weit vorgeschrittene Arbeit im Stiche lassen und Hals über Kopf abreisen sollte.

Dieser Gedanke beruhigte mich ein wenig, und als ich noch eine Zeitlang in dem kleinen Raum bei weit geöffnetem Fenster auf und ab gegangen war, hatte die Nervenspannung so weit nachgelassen, daß ich mich niederlegen konnte. Der Schlaf hatte mich in den vergangenen Nächten so hartnäckig geflohen, daß ich auch heute nicht auf ihn hoffte; doch ich wollte dem durch Wachen und Aufregung übermüdeten Körper wenigstens Ruhe gönnen.

So lag ich denn wieder mit offenen Augen lange Zeit und horchte hinein in die Nacht. Heute schien

die Welt ringsum in tiefem, friedlichem Schlafe zu ruhen. Das besänftigte Meer atmete so leise, daß kein Ton zu mir heraufdrang; die ferne, verliebte Musik war verstummt; sogar der sonst immer wache Wind war eingeschlafen und streichelte nur im Traume noch das alte Kloster mit leiser Hand. Aber ich fühlte die tiefe Stille nicht als Wohltat, sondern als eine feindliche Reizung der Nerven, und ich empfand mit sich steigernder Angst, wie der Schlaf, der alles andere sanft umfing, auch in dieser Nacht immer weiter vor mir zurückwich. Es half nichts, daß ich mich in Gedanken mit meiner Arbeit beschäftigte, daß ich ein wissenschaftliches Werk hernahm und mich mit Anstrengung darin vertiefte, daß ich endlich das elektrische Licht löschte, um in der halben Dunkelheit — von der Straße schimmerte die gewohnte matte Helle zu mir herauf — doch vielleicht Entspannung der Nerven und Schlaf zu finden. Alles war vergeblich; keine Ruhe kam über mich, die nächtliche Stille lag auf mir gleich einer schweren, drückenden Last.

Schon war ich im Begriffe, das hilfreiche Licht wieder aufzudrehen, als das Furchtbare geschah. Zuerst war es nichts als ein plötzlicher, matter Lichtschein von außen her, der mich erschreckte. Die Tür von meinem Zimmer ging, wie schon gesagt, auf den großen Vorsaal mit seinem Spiegel hinaus, in dem ich die weiße Mönchsgestalt erblickt hatte. Zur Beleuchtung dieses Vorsaales dienten bei Tage die runden Fenster, die hoch über jeder Zimmertür in der Mauer angebracht waren. Dies Fenster, das in meinem Raume dem Bett gerade gegenüber war, hatte sich durch einen Lichtschimmer unerwartet erhellt. An sich war das nichts Außergewöhnliches oder gar Übernatürliches. Einer der anderen Gäste konnte spät nach Hause ge-

kommen sein und beim Eintreten die Tür vom Vorsaal zum beleuchteten Flur hin offen gelassen haben. Was mich dabei stutzig machte, war nur die vollkommene, tiefe Ruhe, die draußen herrschte. Kein Fußtritt klang vom Steinboden zu mir herein, kein Türschloß redete mit metallenem Klang. Das große, gewaltige Schweigen der Nacht wurde durch keinen Ton gestört.

Ich lag und schaute mit angespannten Blicken auf die runde Helle dort über der Tür und wartete mit aufgeregter, unbestimmter Empfindung auf ihr Erlöschen. Aber sie blieb unverändert in ihrem stillen Leuchten ein paar Minuten lang. Dann erst geschah, was mir das Blut erstarren machte. Kein Ton auch jetzt, aber ein stummes, gleitendes Heransteigen eines grauen Schattens an der mattbeleuchteten Scheibe von unten her. Der Schatten wuchs empor, wurde fester, nahm bestimmte Gestalt an und verwandelte sich in seinem geräuschlosen Aufsteigen in einen menschlichen Kopf. Das ihn umfließende Licht war nur matt, aber es war hell genug, um erkennen zu lassen, was mich mit Grausen erfüllte. Graues Haar und grauer Bart umschlossen ein, wie mir schien, totenblasses Menschenantlitz, eine weiße Mönchskapuze legte sich als Rahmen darum her. Es gab keinen Zweifel für mich: der weiße Mönch schaute durch das Fenster dort über der Tür zu mir herein.

Ich war wie gelähmt, aber ich fühlte, wie das Bett unter den Schlägen meines Herzens bebte. Ich konnte mich nicht bewegen, konnte nicht schreien. Was mich in jenen schrecklichen Augenblicken vor allem beschäftigte, war die Frage: „Wird er zu dir hereinkommen?“ Ich wußte mit Bestimmtheit, ich hatte die Zimmertür, wie jeden Abend, fest von innen ver-

schlossen, aber ich fragte mich immer wieder: „Wird er trotzdem zu dir hereinkommen?“ Ich bildete mir in krankhafter Spannung ein, ganz ruhig zu sein, und erwartete regungslos die Beantwortung meiner Frage durch das Geschehende, wie der Forscher auf das Ergebnis einer wissenschaftlichen Untersuchung wartet.

Ich weiß nicht, wie lange Zeit ich so gelegen habe. Ganz kurz kann sie nicht gewesen sein, wenn auch mein gespanntes Gefühl sie vielleicht verdoppelt oder verdreifacht hat. Aber eine geraume Weile blieb sicher der graue, weißumhüllte Kopf dort hinter der Scheibe, die Blicke so starr auf mein Lager gerichtet, wie die meinen sich auf ihn hefteten. Er bewegte sich nicht, er blieb in unveränderter Stellung, von der Fensterumrahmung mit ihrem Kreis umschlossen gleich einem Bild im Rahmen. Aber dies Bild war mit nächtlichen Farben gemalt, es glich einer grauweißen Schattenerscheinung.

Endlich bewegte sich der Kopf aufs neue, versank so geräuschlos wie sein Aufsteigen gewesen war. Mein gesteigertes Herzklopfen sagte mir: „Jetzt wird er hereinkommen!“ Aber die Tür öffnete sich nicht, kein irdisches Geräusch erklang, die runde, leere Helle blieb noch einen Augenblick in der Wand, um dann plötzlich zu verlöschen. Mein Auge vermochte die Stelle kaum noch zu sehen, wo sie gewesen war.

Aber ein paar Minuten vergingen, bis der Starrkrampf, der mich gefesselt gehalten hatte, von mir wich. Überlegung und Vernunft fingen wieder an, dem krankhaft gesteigerten Gefühl zu widersprechen. War es nicht vielleicht ein Mensch, ein verkleideter Betrüger, der hier in der Stille der Nacht sein Unwesen trieb? Ich fragte mich freilich vergeblich, welchen Zweck er dabei verfolgen könnte, weshalb er gerade

mir erschien; und aus dieser unbeantworteten Frage wuchs plötzlich riesengroß die gräßliche Angst hervor, daß alles nur eine Wahnvorstellung meines Gehirns gewesen sei, der traurige Beweis einer vielleicht hoffnungslosen Erkrankung. Zwei gleich furchtbare Gefühle vermischten sich in mir: Angst vor dem Überirdischen und vor mir selbst, Angst vor fremden, geheimnisvollen Mächten und vor den Zerrbildern einer zerrütteten seelischen Sehkraft.

In diesem doppelten Angstgefühl duldete mich's nicht auf meinem Bett; ich machte Licht, sprang empor und kleidete mich notdürftig an. Darauf nahm ich die Kerze, die mir außer der elektrischen Flamme leuchtete, und ging zur Tür. Von mir selbst verschlossen, öffnete sie sich nicht auf meinen Versuch; ich drehte daher den Schlüssel im Schloß, um hinaustreten zu können.

Aber nun geschah wieder etwas Unerwartetes, Überraschendes. Obwohl der Schlüssel sich leicht bewegen ließ wie sonst, gab die Tür nicht nach. Ich wiederholte den Versuch ein paarmal — er blieb ohne Wirkung. Ich war ein Gefangener in meinem eigenen Zimmer!

Jetzt war ich kaum noch imstande, ruhig zu überlegen, wie das möglich war, daß eine von mir verschlossene Tür, deren Schlüssel ich in meinen Händen hielt, sich mir nicht auftat. Im Gefühl dieser einsamen Gefangenschaft in der ehemaligen Klosterzelle kam ein so gewaltiges Verlangen über mich, eines Menschen lebendige Stimme zu hören, daß ich trotz der nächtlichen Stunde jede Rücksicht beiseite setzte und mit bebender Hand auf den Knopf der elektrischen Glocke drückte.

Der helle Ton klang leise zu mir aus der Ferne her. Ich fühlte mich durch ihn schon entlastet und wartete

geduldig eine Weile, daß jemand kam und mich aus meinem Gefängnis befreite. Doch Minuten vergingen, alles blieb draußen still. Ich klingelte noch einmal, wartete wieder und klingelte zum dritten Male so lange, daß der feine, zitternde Ton sekundenlang ununterbrochen zu mir hereindrang. Ich ertrug es nicht mehr, mit einem Angstgefühl, wie diese Nacht es auf mein Herz gelegt hatte, hier eingesperrt zu sein.

Endlich kam Erlösung. Das runde Fenster über meiner Tür wurde plötzlich wieder hell, und wenn auch ein Gefühl nervösen Erschreckens bei diesem Anblick abermals über mich kam, so war mir doch jeder Wechsel in meiner Lage schon angenehm. Und jetzt erklang ein leises Klopfen an meiner Tür.

Mit bebender Stimme rief ich: „Herein!"

Da geschah wieder etwas höchst Überraschendes: Die Tür, die meinen Versuchen, sie zu öffnen, so hartnäckig widerstanden hatte, tat sich ohne jede Schwierigkeit auf. War auch das nur Einbildung von mir gewesen, daß ich zum Gefangenen geworden war in dieser Zelle? Das Angstgefühl vor mir selbst, vor einer möglichen Störung meines geistigen Gleichgewichtes wuchs abermals mit atemraubender Kraft in mir empor gleich einem zweiten, furchtbarsten Gespenst.

Ganz damit beschäftigt, warf ich nur einen halben, zerstreuten Blick auf den Kellner Gaetano, der in flüchtiger Bekleidung vor mir stand. Er trug nichts weiter als Hemd und Hose; das dichte, braune Haar, das tagsüber immer schön geglättet war, lag in einem verworrenen, wüsten Büschel auf seinem Kopf. Kam es daher, daß mir sein glattes Gesicht plötzlich weit ausdrucksvoller als gewöhnlich erschien?

Aber die Frage flog mir nur ganz flüchtig durch den Sinn. Was mich fast ausschließlich beschäftigte, war

das unheimlich leichte Öffnen meiner Tür, und in der Verwirrung darüber tat ich die töricht klingende Frage: „Wie sind Sie hereingekommen?“

Gaetano lächelte sein leichtes, höfliches Lächeln. „Ich verstehe Sie nicht, Signore. Die Tür war ja nicht verschlossen.“

„Nicht verschlossen? Lassen Sie mich einmal sehen.“ Ich riß ihm den Türflügel, den er halb offen hielt, aus der Hand. Und ich entdeckte nun etwas daran, was ich bisher niemals beachtet hatte, was mich nun aber ebensosehr mit Erstaunen wie mit Beruhigung erfüllte. Nicht innen, sondern außen an der Tür befand sich ein Riegel, der sie fest verschloß, wenn er vorgeschoben war. Nicht Einbildung also hatte mich gemartert und gequält, sondern von außen mußte meine Tür durch irgend jemand versperrt worden sein.

„Die Tür kann unmöglich offen gewesen sein,“ rief ich dem Kellner zu. „Sie müssen den Riegel zurückgeschoben haben, bevor Sie hereinkamen. — Aber was bedeutet überhaupt solch ein Riegel außen an einer Hoteltür?“

Er lächelte wieder. „Bei uns hier ist manches anders als anderswo. Solche Riegel werden der Signore an den meisten Türen finden, wenn der Signore sich die Mühe geben, darauf zu achten. Früher waren, wie mein Vetter, Signore Domenico, mir gesagt hat, überhaupt nur diese Riegel an den Türen. Die Schlösser sind erst später angebracht worden.“

„Mit Hilfe dieses Riegels hat man mich also heute hier in meinem eigenen Zimmer eingesperrt. Ich habe ja nur darum geklingelt, weil ich das bemerkte.“

„So, darum?“

„Ja, darum. Es ist kein angenehmes Gefühl, ge-

fangen zu sein. Sie müssen den Riegel unbedingt vorgeschoben gefunden haben."

„Verzeihen der Signore, wenn ich widerspreche. Die Tür war nicht verschlossen."

„Dann muß dieselbe Hand sie wieder geöffnet haben, während ich klingelte, die den Riegel vorher vorgeschoben hat. Es gibt für mich keinen Zweifel darüber."

„Ich widerspreche ja nicht. Haben der Signore weiter keine Befehle?"

„Nein. Und entschuldigen Sie, daß ich Sie geweckt habe. Sie haben sicher schon geschlafen."

„Ja, sehr fest. Ich bitte darum auch zu verzeihen, wenn ich vielleicht nicht gleich zur Stelle gewesen bin auf Ihr Klingeln. Gute Nacht, Signore."

„Gute Nacht."

Ich war wieder allein, aber mit verändertem Gefühl und veränderten Gedanken. Das Angstempfinden war durch Mißtrauen abgelöst worden. Die Furcht vor mir selbst war von mir abgefallen durch die natürliche Lösung des einen mich quälenden Rätsels, und ich sagte mir immer bestimmter, daß nun auch das, was noch geheimnisvoll und rätselhaft blieb, sich ebenso natürlich lösen würde.

Dieser Glauben erhielt am nächsten Morgen unerwartet eine Verstärkung. Ich hatte nach den Aufregungen der Nacht weit in den Tag hinein geschlafen und fand beim Frühstück im Speisesaal nur noch Miß Fraser, deren leuchtend frische Gesichtsfarben heute dem Weiß ihres Haares um einen Schein angenähert erschienen.

Ihr Ausdruck war ängstlich und sorgenvoll, und sie sagte nach der Begrüßung leise zu mir: „Etwas muß ich Sie erzählen."

Ich bat sie, sich zu mir zu setzen, während ich meinen

Kaffee trank — sie selbst war schon fertig damit, hatte nur noch auf mich gewartet —, und nun berichtete sie mir mit geheimnisvollem Flüstern, was ihr in der Nacht begegnet war. Sie hatte lange noch gelesen und an einem Briefe für ihre Schwester geschrieben, sich dann mit gewohnter Ordnungsliebe daran gemacht, ihre tags zuvor geschehenen Ausgaben zu buchen. Dabei war ihr das Fehlen einer Handtasche aufgefallen, in der sie den Geldbeutel aufzubewahren pflegte. Die Tasche konnte nur abends im Speisesaale liegen geblieben sein, und die Amerikanerin machte sich daher trotz der späten Stunde rasch entschlossen auf den Weg, um dort nachzusuchen. Ihr Zimmer lag im Obergeschoß am Kreuzgang, und sie ging durch die stille, matterleuchtete Halle zu dem Speisesaal, fand auch auf ihrem Platze gleich die Tasche, die sie mit sich nahm. Beim Heraustreten aus der Tür nun, die hinter ihr offen geblieben war, geschah das, was ihren heiteren Sinn so stark erschüttert hatte. Geradeaus von der Tür zum Speisesaal, am Ende von der einen langen, gewölbten Halle des Kreuzgangs, wo die Treppe von unten mündete, war der weiße Mönch, der mir zweimal erschienen war, auch vor ihren Augen vorübergeglitten. Eine halbe Sekunde nur hatte sie die mattbeleuchtete Gestalt gesehen, dann war sie verschwunden gewesen, aber Miß Fraser versicherte mir mit eifrigem Flüstern: „Ich habe ihr gesehen, wie ich Sie hier jetzt vor mir sehe. Ganz genau so. Getäuscht kann ich mir nicht haben; das Mönch ist unterwegs hier im Kloster."

Ich setzte die Amerikanerin einigermaßen in Erstaunen, indem ich sagte: „Sie machen mich sehr glücklich durch Ihren Bericht!"

„Glücklich — auf welche Weise?"

„Weil der weiße Mönch mir auch schon zweimal er-

schienen ist, und weil ich fürchtete, daß kranke Nerven mir seine Gestalt vorgetäuscht hätten. Jetzt bin ich im klaren, seit ich eine Zeugin für das habe, was ich selber sah. Sie werden an wirkliche Geister so wenig glauben wie ich. Und nun wollen wir zusammen herauszubringen suchen, was hier im Hause nicht in Ordnung ist."

„Da haben Sie getroffen das Nagel auf den Kopf. Es ist nicht in Ordnung hier in das Haus. Ich kenne nicht wieder die kleine Elena, wo nur immer hat gesungen und gelacht. Gestern abend" — sie beugte sich noch ein wenig näher zu mir herüber und flüsterte noch etwas leiser — „bin ich gegangen in die Kirche hier beim Haus. Es war schon vorüber an sechs, und um sechs Uhr wird immer die Kirche geschlossen. Von hier aus aber es gibt ein Gang und eine zweite Tür, und ich bin gegangen oft um diese Zeit, weil ich so gerne in Kirchen bin in die Dämmerung. Und so ich bin gegangen auch gestern. Und ich bin erschrocken, weil ich sonst immer dort bin gewesen allein, aber weil ich nicht bin gewesen allein gestern abend. Ich zuerst nicht habe gesehen, nur gehört. Es hat geweint in der Kirche. Darum bin ich gegangen hin, wo es hat geweint. Und ich habe gefunden unsere kleine Lazerte ganz übergeschwemmt in Tränen. Auf die Stufen von das Altar hat sie gelegen und ist gewesen sehr erschrocken, wie sie gehört hat meine Stimme. Was ihr denn fehlt, ich habe gefragt, aber sie hat immer nur gerufen: ‚Ich möchte sterben — ich möchte sterben!', und hat mir nicht gesagt, warum sie das will tun. Und ich muß glauben, wenn ein junges Mädchen will sterben, ist es immer unglücklich verliebt. Aber gegen wen sie verliebt ist, ich nicht habe bringen können heraus."

„Das kann ich Ihnen sagen. Sie liebt unseren

hübschen, braven Umberto Locatelli, doch keineswegs unglücklich. Er liebt sie genau so wie sie ihn, und wenn gegenwärtig etwas nicht in Ordnung ist zwischen den beiden, dann kommt es nicht aus ihnen selbst, sondern von außen her. Und wenn ich mir das, was wir beide gesehen haben, zusammenhalte mit ihrem veränderten Wesen, dann muß ich sagen —"

„Daß das weiße Mönch ist schuld an ihre Verwandlung," fiel die Amerikanerin mir lebhaft ins Wort.

Ich konnte nur erwidern: „Sie sagen damit, was ich selber denke. Und ich verstehe nun auch, warum Locatelli mich bat, ich sollte meine Augen offen halten hier im Hause."

„Das hat er gesagt? Oh, das ist gut. Und ich bitte Sie, lassen Sie mich helfen bei das Offenhalten von die Augen."

Ein Schutzbündnis für die beiden Liebenden wurde so zwischen uns geschlossen, und im Bewußtsein geschenkter Klarheit und übernommener Pflicht gewann ich selbst ein tagelang vermißtes Gefühl beruhigten, genußfähigen Daseins mir zurück.

Aber die mühsam eroberte Ruhe wurde noch am selben Tage wieder schweren Erschütterungen ausgesetzt. Bis gegen Abend ereignete sich nichts Außergewöhnliches. Elena zeigte sich nur flüchtig, aber ihre verweinten Augen bestätigten der Amerikanerin Bericht. Ich machte wiederholte Versuche, sie zu stellen und auszufragen, doch mit ihrer eidechsenhaften Geschwindigkeit wich sie mir immer wieder aus.

Es war ein trüber, mit Frühlingsregen drohender Tag, und schon zeitig schlich sich die Dämmerung in die Hallen und Gänge des alten Klosters. Ich hatte mir vorgenommen, etwas nach sechs Uhr, wenn die kleine Kirche geschlossen war, dort nachzuschauen, ob

ich Elena nicht weinend und betend wieder auf den Stufen des Altars fände. Dort in der kirchlichen Einsamkeit und Stille würde sie mir — so sprach meine Hoffnung — vielleicht Rede stehen. Und ein Viertel nach sechs Uhr stieg ich daher von meinem Zimmer zum Kreuzgang hinan und öffnete die mir wohlbekannte Tür, die den schmalen Seitengang zur Kirche hinüber verschloß.

Ich hatte jedoch kaum ein paar Schritte in seine Dämmerung hineingetan, als ich erschrocken zusammenfuhr. Von der Kirche her war ein lauter Schrei zu mir gedrungen, ein Schrei, der mir genau so klang wie jener erste, der nachts in mein Schlafzimmer gedrungen war, und mit seinem Tone, der so voll war von Schrecken und Angst, all die Unruhe der letzten Tage gleich einem drohenden Vorspiel eingeleitet hatte.

Nur einen Augenblick hielt mich Bestürzung an die Stelle gebannt. Ich eilte der Kirchentür zu. Doch bevor ich sie noch erreichte, wurde sie schon von innen aufgerissen, und Elena stürzte mir entgegen.

Sobald sie mich erkannte, klammerte sie sich mit beiden Händen hilfesuchend an mich an, sank vor mir auf die Knie und schrie zu mir empor: „Helfen Sie mir, Signore, helfen Sie mir! Ich sterbe sonst vor Angst!"

Ich hob sie vom Boden empor, hielt sie stützend aufrecht und sagte: „Kommen Sie, Elena, begleiten Sie mich zu Miß Fraser. Dort wollen wir weiter sprechen."

Sie blickte noch einmal angstvoll zur Kirchentür zurück und flüsterte: „Ja, kommen Sie fort von hier. Und bitte, bitte, lassen Sie mich nicht allein."

Wir gingen schnell durch den Kreuzgang zum Zimmer der Amerikanerin, ohne daß wir jemandem begegneten.

Meine alte Freundin begrüßte die zitternde Kleine mit beruhigend-freundlichem Wort und schloß die Tür hinter uns, damit wir in Ruhe hören und reden konnten.

In dem stillen Hafen dieses von Damenhand behaglich gemachten Raumes kam anfangs tränenreiche Schwäche noch einmal über Elena. Wir ließen sie ruhig weinen, bis der Krampf der Angst vorüber war; dann setzte Miß Fraser sich neben sie, faßte sanft ihre Hand und sagte: „Sie sind ganz in der Sicherheit hier, und wir wollen so gern Ihnen helfen. Aber vor allem, Sie müssen uns jetzt sagen, was Ihnen fehlt. Sie müssen, müssen es uns sagen."

Elena hob ein wenig ihr Gesicht. „Ich will es tun. Ich muß es tun. Ich weiß keinen Ausweg mehr, und ich sterbe vor Angst. Aber Sie werden mir vielleicht nicht glauben, wenn ich Ihnen sage —"

Sie brach ab, rang nach Atem.

Ich kam ihr zu Hilfe mit klärendem Wort. „Nicht wahr, Sie haben den weißen Mönch gesehen?"

„Oh, woher wissen Sie —"

„Wir wissen, was wir selbst gesehen haben, Miß Fraser und ich. Der Mönch ist uns erschienen wie Ihnen."

„Wirklich? Wirklich? Was hat er zu Ihnen gesagt?"

Ein rascher Blick flog zwischen Miß Fraser und mir hin und her. Hier war etwas Neues: das an uns nur stumm vorübergeschwebte Gespenst hatte dort gesprochen.

„Erzählen Sie zunächst, was er mit Ihnen geredet hat. Denn das ist vermutlich entscheidend für das, was wir tun müssen."

„Oh, es war so furchtbar!" schrie das Mädchen auf. „Es ist eine Woche her, da kam er zuerst. Ich war in meinem Zimmer am Abend — plötzlich öffnete sich die

Tür, und in ihr sah ich den Mönch. Ich hab' ihn gleich erkannt mit seinem grauen Haar und Bart. Er glich Zug um Zug meinem Großohm. Das Bild von ihm auf dem Tisch in meinem Zimmer stand lebendig vor mir."

„So, Sie haben dort ein Bild von dem Verstorbenen? Stand es offen da, konnte jeder es sehen, der in Ihr Zimmer kam?"

„Ja, ja, gewiß. Er hat es mir geschenkt, als ich gefirmt wurde. Gefürchtet hab' ich mich immer ein wenig davor, weil der Großohm ein so strenger Mann war, aber zum Andenken an ihn hab' ich es doch bewahrt und aufgestellt. Und neben seinem Bilde — ja, daneben hat ein anderes gestanden."

Sie senkte den Kopf in so reizender Verwirrung, daß es mich abermals trieb, ihr zu helfen. „Das Bild von Umberto Locatelli — nicht wahr?"

„Oh, Sie wissen das auch?"

„Ich weiß, daß ihr euch lieb habt, und ich hoffe sehr, daß ihr noch recht glücklich miteinander werdet."

Sie machte traurig abwehrend eine diesen schönen Traum weit von sich weisende Bewegung. „O nein, das werden wir niemals. Er hat es ja verboten."

Wieder ein Blick des Verständnisses von Miß Fraser zu mir. „Oh, das hat er also gesprochen!"

„Ja — das heißt, gesprochen hat er das erstemal nicht gleich, als er plötzlich in meinem Zimmer gestanden hat. Ich bin ganz gelähmt gewesen vor Schrecken bei seinem Anblick. Und er hat seine Hand aufgehoben und auf das Bild von Umberto gezeigt und einen Finger hin und her bewegt zur Verneinung. Ich habe gleich gewußt, ich soll Umberto nicht mehr lieben. Vom Grabe her ist mein Oheim gekommen, weil er mich bewahren wollte vor dieser Sünde. Dafür

muß ich ihm ja dankbar sein, aber es ist so furchtbar, furchtbar traurig, daß ich Umberto —"

Tränen erstickten wieder ihre Stimme. Sie schluchzte laut auf und preßte die Hände vor das Gesicht, während ihr Oberkörper sich in verzweifeltem Schmerze hin und her bewegte. Durch ihre Worte war meine Hoffnung, sie von diesem Schmerze befreien zu können, aber mächtig erstarkt. Ich kannte nun den Zweck der geheimnisvollen Erscheinung, und aus diesem Wissen wuchsen die Zweifel an irgend etwas Übernatürlichem sieghaft empor.

„Also gesprochen hat er das erstemal nicht?"

„Nein, kein Wort. Vielleicht hat er sprechen wollen, aber als er mir nur einen Schritt näher kam, da bin ich so furchtbar erschrocken, daß ich vor Angst laut aufgeschrien habe. Darauf hat er sich langsam umgewandt und ist hinausgegangen. Ich habe die ganze Nacht geweint und alle folgenden Tage und Nächte. Ich wußte gleich, daß ich von meinem Umberto lassen sollte nach dem Willen der Madonna. Heute hat er es mir auch noch deutlich gesagt."

„Erst heute? Hat er sich in der Zwischenzeit nicht sehen lassen?"

„Gesehen hab' ich den Großohm nicht wieder bis heute. Nur seine Stimme hab' ich gehört. Es war tief in der Nacht — ich hatte mich eingeschlossen, obwohl ich ja weiß, daß Geister auch durch verschlossene Türen kommen, und lag noch wach und weinte. Da hat es an meine Tür geklopft, und eine tiefe, heisere Stimme hat gerufen: ‚Elena, mach auf!' Ich wußte gleich, wer es war. Die Stimme klang, als wenn sie tief aus dem Grabe käme. Trotz meiner Todesangst hab' ich auch gewußt, ich mußte gehorchen. Ich bin aufgestanden und habe nach meinen Kleidern gegriffen.

Ich bin ungeschickt gewesen, weil mir die Hände so zitterten, und es hat einige Zeit gedauert, bis ich fertig war. Und ich habe seine furchtbare Stimme noch einmal gehört, sie hat mir wieder zugerufen: ‚Mach auf!‘ In dem Augenblick aber, als ich öffnen wollte, kam etwas anderes. Ich hörte draußen ein lautes, heftiges Läuten von der elektrischen Glocke. Da war ich froh, daß jemand noch wachte, der mir vielleicht helfen konnte. Das gab mir Mut, und ich öffnete die Tür. Aber nichts, gar nichts war draußen zu sehen.“

„Und heute?“

„Heute — das war am schrecklichsten von allem.“

„Wo war es?“

„In der Kirche. Zu der Mutter Gottes hab' ich mich geflüchtet und habe jeden Tag eine Stunde lang vor dem Altar auf den Stufen gelegen — in der Dämmerung, wenn die Kirche schon geschlossen und ich dort ganz allein war, und habe zu der Madonna geschrien und sie gebeten: ‚Hilf mir, gnadenreichste Mutter, ich kann ohne meinen Umberto nicht leben!‘ So war es auch heute. Nur dunkler war es als gewöhnlich, und ich konnte das Antlitz der Madonna kaum noch erkennen über dem Altar. Und wie ich so hinaufschaue, ob ich in ihrem Gesichte nicht ein Zeichen der Gnade finde für mein armes Herz, da hebt sich plötzlich hinter dem Altar etwas empor, als wenn es langsam aus dem Boden hervorkäme. So stieg die weiße Mönchsgestalt vor mir auf.“

Vom erneuten Gefühl der Todesangst überwältigt, verstummte sie für einen Augenblick. Dann aber trieb das gleiche Gefühl sie wieder zum Reden.

„Er sprach leise, ganz freundlich: ‚Fürchte dich nicht, Elena, die allerheiligste Madonna schickt mich dir zu deinem Wohle. Durch meinen Mund befiehlt sie dir,

von deiner Liebe zu diesem Umberto Locatelli zu lassen, der ihrer nicht würdig ist. Anderes hat für dich die Gottesmutter beschlossen, ein anderes, größeres Glück ist für dich aufbewahrt. Aber ich darf an diesem heiligen Orte nicht weiter sprechen von solchen weltlichen Dingen. Laß heute nacht an deiner Tür den Riegel offen. Dann will ich zu dir kommen, wenn es Mitternacht schlägt, und will dir genau sagen, was du zu tun hast. Lebe wohl bis dahin, meine Tochter Elena!' Das hat er gesagt, und ich vergesse keines von seinen furchtbaren Worten bis an meinen Tod. Aber dann ist er langsam hervorgekommen hinter dem Altar, daß ich seine ganze Gestalt habe sehen können, und es war mir, als wenn er auf mich zugeschwebt käme. Da hab' ich wieder laut aufgeschrien und bin hinausgestürzt aus der Kirche. Nun aber weiß ich, daß er heute nacht in mein Zimmer kommen wird, und ich weiß, daß ich das nicht ertragen kann. Ich hätte sonst auch heute noch nichts gesagt, aber das kann ich nicht ertragen, ich vergehe vor Angst. Helfen Sie mir, Signore, bleiben Sie bei mir, Miß Fraser, um der Madonna willen!"

Das also war's. Der Zweck, Elena von ihrem Umberto zu trennen, war bei dieser gespenstischen Erscheinung so deutlich, daß ihr höchst irdischer Ursprung nicht mehr bezweifelt werden konnte. Nur fehlte noch jeder Anhalt, wer sich unter dem weißen Mönchsgewand verbarg. Ich dachte zuerst an Guazzo; vielleicht hatte der den abenteuerlichen Plan ersonnen. Aber wer es auch sein mochte, der Zorn packte mich an über diesen gemeinen Störer jungen Glückes und reiner Liebe. Dies Gefühl trieb mich zu heftigem Wort. „Schändlich hat man Ihnen mitgespielt, liebes Kind. Ein lebendiger Schurke steckt unter der Maske des toten Mönches. Wir aber wollen ein deutliches, kräftiges

Wort mit ihm reden und ihm diesen Geisterspuk für immer verleiden."

Elena, deren Glaube an das übernatürliche Wesen der Erscheinung so leicht nicht auszurotten war, widersprach, weinte, bat, ihr Schicksal durch Auflehnen gegen den Willen der Madonna nicht noch zu verschlimmern. Die Amerikanerin mischte sich lebhaft ein und machte Vorschläge, denen ich meinerseits nicht beistimmen konnte. So gab es für einige Zeit ein erregtes Hin und Her, endlich aber fand ich die Zustimmung für einen von mir entworfenen Plan. Elena sollte sich abends heimlich in das Zimmer von Miß Fraser begeben, in ihrem eigenen, erleuchtet bleibenden Zimmer aber sollte sich Locatelli verbergen, um den Geist bei seinem Erscheinen verdientermaßen zu empfangen. Ich selbst wollte mich, für den Notfall mit einem Revolver bewaffnet, in einem nahen, zurzeit unbesetzten Gastraum aufhalten, um erforderlichenfalls Hilfe leisten zu können.

Elenas Angst für sich selbst war beim Besprechen dieses Planes in Sorge für den Geliebten umgeschlagen, und ihr letztes, bittendes Wort klang mir noch lange nach im Ohr: „Beschützen Sie nur meinen Umberto. Wenn ihm Böses geschähe meinetwegen, ich würde nie wieder froh."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine gewitterhafte Spannung legte sich mehr und mehr auf unsere Seelen. Äußerlich ließen wir uns aber nichts anmerken, sprachen auch vor anderen kein Wort von unserem Plan. Elena, die sich in den letzten Tagen viel verborgen gehalten hatte, ging auf meinen Wunsch ein paarmal im Speisezimmer ein und aus. Von der früheren, anmutigen Elastizität war an diesem Abend wieder etwas in ihrem Wesen, und nur manchmal

bat ein verstohlener, warmer, flüchtiger Blick um Schutz für ihren Geliebten.

Als letzte der Gäste verließen die Amerikanerin und ich die Terrasse neben dem Speisesaal, über der eine dunkle Sternennacht mit ihren ruhigen Lichtern hing. Wetterleuchten fern über der schlummernden See drohte mit Stürmen hinein in den scheinbaren Frieden. Ein leiser, warmer Wind aber streichelte wie mit beruhigender Hand unsere Stirnen.

Als kein lebendes Wesen im Kreuzgang mehr zu sehen war, ließen wir Elena zu Miß Fraser hineinschlüpfen. Umberto, der von mir noch eilig benachrichtigt worden war und von wütendem Eifer brannte, den falschen Mönch zu entlarven, hatte sich auf meinen Rat wieder einmal an unserer Mahlzeit beteiligt, sich aber gleich hinterher zum Schein von uns verabschiedet und in Elenas Gemach verborgen. Ich selbst nahm den in der Nähe befindlichen Hilfsposten ein.

Ich mußte dort in dem einsamen, unerleuchteten Zimmer eine halbe Stunde noch wartend verbringen. Selten ist mir eine halbe Stunde so lang erschienen. Die Dunkelheit, in der ich mit meinen vom Lichte noch geblendeten Augen anfangs keinen Gegenstand unterschied, belebte sich nach und nach durch die matte, vom Fenster herkommende Helle, doch nahmen die bei Tage so nüchternen Möbelstücke des Gemaches in dieser Beleuchtung unheimlich verzerrte, dunkle Gestalten an. Ein kleiner Spiegel zeigte mir mein Gesicht in so verschwommener, unwirklicher Form, als wenn ich, der hier auf das Erscheinen eines Geistes wartete, selbst schon in das Reich der Geister gehörte.

Langsam, langsam rannen die Minuten vorbei. Zuweilen klang noch ein Schritt im Kreuzgang draußen, ein paar Türen wurden verschlossen, dann kam die

tiefe Stille stummer Nacht. Ich konnte nicht nach der Uhr sehen und meinte schon, daß Mitternacht längst vorüber sein müsse, dachte dabei bereits daran, mein anscheinend zweckloses Warten aufzugeben, als ich plötzlich aus meinem peinigenden, tatlosen Zustand herausgerissen wurde. Vom Kreuzgang her tönte der Klang einer heftig aufgerissenen Tür zu mir herein, eine laute, leidenschaftliche Männerstimme zerriß den Frieden der Nacht.

Ich stürzte hinaus in die Halle vor meinem Versteck, vernahm Umbertos Schrei: „Du Schurke! Betrüger!" und sah die weiße Mönchsgestalt vor ihm her durch den Kreuzgang fliehen, gerade mir entgegen. Als der Flüchtende mich aber vor sich erblickte, fuhr er zurück und sprang zur Seite, durch eine der Öffnungen in der Steinbrüstung in den Innenhof hinein. Seine weiße Gestalt schien mit geisterhafter Schnelle durch die Dämmerung dort unter dem Gesträuch dahinzuschweben, und von den Rosenbäumen, die sein Gewand im rasenden Laufe streifte, fiel ein Regen von Blütenblättern herab.

Umberto war nahe hinter ihm, ich folgte den beiden laufend in kleinem Abstand. So ging es auf schmalem, grünumwehrtem Wege quer durch den Innenhof bis dahin, wo das rötliche Brunnenrund mit seinen beiden Säulen sich erhob. Der Weg endete dort, auf beiden Seiten des Brunnens drängte dichtes, dorniges Rosengesträuch sich eng heran.

Umberto schrie frohlockend: „Jetzt hab' ich dich, Schurke!", während er die Hand erhob, den Verfolgten zu packen. Mit schlangenhafter Geschwindigkeit und Gewandtheit aber entschlüpfte der weiße Mönch seinem Griff und schwang sich, eine der Säulen erfassend, auf den Brunnenrand hinauf, um, das Rund umlaufend,

in den gegenüberliegenden Arm vom Kreuzgang zu flüchten, der hinter dem Brunnen ganz nahe dahinlief.

Umbertos Rufen aber mußte gehört worden sein. In diesem Augenblick öffnete sich die benachbarte Tür vom Zimmer der Amerikanerin, und sie selbst mit Elena kam eilig hervor in die Helle des Ganges. Und nun erfolgte die Katastrophe des Dramas mit ungeheuerer Schnelligkeit. Elena stieß beim Anblick des vermeintlichen Gespenstes einen lauten Schrei aus, die weiße, dort auf der Brunnenbrüstung schwebende Gestalt fuhr beim Ton ihrer Stimme zusammen, taumelte, griff mit ausgestreckten Händen in die Luft, verwickelte sich mit einem Fuß in das lange, weite Mönchsgewand und stürzte mit einem dumpfen Laute rückwärts hinunter in die dunkle Tiefe.

Eine Sekunde lang standen wir wie gelähmt und erstarrt. Ich sah nur ganz undeutlich Signor Domenico, die alte Margherita und ein paar von den Gästen durch den Kreuzgang laufen und hörte Fragen und Rufe von ihnen, die mir aus weiter Ferne zu klingen schienen.

Umberto war der erste, der Tatkraft und Entschlossenheit wiederfand und mit lautem Ruf auch in uns anderen weckte: „Stricke, Leitern! Wir müssen sehen, ob er noch lebt. Es ist ein Mensch, kein Gespenst."

Ein hastiges, geschäftiges Hin und Her begann auf seine Worte, doch verging immer noch einige Zeit, bis ein paar Leute mit Leitern und Seilen herbeigekommen waren und sich hinunterließen in die Brunnentiefe. Wir standen und warteten und flüsterten ganz leise miteinander. Eine halbe Stunde beinahe verging — für unser Gefühl eine weit längere Zeit, bis endlich der hinabgestürzte Körper an um ihn ge-

schlungenen Stricken langsam wieder emporschwebte, bis er, von Wasser triefend und von Schlamm geschwärzt, in der starren Ruhe des Todes auf den Steinplatten des Kreuzganges im Scheine des elektrischen Lichtes grauenvoll dalag.

Wir alle standen um den regungslosen Körper her, auf den wir mit erstaunten, erschrockenen Blicken schauten. Denn jetzt enthüllte sich uns das Geheimnis. Eine Perücke war dem Stürzenden vom Kopfe herabgeglitten, während ein grauer, besser befestigter Bart noch immer das blasse, beschmutzte Gesicht umgab. Er aber genügte nicht mehr, es unkenntlich zu machen. Wir sahen und erkannten mit ungeheuerem Erstaunen, wer da vor uns am Boden lag, und Elena faßte das Gefühl, das uns alle bewegte, zusammen in den Ausruf: „Er — Gaetano!“

Ja, Gaetano war es, der die Rolle des weißen Mönchs gespielt hatte — Gaetano, der unbewegte, gleichmäßig marionettenhafte, dem niemand von uns Leidenschaft oder Phantasie zugetraut hätte. Gaetano, der von allen Menschen der letzte gewesen wäre, den wir unter der Maske des Geistes gesucht hätten.

Aber wir sollten jetzt auch erfahren, was ihn zu seinem abenteuerlichen Unternehmen getrieben hatte. Signor Domenico war neben dem Körper niedergekniet und hatte sein Gewand und Hemd aufgerissen, um zu sehen, ob noch Leben in ihm war. Ich half ihm bei seinen Bemühungen, doch zeigte sich bald: hier war keine Rettung mehr. Dabei kam aber ein kleines Ledertäschchen hervor, das auf der nicht mehr atmenden Brust lag, und als wir es fortnahmen und öffneten, zeigte sich uns eine Photographie darin, auf deren Rückseite, vom Wasser halb schon ausgelöscht, ein paar geschriebene Worte standen: „Mein alles — mein

Glück — meine Göttin!“ Das Bild aber trug die Züge von Elena Serra.

Signor Domenico wandte sich, sobald er das erkannte, zornig und erstaunt an seine Nichte. „Dein Bild auf seiner Brust! Was ist gewesen zwischen euch beiden?“

„Nichts, Oheim — nichts! Lieb gehabt hat er mich, das ist alles!“

„Du hast es gewußt?“

„Ja, ja, ja — denn er hat es mir hundertmal gesagt. Es hat angefangen sehr bald, nachdem ich hierher gekommen war. Zuerst hat er es mir nur in kleinen Aufmerksamkeiten und Freundlichkeiten gezeigt, aber dann hat er es mir auch in Worten gesagt. Er war ein so merkwürdiger Mensch, so verschlossen und kühl nach außen hin, und so voll Leidenschaft in seinem Herzen. Mir hat er sie gezeigt, aber —“

Sie verstummte, nur ihre Blicke, die Locatelli suchten, sprachen weiter, und wir alle sahen am Leuchten ihrer Augen, wer dem Toten im Wege gestanden.

„Du hättest es mir sagen müssen. Ich hätte den Menschen aus dem Hause gewiesen, wenn er auch mein leiblicher Vetter war.“

„Ach, das war es ja, was er fürchtete. Deshalb hat er mich wieder und wieder gebeten, zu niemandem ein Wort von seiner Liebe zu mir zu reden. Und ich hab' es versprochen und hab' es gehalten, weil ich dem armen Menschen ja schon so weh getan hatte. Gezittert aber hab' ich immer im stillen vor ihm und vor seiner Eifersucht auf jeden Mann, der in meiner Nähe war. Neulich abends noch — Sie kamen ja dazu, Signore, da hat er den Guazzo fortgewiesen aus dem Hause, weil er mir aufgelauert und versucht hatte, mich zu küssen. Dabei hat er sich aber sehr beherrscht und sich nichts

anmerken lassen, wohl weil er wußte, daß ich ihn sah und hörte. Was er getan hat, er hat es ganz gewiß nur aus Liebe zu mir getan, und ihr dürft ihm nicht böse sein. Meinetwegen ist er gestorben, und ich glaube, daß ich nie wieder froh werden kann."

„Dafür laß nur mich sorgen, Elena." Mit einem raschen Schritte war Locatelli neben sie getreten und legte seinen Arm um ihre Schultern. „Du darfst ihm verzeihen, aber du hast keinen Grund, um ihn zu weinen. Er hat unverantwortlich, mörderisch an dir gehandelt. Er hätte dir den Verstand rauben können mit seinem wahnsinnigen Geisterspuk. Er wollte deine Liebe zu mir aus deinem Herzen reißen, vergiß das nicht. Jetzt laß mich für immer dein Beschützer sein — ich hoffe, daß Ihr nichts dagegen habt, Signor Domenico?"

Mit stummer, ausdrucksvoller Bewegung ergriff Elenas Oheim Locatellis Hand, um dann zu sagen: „Zunächst müssen wir für den Toten sorgen. Von anderen Dingen sprechen wir ein andermal. Und ich hoffe, nachdem dieser Geist sich so menschlich enthüllt hat, glaubt niemand mehr an das Gespenst von Amalfi."



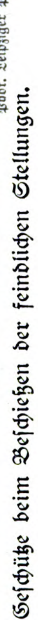
Der Weltkrieg

Viertes Kapitel

Mit 15 Bildern **(Nachdruck verboten)**

Die heftigen Kämpfe, die im Yserabschnitt hin und her wogten, erlitten eine zeitweilige Unterbrechung durch die von dem kleinen Badeort Nieuport her eingeleitete Überschwemmung. Nieuport, das gegen viertausend Einwohner zählt, liegt etwas stromaufwärts an der breiten Mündung der Yser. Sowohl dieser Fluß als auch die beiden mit ihm in Verbindung stehenden Kanäle werden von hohen Dämmen eingefaßt. Das Niveau aller dieser Wasserstraßen liegt höher als das von ihnen durchflossene Flachland. Durch die Durchstechung der Dämme und die Zerstörung der zugehörigen Schleusen trat zwar die Überflutung des benachbarten Geländes in großem Umfang ein, aber sie brachte den Belgiern und ihren Verbündeten keineswegs den erhofften Vorteil, da durch die Umsicht der deutschen Heeresleitung Truppen und Kriegsgerät rechtzeitig aus dem bedrohten Gebiet zurückgezogen wurden.

Im Gegenteil entstand durch die tief eingreifende Überschwemmung der deutschen Armee der Nutzen, daß ein feindlicher Vorstoß in der Linie des Yserkanals ausgeschaltet wurde und nun der deutsche Angriff um so nachdrücklicher auf die Hauptstellung der Gegner, Ypern, gelenkt werden konnte. In dem äußerst schwierigen, von Sümpfen und Wassergräben durchsetzten Gelände ist ein schnelles Vorrücken ausgeschlossen. Nur allmählich läßt sich hier Boden gewinnen durch die Vorschiebung von Schützengräben, durch die nächtliche Überrumplung des Feindes und die Mithilfe der Artillerie zwecks Erschütterung und Niederlegung der gegnerischen befestigten Stellungen. Ungeachtet der feuchten und kalten Witterung wurden alle diese



Geschütze beim Beschießen der feindlichen Stellungen.

Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

Aufgaben von den deutschen Truppen mit bewunderungswürdiger Ausdauer gelöst.

Der wichtigste Erfolg in diesem in der näheren und weiteren Umgebung Yperns tobenden Ringen war die Erstürmung Dixmuidens. Vor dem Krieg war es ein ruhiges Landstädtchen, dessen weiße Häuschen von dem



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H., Berlin.

Partie aus Dixmuiden.

Turm der Nikolauskirche, den Giebeln des Rathauses und dem Spitzdach des hohen Glockenturms beherrscht wurden. Eine gerade Straße führt nach dem geräumigen Marktplatz, dessen einer Winkel den Botermarkt bildet, wo die Bauerfrauen in schwarzen Radmänteln



Deutsche Radfahrerpatrouille überrascht einen französischen Kavallerie-Vorposten (Vogesen).

und weißen Spitzenhauben Butter, Eier und Käse feilzubieten pflegten.

In dem nördlichen Abschnitt bei Nieuport waren es namentlich die Marinetruppen, die dem Feinde die



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Verleihung des Eisernen Kreuzes an Unteroffiziere und Mannschaften.

schwersten Verluste beibrachten. Ausfälle der Gegner von Nieuport zwischen dem Meer und dem Überschwemmungsgebiet nach Lombartzyde zu wurden

kraftvoll zurückgewiesen. Die Unterstützung der Küstenkämpfe durch die englische Flotte war bedeutungslos.

Südlich von Ypern bei Messines, Warneton und Langemark, wo die jungen Regimenter unter dem



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Feldbäckerei in Tätigkeit.

Gesang „Deutschland, Deutschland über alles" in das Gefecht zogen, wurden die Feinde erfolgreich zurückgedrängt und sodann Saint-Etoi, um das mehrere Tage erbittert gekämpft wurde, erobert.

Ebenso wurde westlich von Lille, bei La Bassée und Armentières der deutsche Angriff siegreich vorgetragen.

Die Gegenstöße der Engländer, die auf die Armentières beherrschenden Höhen gerichtet waren, scheiterten völlig.

In den Argonnen gelang es, bis zum Westrand vorzudringen und Vienne-le-Chateau, um das wochenlang gestritten worden war, den Franzosen zu entreißen.



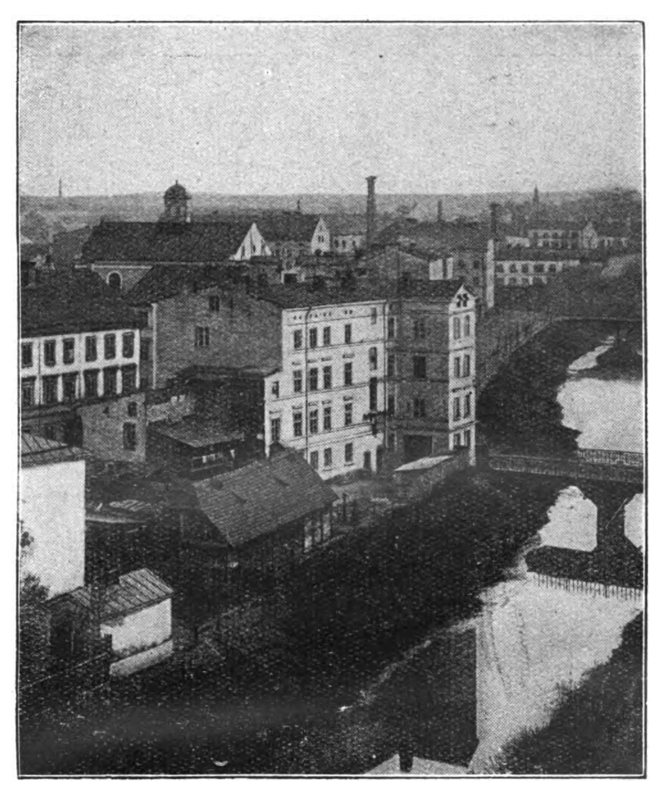
Phot. E. Benninghoven, Berlin-Friedenau.

Deutsche Matrosen in Belgien beim Viehtransport.

Der französische Versuch, den wichtigen Punkt zurückzugewinnen, mißglückte. Vor Verdun nahmen die Bayern auf dem linken Maasufer die starke Stellung von Chauvoncourt durch Sprengung in Besitz.

Verschiedentlich griffen in die Kämpfe Radfahrerabteilungen ein. Sie wurden zur schnellen Besetzung

vorgeschobener Punkte, zum Herumgreifen um die Flügel des Gegners, zur Sperrung von Engwegen und zur Erkundung der feindlichen Stellungen verwendet,

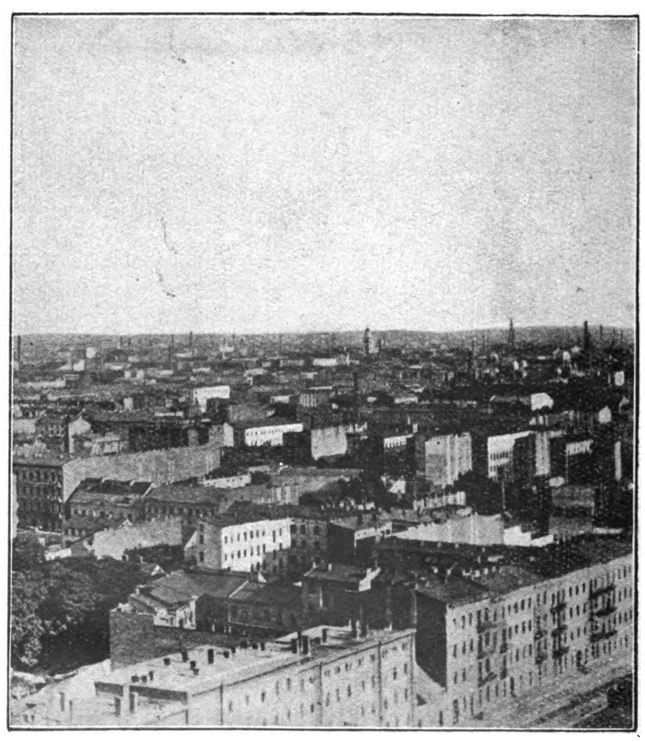


Partie aus Kalisch.

wobei sie wiederholt mit der französischen Kavallerie Gefechte zu bestehen hatten.

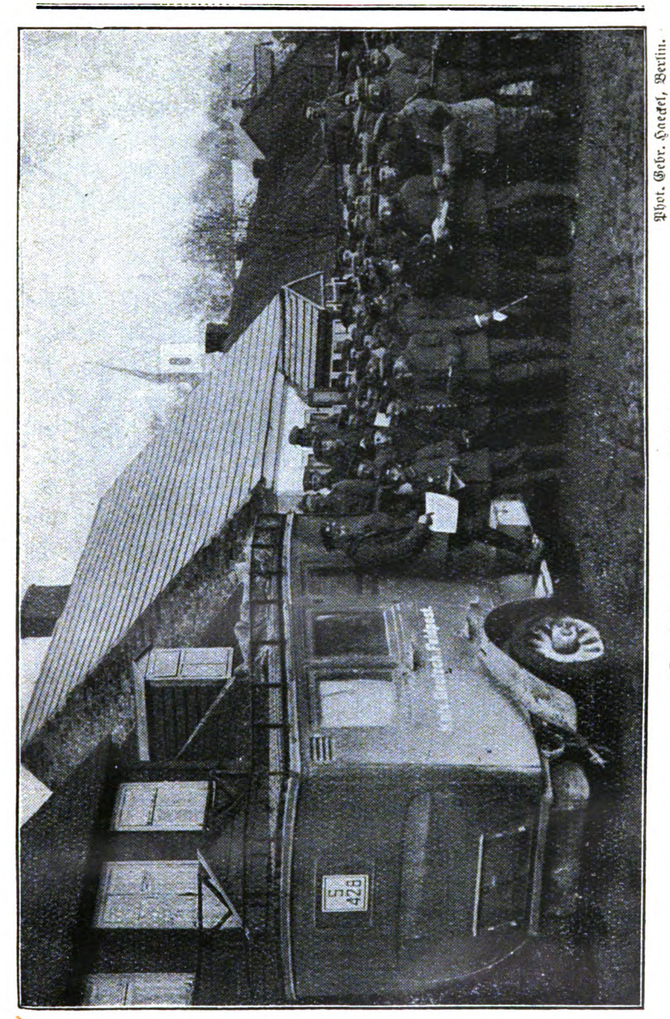
Die unvergleichliche Tapferkeit unserer Truppen hat den verdienten Lohn erhalten. Es gibt wohl kein

deutsches Regiment, in dem nicht an Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften eine ganze Reihe von Eisernen Kreuzen zur Anerkennung ihres Mutes und ihrer Aufopferung verteilt worden ist.



Blick auf Lodz.

Wenn auch auf der nach Hunderten von Kilometern zählenden Westfront hin und wieder kleine Stockungen in der Nahrungszufuhr eingetreten sind, so war doch im allgemeinen für die Ernährung der Truppen be-



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Deutsche Feldpost in Filipowo.

friedigend gesorgt. Neben den Feldküchen leisteten die Feldbäckereien Vortreffliches, so daß Klagen über das

Fehlen von Brot fast nirgends vorkamen. In Belgien lieferten die zahlreichen dortigen Viehherden brauchbares Fleisch. Durch die Flucht der Eigentümer wurden viele Rinder des dort bevorzugten schwarz und weiß gefleckten Schlages herrenlos, die nun für die Fleischversorgung des Heeres verwertet werden konnten.

* * *

Die neuen Operationen auf dem östlichen Kriegsschauplatz wurden damit eingeleitet, daß die Russen abermals nach Ostpreußen vorzustoßen suchten. Indessen mißlang ihre Absicht völlig. Bei Soldau wurden sie auf Mlawa zurückgeworfen, und ihr Vormarsch auf die Linie Gumbinnen—Insterburg—Königsberg wurde durch die Gefechte bei Stallupönen, am Wysztyter See, wobei viertausend Mann gefangen wurden, und bei Eydtkuhnen zum Scheitern gebracht. Ebenso wurde ein Umfassungsversuch mit starker Kavallerie bei Pillkallen abgeschlagen.

Der strategische Rückzug der deutschen und österreichisch-ungarischen Armee in Russisch-Polen vollzog sich ganz in der Weise, wie er geplant war. Alle Wege, Bahnstrecken und Brücken wurden auf Befehl der deutschen Heeresleitung unbrauchbar gemacht. Nur langsam und schwerfällig bewegten sich die russischen Streitkräfte im Raum zwischen Weichsel und Warthe gegen die Linie Wloclawek—Kolo—Kalisch vorwärts.

Der deutsche Gegenangriff erfolgte zuerst auf dem rechten Ufer der Weichsel. Die aus Westpreußen vorrückenden Truppen warfen starke russische Truppenmassen in dem Gefecht bei Lipno nach Plozk zurück und nahmen dabei fünftausend Mann gefangen. Auf dem linken Weichselufer entbrannte der Kampf gegen mehrere russische Armeekorps bei Wloclawek, die über Kutno

und die Gegend nördlich von Lodz zurückgeworfen wurden. Gegen dreiundzwanzigtausend Russen fielen in die Hände der Sieger. General v. Mackensen ging sodann bei Lodz und Lowicz vor und brachte der ersten, zweiten und fünften Armee schwere Verluste bei. Außer vielen Verwundeten und Toten verloren die Russen



Vizeadmiral Graf v. Spee.

vierzigtausend unverwundete Gefangene, siebzig Geschütze und hundertsechsundfünfzig Maschinengewehre. In diesen Kämpfen bewährten sich auch die jungen deutschen Truppen aufs glänzendste. Der Gegner suchte diese Niederlage dadurch auszugleichen, daß er weitere Streitkräfte von Osten und Süden her vorrücken ließ.

Die österreichisch-ungarischen Truppen bildeten den

rechten Flügel der verbündeten Armee und hatten die Aufgabe, dem russischen linken Flügel, der sich über Kielce auf Czenstochau—Krakau zu bewegte, entgegenzutreten. Es gelang ihnen, den Russen in heißem Ringen neunundzwanzigtausend Gefangene abzunehmen und den gegnerischen Anprall zum Stehen zu bringen. In Galizien schritten die Russen, da die österreichisch-ungarische Hauptmacht bei Czenstochau versammelt war, zwar zu einer neuen Belagerung der Festung Przemysl, indessen begegnete die in der Zwischenzeit verstärkte Besatzung den Unternehmungen der Belagerungsarmee auf die Forts durch wuchtige und erfolgreiche Ausfälle.



Enver Pascha,
der türkische Oberbefehlshaber.

Wie an der Westfront, so ist auch an der Ostfront der Gesundheitszustand der Truppen ausgezeichnet, und die Nahrungsbeschaffung erledigt sich glatt. Immerhin bedeutet es für die Tapferen ein erfreuliches Ereignis, wenn die Feldpost eintrifft und mit ihren Gaben aus der Heimat eine anregende Abwechslung in die gelieferte Kost bringt.

Einen überaus günstigen Verlauf zeigten die Operationen des österreichisch-ungarischen Heeres in Serbien. In dreitägigem Kampf wurde die dritte und erste serbische Armee mit einer Stärke von hundert-



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H., Berlin.

Am Ausgang des Bosporus.

zwanzigtausend Mann auf der Linie Loznica—Krupanj—Ljubowija geschlagen. Den hartnäckigsten Widerstand leisteten die Serben bei Krupanj, aber die verschanzten Stellungen wurden im Sturm erobert. Gegen dreitausend Serben wurden gefangen und außerdem Belagerungsgeschütze in beträchtlicher Anzahl erbeutet.

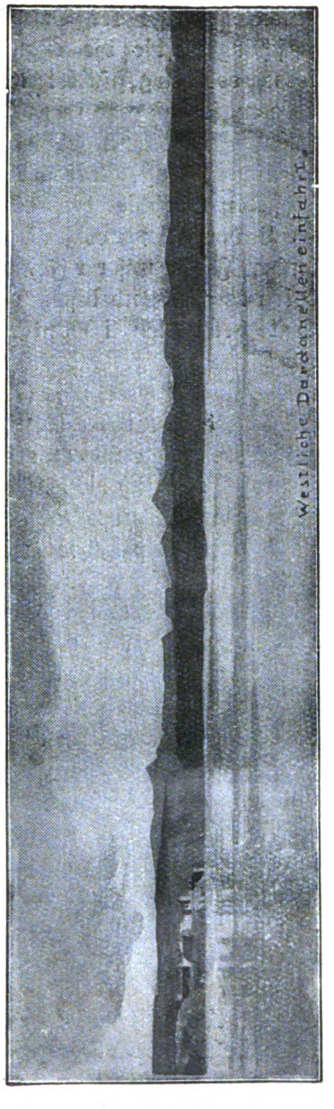
Dieser Sieg gestattete den Vormarsch auf Valjevo, das die Serben seit langem zu einer förmlichen Festung ausgebaut hatten. Die österreichisch-ungarische Armee ordnete sich zu fünf Kolonnen, von denen drei aus Norden, zwei aus Süden vorrückten. Trotz aller Zähigkeit in der Verteidigung wurde der linke serbische Flügel umfaßt und eingedrückt. Damit war das Schicksal Valjevos entschieden, und die serbischen Stellungen wurden mit stürmender Hand genommen. Über achttausend Serben mußten sich ergeben, und neben zahlreichen Geschützen fielen bedeutende Munitionsvorräte und ein großer Trainpark in die Hände der Sieger. Die serbischen Truppen wurden zersprengt und zogen sich fluchtartig in der Richtung auf Kragujewatz zurück.

* * *

Einen unheimlichen Eindruck rief es in England hervor, daß die deutsche Flotte einen Angriff bei Yarmouth wagte. Die deutschen kleinen und großen Kreuzer beschossen die dortigen Küstenwerke und einige kleinere Fahrzeuge, die in der Nähe vor Anker lagen. Das englische Unterseeboot „D 5“, das den deutschen Kreuzern folgte, lief auf eine Mine und sank. Ohne jeden Verlust kehrte das deutsche Geschwader zurück.

Einen glänzenden Beweis für die Tüchtigkeit der deutschen Flotte lieferte ferner das ruhmreiche Treffen bei Santa Maria an der chilenischen Küste. Der Führer der deutschen Flottenabteilung, Vizeadmiral v. Spee,

stand im vierundfünfzigsten Lebensjahr und gehört der Marine seit 1878 an. Bei schwerem Seegang eröffneten die deutschen Schiffe „Scharnhorst“, „Gneisenau“, „Leipzig“ und „Dresden“ aus großer Entfernung das Feuer auf die englischen Kreuzer „Good Hope“, „Monmouth“ und „Glasgow“ sowie auf den Hilfskreuzer „Otranto“. Schon nach zweiundfünfzig Minuten wurde die feindliche Artillerie zum Schweigen gebracht. „Good Hope“ wurde durch eine Explosion schwer beschädigt und in der Dunkelheit aus der Sicht verloren. Auch die „Glasgow“ zog sich alsbald zurück. Der Hilfskreuzer „Otranto“ flüchtete schon im Beginn des Treffens aus dem Feuerbereich. Die „Monmouth“ wurde auf der Flucht von dem Kreuzer „Nürnberg“, der anfänglich auf Erkundung ausgesandt worden war, später aufgefunden und



Westliche Dardanelleneinfahrt

kenterte infolge der Beschießung. Trotz aller Nachforschungen, die die englische Admiralität einleitete, konnte von den geflüchteten Kreuzern keine Spur entdeckt werden, so daß auch sie noch dem Untergang anheimgefallen sein dürften. Da das deutsche Geschwader keine Menschenverluste erlitt, so ist ihm der Sieg in der ersten größeren Seeschlacht um so höher anzurechnen.

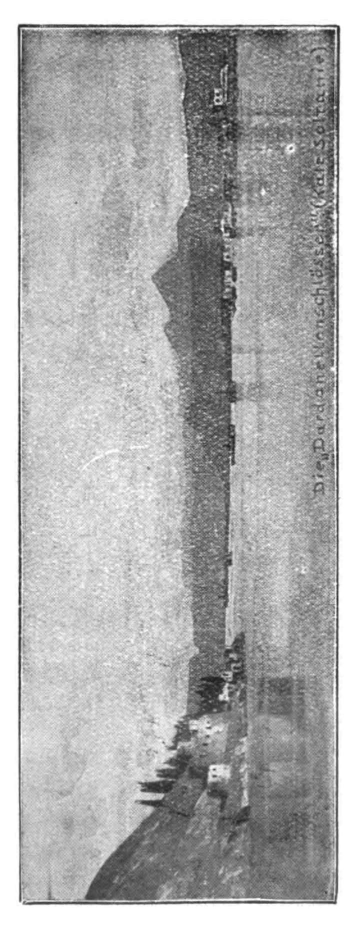
Leider gelang es später einer 43 Kriegschiffe zählenden Flotte unserer Feinde, das deutsche Geschwader bei den Falklandsinseln einzuholen. Auf englischer Seite beteiligten sich unter anderem an dem Gefecht die Panzerkreuzer „Shanon“, „Achilles“, „Cochrane“ und „Natal“, die 23,4-Zentimetergeschütze führten, während die deutschen Kreuzer nur mit 21-Zentimetergeschützen ausgerüstet waren. In diesem ungleichen Kampf haben sich die deutschen Seehelden mit unvergänglichem Ruhm bedeckt. „Scharnhornst“, „Gneisenau“ und „Leipzig“ feuerten bis die Kanonen untertauchten. Auf der Flucht wurde noch die „Nürnberg“ zum Sinken gebracht, wogegen die „Dresden“ entkam.

Einen kühnen Streich führte ein deutsches Unterseeboot aus, indem es auf der Höhe von Dover, also gleichsam im Angesicht Englands, das Torpedokanonenboot „Niger“ durch einen Torpedoschuß versenkte. Der „Niger“ hatte eine Wasserverdrängung von 820 Tonnen und trug eine Besatzung von 82 Mann.

Nach Osten hin betätigte sich die deutsche Flotte durch die Beschießung Libaus. Mehrere Fabriken, der Petroleumbehälter und der Bahnhof wurden beschädigt. Der Eingang zum Hafen wurde durch die Versenkung von Frachtdampfern gesperrt.

Wohl durchbebte Deutschland ein weher Schmerz, als die Kunde von der Übergabe Tsingtaus eintraf. Aber die Trauer wurde gemildert durch das erhebende

Bewußtsein, daß die kleine Besatzung viele Wochen hindurch den Angreifern heldenhaft die Stirn geboten hatte. Den Hauptangriff unternahmen die Japaner und Engländer unter Führung des Generals Yosimi Yamade. Gleichzeitig wurde der Schlüssel der deutschen Stellung, Fort Iltis, durch schwere Belagerungsgeschütze mit einem Geschoßhagel überschüttet. Dann wurden auch auf dem linken Flügel ungeheure Infanteriemassen, unterstützt von Artillerie, zum Sturm angesetzt, so daß diesen vereinten Anstrengungen das zusammengeschmolzene Häuflein der Verteidiger nicht mehr länger Widerstand leisten konnte. Wie der Gouverneur Meyer-Waldeck, so waren auch fast alle Mannschaften verwundet. Sie haben sich den tiefsten Dank Deutschlands verdient, weil sie ihre volle Schuldigkeit getan haben. —


Die Dardanellenschlösser (Kale Sultanie)

Einen neuen Abschnitt in dem Völkerringen bedeutete die Kriegserklärung der Türkei und die Aus-

rufung des Heiligen Krieges. Die treibende Kraft für das Vorgehen der Türkei stellt Enver Pascha dar, der schon in Tripolis seine strategische Begabung und sein hervorragendes Organisationstalent bewiesen hat und nun als Generalissimus der türkischen Armee von neuem Proben seiner Befähigung ablegen wird.

Die Feindseligkeiten wurden eröffnet, als die russische Flotte Übungen der türkischen Flotte in der Nähe des Bosporus zu stören suchte. Der Bosporus oder die Meerenge von Stambul ist ein etwa 27 Kilometer langer und zwischen 1170 und 1950 Meter breiter Kanal, der das Schwarze Meer und das Marmarameer verbindet. Eine Kette von Forts, die mit den schwersten Kruppschen Geschützen ausgerüstet sind, verwehrt einer feindlichen Flotte die Durchfahrt.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H., Berlin.

Izzet Pascha.

Nachdem das türkische Geschwader in dem sich am Bosporus entspinnenden Gefecht den russischen Minendampfer „Prut“ und den Torpedojäger „Kubanez“ vernichtet und die Russen zum Rückzug gezwungen hatte, gingen einzelne Schiffe zum Angriff auf das russische

Küstengebiet am Schwarzen Meer über. Der Panzerkreuzer „Sultan Javus Selim“ bombardierte Sebastopol und zerstörte im Hafen Noworossijsk Petroleumdepots und Militärtransportschiffe. Die Torpedobootzerstörer „Jadig-Hiar-i-Millet“ und „Muavenet-i-Millije“ versenkten zwei russische Kanonenboote und beschädigten im Hafen von Odessa fünf russische Schiffe, während der Kreuzer „Hamidije“ Feodosia beschoß.

Vor dem westlichen Eingang der Dardanellenstraße, die in einer Länge von 71 Kilometern und bei einer Breite von 1,3 bis 7,4 Kilometern Kleinasien von Europa trennt und die Verbindung zwischen dem Marmarameer und dem Mittelmeer herstellt, erschien die englisch-französische Flotte, stand aber in Hinblick auf die Forts, die die ganze Straße umgürten, von weiteren Unternehmungen ab.

Im türkischen Armenien überschritten die Russen in fünf Kolonnen die Grenze und schickten die mittlere Hauptkolonne auf Erzerum vor. Hier hatten die Türken ihre Streitkräfte versammelt. Während die Russen ihren Vormarsch bei Köpriköi einstellten und sich auf den dortigen Höhen stark verschanzten, ergriffen nunmehr die Türken die Offensive. In einem heftigen Bajonettkampf erstürmten sie die 15 Kilometer langen Verschanzungen der Russen und jagten sie in die Flucht. Ebenso erfolgreich war der türkische Angriff auf die Linie Azab—Zazak—Khahab, wo es gelang, die Russen auf Batum zurückzuwerfen.

Außer auf Enver Pascha werden in der Türkei große Hoffnungen auf Izzet Pascha gesetzt, dem die Führung einer Armee übertragen wurde. Izzet Pascha war längere Zeit Attaché bei der türkischen Botschaft in Berlin und wurde bei der Einführung der Verfassung zum Generalstabschef ernannt.



Mannigfaltiges

(Nachdruck verboten)

Der unheimliche Mitreisende. — Mit rasender Schnelligkeit saust der Schnellzug durch die lachende Landschaft dahin. In die weichen Polster eines Abteils erster Klasse zurückgelehnt, sitzt eine elegant gekleidete Dame. Ein Reisekleid von grauem, elastischem Wollstoff umschließt knapp die elegante Gestalt. Dunkelschwarzes Haar umrahmt das mehr durch Pikanterie als eigenfliche Schönheit ausgezeichnete Gesicht, wie sie überhaupt zur Klasse jener Erscheinungen gehörte, die durch ein gewisses unbestimmbares Etwas die Männerwelt an sich zu fesseln pflegen.

Diesen Eindruck schien sie auch auf ihren einzigen Reisegenossen zu machen, einen fein gekleideten Herrn, der, ihr schräg gegenüber sitzend, von Zeit zu Zeit von seiner Reiselektüre auffieht und mit sichtlichem Wohlgefallen seinen Blick zu ihr hinüberschweifen läßt. Es war sehr heiß, und oft fuhr er sich mit einem seidenen Taschentuche über die Stirn, um die perlenden Schweißtropfen zu trocknen, und als seine Reisegefährtin eine Weinflasche entkorkte, die sie nebst einem silbernen Becher ihrer eleganten Reisetasche entnommen, lag in seinem Blick so etwas Sehnsüchtiges, daß es selbst das Herz eines Indianerhäuptlings erweicht hätte.

„Vielleicht nehmen Sie auch einen Schluck, mein Herr?“ redete ihn die Dame mit melodischer Altstimme an. „Mein Mann war so vorsorglich, mich über Bedarf zu versehen, so daß ich leicht davon abgeben kann.“

„Sie sind zu gütig, gnädige Frau,“ erwiderte er mit leichter Verbeugung, indem er den Becher ergriff und mit einem Zuge leerte. „Haben Sie meinen besten Dank für diesen Göttertrank! Da müßte man ja ein wahrer Unmensch sein, wenn man diesem liebenswürdigen Anerbieten hätte widerstehen sollen. — Doch, gnädige Frau,“ fuhr er, ernster werdend, fort, „Sie müssen sich, so leid es mir tut, von diesem Becher trennen. Es ist zwar schade darum, denn er ist wertvoll und wirklich hübsch gearbeitet — vielleicht auch ein Andenken. — Ah, Sie denken wohl, ich will ihn einstecken! O nein! Haben Sie aber schon von der Gesellschaft ‚Antiluxus‘ gehört, gnädige Frau?“

„Nein, die ist mir gänzlich unbekannt."

„Diese Gesellschaft hat es sich zur Aufgabe gemacht, jeglichem Luxus, wo immer er auch auftritt, zu steuern, und als ein Mitglied derselben habe ich die unabweisbare Pflicht, diesen silbernen Becher, der doch unbestreitbar ein Luxusartikel ist, denn ein gewöhnliches Glas würde dieselben Dienste leisten, zu beseitigen. — Dort, gnädige Frau," fuhr er, zum Fenster hinausdeutend, fort, „in den Fluß, den wir gleich passieren werden, werde ich ihn werfen; Nixen und Najaden mögen künftig aus ihm trinken, so viel sie wollen."

Gleich darauf rasselte der Zug auf der Brücke, der Herr ließ das Fenster völlig hinab und mit rascher Handbewegung verschwand der Becher.

Mit Entsetzen hatte die Dame dem Beginnen des Fremden zugeschaut. Kein Zweifel, ihr Reisegefährte war nicht bei Sinnen!

Die verschiedensten Gedanken durchkreuzten ihr Hirn. Sollte sie laut um Hilfe rufen? Nein, das wäre vergeblich, das Rollen der Räder hätte den Ruf unerhört verhallen lassen. Sollte sie die Notleine ziehen? Suchend schweiften ihre Augen umher. Aber gerade unter dem Griff hatte ihr unheimlicher Reisegenosse Platz genommen!

„Darf ich mir die gehorsamste Frage erlauben," nahm der Fremde wieder das Wort, „ob Sie gestatten, gnädige Frau, daß ich mir eine Zigarette anzünde?"

„Bitte sehr," erklang es im ängstlichen Flüsterton.

Er entnahm seiner Zigarrentasche eine Zigarette, deren Rauch er gleich darauf in kunstvoll sich schlängelnden Ringeln in die Luft blies.

„Sehen Sie, gnädige Frau, dieses, nämlich das Rauchen, ist der einzige Luxus, der uns Mitgliedern gestattet ist. — Glauben Sie übrigens an Ahnungen, gnädige Frau?"

„Ja," erwiderte sie, um ihn zu beschäftigen, „ich kann verschiedene Fälle erzählen, wo solche eingetroffen sind, teils selbst erlebte, teils solche, die mir von glaubwürdigen Personen erzählt worden sind."

„Ich glaube auch daran," versetzte er, „und das um so mehr,

als heute das eingetroffen ist, was mir als Ahnung vorgeschwebt hat."

„Wieso?"

„Als ich heute früh noch im leichten Morgenschlummer lag, ahnte mir, daß ich eine liebenswürdige Reisegefährtin haben würde, und als ich Sie dann in Hannover im Wartesaal sah, wußte ich, daß die Ahnung zur Wirklichkeit werden wird."

Während er sprach, hatte er seinen linken Handschuh ausgezogen, mit dem er, wie in Gedanken verloren, spielte.

„Sie wollen ein strenges Mitglied Ihrer Gesellschaft sein," rief plötzlich die Dame, auf seine mit Ringen besetzte Hand zeigend, „und tragen dabei Brillantringe! Ja, so sind die Herren, uns armen weiblichen Wesen gegenüber sind sie von grausamer Strenge, während sie sich selbst die schlimmsten Schwächen verzeihen."

„Sie meinen, gnädige Frau, daß ich mich, streng genommen, von diesem Ringe trennen müßte," meinte er, einen überaus wertvollen, mit zwei Brillanten besetzten Ring vom Finger ziehend. „Da haben Sie eigentlich nicht so ganz unrecht. Ich habe es schon lange tun wollen, konnte aber nie recht den Entschluß dazu fassen. Der Ring ist nämlich ein Andenken an den verstorbenen Sultan. Ich erhielt ihn bei meiner letzten Anwesenheit in Konstantinopel. Aber wenn Sie meinen, gnädige Frau — gut, lassen wir ihn denselben Weg wie den Becher wandern."

Bevor noch die Dame Einspruch erheben konnte, war zu ihrem Entsetzen der Ring schon zum Fenster hinaus gewandert.

Als ob gar nichts geschehen sei, nahm der Fremde seinen Platz wieder ein und wandte sich seiner bestürzt dareinschauenden Gefährtin wieder zu. „Ach, was sehe ich, gnädige Frau, wie wunderbar!" nahm er das Gespräch wieder auf. „Sie tragen ja fast genau ebensolchen Ring, wie den, den ich eben zum Fenster hinaus expediert habe. Wollen Sie mir gestatten, ihn näher zu betrachten?"

Sie streckte ihm ihre Hand hin, zog sie aber gleich wieder zu-

rück und streifte den Ring ab. „Ich will ihn Ihnen in die Hand geben, aber Sie müssen mir fest versprechen, ihn mir wieder zurückzuerstatten. Es ist mein Verlobungsring, und es hieße doch den Scherz oder wie Sie es sonst nennen wollen, zu weit treiben, wenn Sie den auch zum Fenster hinauswerfen wollten.“

„Ich gelobe es Ihnen feierlich, gnädige Frau. Sie brauchen mich nicht gleich für den wildesten Barbaren zu halten.“

„Gut, hier ist er, aber den einen Gefallen müssen Sie mir dann noch tun, die Sonne fängt an, mich hier zu blenden, ziehen Sie, bitte, die Gardine zu.“

„Ihr Wunsch ist mir Befehl.“

Nachdem sie ihm den Ring eingehändigt hatte, stand er auf und versuchte, die Gardine, die sich irgendwo festgehakt hatte, aufzuziehen.

Plötzlich hörte man etwas klappern. Er drehte sich bleichen Gesichtes um und sagte: „Gnädige Frau, ich habe den Ring aus Versehen in diesen offenen Spalt, da wo das hinabgelassene Fenster ist, fallen lassen. So schrecklich es ist, ich muß es Ihnen sagen, der Ring ist unwiderbringlich verloren; da die Öffnung ganz durchgeht, muß der Ring auf der Bahnstrecke liegen.“

Mit vor Schrecken weit geöffneten Augen hatte die Dame ihn angeschaut, aber kein Vorwurf, kein Tadel, keine Anklage kam von ihren Lippen. Erst langsam, dann immer reichlicher brachen aus den schönen Augen die Tränen. Vergeblich waren alle Worte der Entschuldigung, mit denen sich ihr unheimlicher, jetzt äußerst bestürzter Reisegenosse bemühte. Da ertönte ein schriller Pfiff, der Zug näherte sich einer größeren Station.

Ein rettender Gedanke schien den Herrn zu durchzucken. Hastig fuhr er empor, nahm aus dem über ihm befindlichen Netze einen Karton und öffnete ihn. Ein Strauß herrlicher Rosen kam zum Vorschein, den er seiner schönen Reisegefährtin verbindlich überreichte. Zögernd streckte sie die Hand danach aus.

Aber siehe da! War das nicht der zum Fenster hinausgeschleuderte Becher, in dem der Strauß stand?

„Aber, gnädige Frau," sagte lachend der Herr, „daß Sie es verstanden haben, meinen Ring aufzufangen, während ich ihn zum Fenster hinausschleuderte, hätte ich Ihnen wirklich nicht zugetraut! Streiten Sie nicht, ich habe genau gesehen, wie Sie meinen Brillantring in Ihre Tasche packten! Da ich in einigen Sekunden aussteigen werde, möchte ich meinen Ring gern wieder haben."

Unter hellem Lachen holte die Dame den Ring in der Tat aus ihrer Tasche hervor.

Immer langsamer fahrend rollte der Zug in die weite Halle des Hamburger Bahnhofs. Das Abteil wurde geöffnet.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," sagte der Herr, sich von seiner Reisegefährtin verabschiedend, „den kleinen Scherz, den ich mir zum Zeitvertreib erlaubte, und seien Sie mir deshalb nicht böse. Darf ich Ihnen meine Karte überreichen?"

Nachdem er einem ihn erwartenden Diener sein Gepäck übergeben, wandte er sich zum Gehen.

„Aber, mein Herr, wo ist mein Ring? Meinen Ring muß ich wieder haben!" rief sie in höchster Aufregung ihrem Reisegefährten nach.

„Den haben Sie ja an Ihrem Finger!" kam lachend die Antwort zurück.

Und in der Tat, es war richtig! Jetzt erst warf die junge Frau einen Blick auf die Karte und las: „Bellachini, Hofkünstler Seiner Majestät des Sultans." D. Colonius.

Das grausamste Volk der Erde dürften nach den übereinstimmenden Berichten verschiedener Afrikaforscher die Baggara sein, ein nubischer Stamm im oberen Nilgebiet, der äußerst kriegerisch ist. Als begeistertste Anhänger des Mahdi stellten sie diesem die tüchtigsten Hilfstruppen.

Die Baggara führen ein Nomaden- und Jägerleben, halten sich Sklaven, die alle häuslichen Arbeiten verrichten müssen, und kümmern sich selbst nur um ihre Herden und die Aufzucht von Pferden und Reitkamelen. Ein Reisender, der ihr Gebiet berührte, war Zeuge der Hinrichtung mehrerer Neger, die von den Baggara als angebliche Spione aufgegriffen worden waren. „Ich merkte, daß man dieses widerliche Schauspiel absichtlich in der

Nähe des mir angewiesenen Zeltes veranstaltete. Wenn ich auch nur das Geschrei der armen Opfer hörte und von den entsetzlichen Vorgängen selbst nichts sah, so erfuhr ich doch nachher aus dem Munde des mir als Begleiter mitgegebenen Kameltreibers noch genug, um mir ein Urteil über diese Teufel in Menschengestalt bilden zu können. Die schrecklichsten Foltern, die eine unmenschliche Rechtspflege früher in Europa zur Erpressung von Geständnissen erdacht hatte, sind nichts im Vergleich zu den Martern, die die Baggara den angeblichen Spionen zuteil werden ließen. Diesen Kreaturen, die den Namen Menschen nicht verdienen, muß es geradezu ein Vergnügen sein, sich an den Qualen ihrer Opfer weiden zu können. Es genügt wohl, wenn ich erwähne, daß diese Teufel einem der Neger beide Füße dicht über den Gelenken abgehauen und die Stümpfe dann so lange im Feuer geröstet hatten, bis die Blutung aufhörte. Den so Verstümmelten zwangen sie dann zum Spießrutenlaufen durch eine Gasse von halberwachsenen Knaben, die mit Messern bewaffnet waren und blindlings auf den vor Schmerzen bereits halb Wahnsinnigen einstachen."

Der französische Forscher Bonvin, der 1899 als Araber verkleidet fast ein Jahr lang den Sudan durchstreifte, berichtet von den Baggara folgendes: „Sklaven, die nach einem Fluchtversuch wieder eingefangen werden, spannt man mit Armen und Füßen zwischen vier in die Erde gerammte Pfähle aus und legt ihnen auf die empfindlichsten Körperstellen glühend gemachte Steine. Nachts bleiben die Ärmsten dann außerhalb des Lagers in dieser Streckfolter liegen, wo sie noch lebend von den Hyänen zerrissen werden. Schwächliche Kinder, ob Knaben oder Mädchen ist gleichgültig, werden von den eigenen Müttern nach einem Stammesgesetz durch Lanzenstiche getötet. Die Probe, ob ein Kind am Leben bleiben soll oder nicht, besteht darin, daß die kränklichen Geschöpfe nach Vollendung des sechsten Lebensjahres den Stamm einer Dattelpalme bis zur Krone erklettern müssen. Gelingt dies nicht, so wird das betreffende Kind unbarmherzig niedergestochen." W. K.

Warschauer Schlösser. — Warschau, die am linken Weichselufer gelegene, von fünfzehn Forts geschützte Hauptstadt von

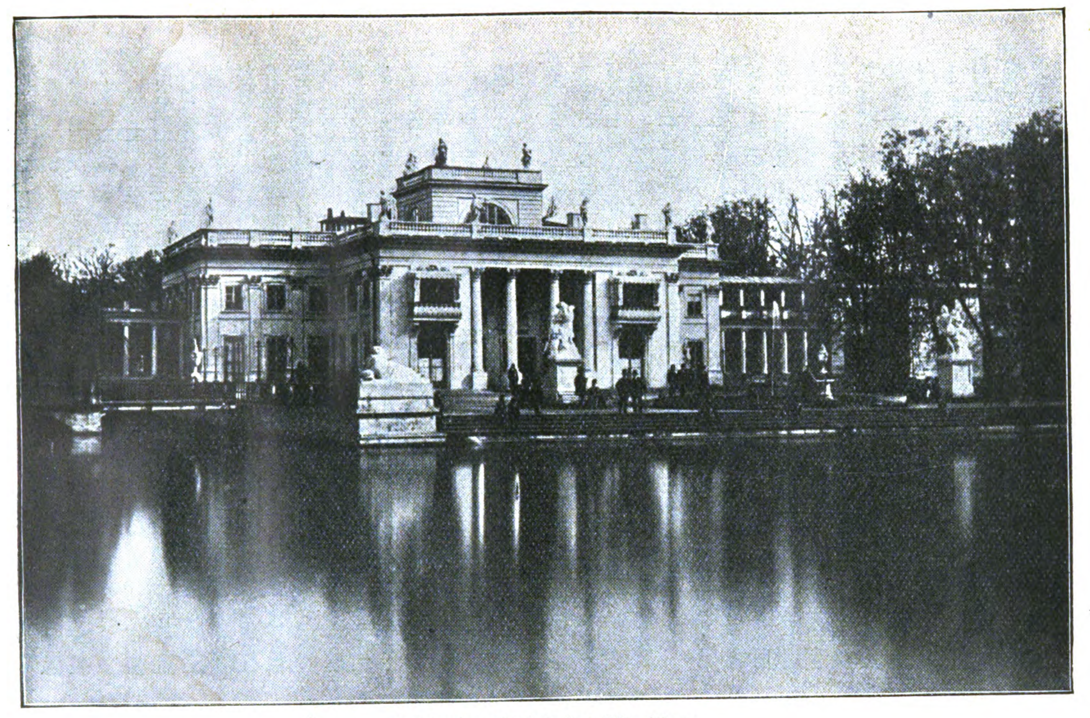
Russisch-Polen, um deren Besitz in heftigen Kämpfen die russischen und verbündeten Heere seit langem ringen, ist reich an staatlichen und privaten Palästen, die von der wechselvollen Geschichte der Stadt und des ehemaligen Königreichs Polen ein Bild im kleinen zu liefern vermögen.

Das im gelblichen Farbenton gehaltene Lustschloß Lazienki wurde im italienischen Stil vom König Stanislaus Poniatowski (1767—1788) erbaut und dient jetzt als kaiserliches Residenzschloß. Der Krasinskipalast, 1692 im Renaissancestil erbaut, wurde vom Grafen Krasinski dem polnischen Staat vermacht, nachdem der Palast im 18. Jahrhundert zur Abhaltung der Reichstage benützt worden war. Das Blaue Palais, das König August II. in wenigen Wochen für seine Tochter, die Gräfin Orzelska, erbauen ließ, gehört jetzt der in der Geschichte Polens oft genannten Familie der Grafen Zamoyski.

Ebenso weist die nähere Umgebung Warschaus zahlreiche Schlösser auf. Eines der anmutigsten ist das auf unserem nebenstehenden Bilde wiedergegebene, südöstlich der Stadt gelegene Schloß Sobieskis, das jetzt Eigentum des Grafen Branicki ist. Im italienischen Villenstil gehalten, erhebt es sich auf einer terrassenförmig ansteigenden Anhöhe. Den Mittelbau ließ König Johann III. Sobieski nach Plänen Belottis 1678 bis 1694 aufführen. Die Flügel wurden von späteren Besitzern hinzugefügt. Der lauschige Park ist von einem Arm der Weichsel durchflossen, der einen kleinen See bildet.

Eine Reihe von Zimmern enthält noch Andenken an König Johann III. Sobieski, der sich bekanntlich als Befreier Wiens von den Türken den höchsten Ruhm erwarb. Im Samtsaal findet sich eine kostbare Truhe aus seinem Besitz vor. Im Japanischen Kabinett ist ein von ihm benütztes Schachspiel ausgestellt. Im Schlafzimmer, das mit Gemälden des Königs, seines Sohnes Konstantin und seiner Tochter Therese geschmückt ist, steht der Schreibtisch mit eingelegtem Ebenholz, den Papst Innocenz XI. dem Herrscher als Geschenk für die Entsetzung Wiens verehrte. Das Sterbezimmer Sobieskis ist von der Gräfin Potocka zu einer Kapelle umgebaut worden.

Th. S.



Sobieskis Schloß bei Warschau.

Der Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand. — Die unglückliche Schlacht bei Saalfeld im Jahre 1806, in der Prinz Louis Ferdinand von Preußen mit seinem Blute seine Treue für sein Vaterland und seinen ehrlichen Haß gegen die Franzosen besiegelte, hat wohl in kaum eines Beteiligten Seele tiefere und schmerzlichere Eindrücke hinterlassen, als in der seines persönlichen Adjutanten, Friedrich v. Klitzings. Dieser hat es sein Leben lang nicht verwinden können, daß es ihm in dem entscheidenden Augenblick, als der Prinz von den feindlichen Reitern angefallen wurde, unmöglich war, seinem von ihm aufrichtig und herzlich verehrten General Hilfe zu bringen, da er selbst von Feinden umringt und von dem Prinzen getrennt war.

Bekanntlich befindet sich die Stelle, wo der Prinz fiel, in einem Hohlwege bei dem Dorfe Wöhlsdorf. Auf der Höhe dieses Hohlweges steht ein von der Fürstin Luise Radziwill dem Andenken ihres gefallenen Bruders errichtetes schönes Denkmal, von dem herab eine mythologische Figur auf die Stelle deutet, wo der Prinz starb.

Allerlei Verhältnisse machten es Klitzing bis ins Alter unmöglich, den Schauplatz seiner schmerzlichsten Erinnerungen wieder aufzusuchen, obwohl ihn ein unabweisbares Verlangen dorthin zog. Endlich, nach achtunddreißig Jahren, kam es dazu, und an einem Apriltage des Jahres 1844 traf der bereits pensionierte Oberstleutnant v. Klitzing mit seiner Gattin in einer Postkutsche zu Saalfeld ein.

Im offenen Wagen besuchte das Paar das Schlachtfeld, und es war wunderbar, wie treu das Gedächtnis des greisen Offiziers alle Einzelheiten jener unglücklichen Schlacht bewahrt hatte. Obwohl seine Gattin diese Einzelheiten schon oft aus seinem Munde gehört hatte, war sie doch feinfühlig und verständnisvoll genug, um nicht mit größter Aufmerksamkeit seiner Erzählung an Ort und Stelle, die ja auch weit mehr den Reiz des Persönlichen besaß, zu lauschen. Von Ort zu Ort führte sie der alte Mann, und am längsten verweilte er in jenem verhängnisvollen Hohlwege.

Noch lebte Georg Heinrich Bock, der Besitzer jenes Hauses

bei dem erwähnten Hohlweg, in dessen Garten eine französische Kugel dem Prinzen das Pferd unter dem Leibe getötet hatte. Klitzing stattete Bock einen Besuch ab, und man tauschte Erinnerungen aus. Hatte doch Bock selbst die Leiche des Prinzen gesehen, aber nicht fortschaffen können, weil die Feinde in der Nähe blieben.

Klitzing erzählte hier wörtlich folgendes: „Ich entsinne mich nicht, je in meinem Leben von einer ähnlichen furchtbaren Wut befallen gewesen zu sein, wie dereinst hier an Ort und Stelle, als ich mich von dem Prinzen abgesperrt sah. Mein braver Gaul schien meine Stimmung zu teilen, denn wütend schlug und biß er um sich, bis es mir gelang, mich aus dem Feindeshaufen herauszuhauen und nach Rudolstadt zu entkommen."

Hier warf Frau v. Klitzing ein, daß unzweifelhaft eine höhere Macht damals ihren Gatten beschützt und beschlossen habe, daß er sein Leben nicht in Saalfeld endigen solle.

„Noch haben wir Saalfeld nicht verlassen!" fiel in diesem Augenblick mit ahnungsvoller Wehmut der greise Offizier ein.

Und seine Ahnung war tatsächlich prophetisch. Noch am selben Abende überfiel infolge der heftigen Gemütsaufregung und des kühlen, rauhen Wetters ein sich steigerndes Unwohlsein den alten Mann, am Morgen stellte der herbeigerufene Arzt eine Lungenentzündung fest, und nach wenigen Tagen starb der Adjutant Louis Ferdinands, der sich an dieser Stelle im Kriege vergeblich den Opfertod für seinen Prinzen gewünscht, im Frieden doch noch in der Nähe seines Generals. Nach seinem Wunsche wurde er auf dem Friedhofe zu Saalfeld auch beigesetzt. O. Th. St.

Der Blinde im Straßenverkehr. — Es erscheint oft geradezu rätselhaft, daß unsere Blinden ganz allein, nur mit Zuhilfenahme eines Stockes, sich durch die belebtesten Straßen sicher und unbekümmert hindurchbewegen. Gänzlich erforscht sind die Kräfte noch nicht, welche die Blinden so wunderbar leiten, soviel aber steht fest, daß ihre Nerven in der Regel eine Empfindlichkeit haben, die bei dem Sehenden zwar nicht etwa fehlt, aber infolge ihrer Überflüssigkeit zumeist nur dann erwacht, wenn der Sehende einmal im völligen Dunkel seinen Weg

längere Zeit suchen muß. Dann treten für den aufmerksamen Beobachter ebenfalls Empfindungen ein, wie sie im folgenden geschildert werden sollen.

Man könnte diese Empfindlichkeit der Nerven das Distanzgefühl nennen. Körper, die im Wege des vorwärtsschreitenden Blinden sich hindernd befinden, werden durch Vermittelung dieses Distanzgefühls bemerkt. Es zeigt seine Wirkungen hauptsächlich in der Augen- und Ohrengegend, weniger an Stirn und Schläfen, fast gar nicht an Wangen und Lippen. Dabei werden nicht nur Gegenstände bemerkt, die durch irgend eine Schall-, Licht- oder Wärmeausstrahlung auf die Nerven einwirken können, denn diese machen sich auch dem Sehenden bemerkbar, wenn er die Augen geschlossen hält, sondern gerade Körper, die nichts von alledem aufweisen, sind es, die der Wahrnehmung des Blinden zugänglich sind. Es ist dabei gleichgültig, woraus der Gegenstand besteht. Eine Reihe aufgehängter Wäschestücke, die ihre Querfläche dem Blinden zukehren, macht denselben Gefühlseindruck wie zum Beispiel eine Holzwand, eine Steinwand oder eine Wand aus Wellblech.

Sehr wesentlich ist für das Erscheinen dieser Empfindung die Höhe des betreffenden Gegenstandes, obwohl gerade sie oft auch Täuschungen erregt. Besonders hohe Körper, die in der Wegrichtung des Blinden stehen, machen sich zum Beispiel schon weit eher bemerkbar, als solche, die nur etwa Menschengröße oder wenig darüber haben. Ein Blinder, der häufig unter einem Viadukt hindurch mußte, spürte die Masse desselben schon in einer Entfernung von über hundert Schritten, und zwar besonders an der Stirn, vermutlich weil der Eindruck von oben her sich bemerkbar machte. Je kleiner der hindernde Gegenstand ist, auf desto kürzere Entfernung wird er erst bemerkbar. Aber selbst eine entgegengehaltene Hand wird bei angespannter Aufmerksamkeit auf einen Abstand von etwa 20 bis 30 Zentimeter gefühlt!

Natürlich kann der Blinde niemals die Form und Art des sich ihm in den Weg stellenden Gegenstandes beurteilen, sondern eben immer nur auf sein Vorhandensein überhaupt schließen. Auch das aber ist er nur dann imstande, wenn er seine Aufmerk-

samkeit auf den Weg fest geheftet hält. Wird diese Aufmerksamkeit durch etwas anderes lebhaft abgelenkt, so stellt sich keinerlei warnende Empfindung ein, ebenso dann nicht, wenn sich das Hindernis rasch auf den Blinden zubewegt. Bei langsamer Annäherung, die durch Eigenbewegung des Objekts erzeugt wird, zeigt sich dagegen das Gefühl stärker. Fällt ein helles Licht durch den Gegenstand hindurch, also etwa durch eine Glaswand oder dergleichen, so wird die Empfindung zwar nicht verdrängt, aber unsicher und verworren gemacht. Durch den Schall wird das Distanzgefühl sehr erhöht, eine bekannte Tatsache, da sich der Blinde nach dem Schall sogar in geschlossenen Räumen leicht zurechtfinden kann. Nur darf der Schall nicht zu stark sein, weil dadurch der Eindruck wieder gestört wird.

Dieses rätselhafte Gefühl, das sich bei viel im Freien sich bewegenden Blinden bis zu einer außerordentlichen Feinheit ausbildet, ist natürlich aber nicht immer zuverlässig. Witterungsmomente scheinen starken Einfluß darauf zu haben, namentlich Wind, Regen und Schnee. Sie hindern die Orientierung oft sehr stark, erwecken auch nicht selten den Eindruck, daß kleinere Körper weit höher und umfangreicher seien als in Wirklichkeit.

Es hat den Anschein, als ob diese feinfühlige Reaktion der Außenwelt auf die Nerven der Blinden noch mehr ausgebildet werden könnte. Sie ist im übrigen eine fast allgemein vorhandene Fähigkeit, wird aber von den meisten Blinden wenig oder gar nicht beachtet und gewöhnlich nur unbewußt gebraucht. Nichtsdestoweniger ist sie eines der wichtigsten, wenn nicht das wichtigste Mittel für die Orientierung der Blinden im Straßenverkehr wie in geschlossenen Räumen, und ihre weitgehende Feinheit erweckt nicht selten bei Sehenden den Eindruck, als könne der Blinde noch durch das Gesicht Wahrnehmungen machen. O. Th. St.

Die mißlichen Sporen. — Der Generalfeldmarschall Graf Wrangel, der „alte Wrangel“, wie er bei den Berlinern allgemein hieß, sah als alter Soldat scharf auf Vorschriftsmäßigkeit im Anzug, besonders bei seinen Offizieren.

Eines Tages begegnete ihm auf der Straße ein Infanterie-

leutnant mit Sporen an den Stiefeln. Er rief ihn sofort an und stellte ihn wegen des unerlaubten Sporentragens zur Rede, wobei er auch im allgemeinen jede Vorschriftswidrigkeit rügte und sich mit den Worten: „Wenn Sie jemals an mir etwas Reglementswidriges entdecken, so können Sie mich dreist darauf aufmerksam machen," als Muster hinstellte. Zur Bekräftigung der Mahnung seitens seines Kommandeurs erhielt der sporentragende Infanterieleutnant acht Tage Arrest.

Wochen waren vergangen. Da tritt eines Tages auf der Straße der Leutnant an den General heran, grüßt und sagt: „Exzellenz haben mir befohlen, Sie beim Betreten mit einer Ordonnanzwidrigkeit im Anzuge darauf aufmerksam zu machen. Exzellenz tragen nämlich *keine* Sporen."

„Leider wahr. Nun, ich danke Ihnen," entgegnete freundlich der Ertappte, „ja, dann muß ich mir eben selber acht Tage Arrest diktieren. Aber — Sie wissen, ich bin eben doch schon ein alter und kränklicher Mann, da erweisen Sie mir wohl den kameradschaftlichen Freundschaftsdienst und — sitzen die acht Tage für mich ab, und zwar gleich. Melden Sie sich also sofort auf der Hauptwache."

Sprach's und ging schmunzelnd weiter. A. M.

Das Käuzchen als Siegesprophet. — Nicht nur der stolze Adler, sondern auch das kleine Käuzchen galt im Altertum als Siegesverkündiger. Es war ja der Göttin des Kampfes, der Pallas Athene, heilig, und deshalb wurde sein Anblick in kriegerischen Zeiten als glückverheißendes Hoffnungszeichen von den Griechen empfunden. Während bei uns im Volke der intelligente kleine Raubvogel als Todesbote gefürchtet, als „Wehklage" oder „Leichenhühnchen" verschrien ist, konnte sein Erscheinen griechische Heere zu brausendem Jubel begeistern, Mutlosen die Zuversicht wiedergeben und zögernde Führer zum Entschluß bewegen.

Vor der entscheidenden Seeschlacht bei Salamis, durch die am 20. September 480 v. Chr. die persische Flottenmacht gebrochen wurde, wagten zum Beispiel die Befehlshaber erst dann den Rat des zum Angriff drängenden Themistokles zu befolgen, als ihnen zur Rechten ein Käuzchen sich

zeigte, um sich auf dem Takelwerk eines ihrer Schiffe niederzulassen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Aberglaube mitunter kluge Ausnützung erfuhr. So soll einmal im Kampf gegen Karthago ein Feldherr, unter dessen Kriegern sich wohl auch zahlreiche athenische Söldner befanden, die gesunkene Stimmung des Heeres schnell wieder gehoben haben, indem er vor der Front einige Käuzchen auffliegen ließ, die als Gesandte der Siegesgöttin mit stürmischer Freude begrüßt wurden. v. J.

Ein elektrischer Signalspiegel für den Luftverkehr. — Der Kennzeichnung von Flugzeugen sowie der Nachrichtenübermittlung von Luftfahrzeugen untereinander und mit der Erde haben sich bisher große Schwierigkeiten in den Weg gestellt, die sich zumal jetzt im Kriege sehr fühlbar machen.

Wenn man von der Funkentelegraphie absieht, sind die meisten anderen Methoden, etwa die Kennzeichnung durch Buchstaben, Farbe und die Eigenart der Form von nur sehr bedingtem Wert gewesen. Es ist dies nicht verwunderlich, da ja erfahrungsgemäß Formen und Farben schon in geringer Entfernung gegen den hellen, sie überstrahlenden Himmel verschwinden. Man wird deshalb immer wieder auf starke Lichtsignale geführt, vorausgesetzt, daß ein Flugzeug oder Luftschiff die hierzu erforderliche Energie mit sich führen kann. Das wird zwar nur begrenzt möglich sein, aber innerhalb verständiger Grenzen und unter sorgfältiger Aussonderung der für den besonderen Fall in Frage kommenden Erfordernisse läßt sich eine brauchbare Lösung gleichwohl finden.

Hierzu bedarf es einiger Vorbemerkungen physikalischer Art. Die Intensität der von einem elektrisch erhitzten Körper ausgesandten Strahlen ist vier Prozent seiner absoluten Temperatur proportional. Die Strahlung aber, oder richtiger, ein geringer Teil davon, wird erst oberhalb einer Temperatur von etwa 400 bis 550 Grad Celsius sichtbar. Der Temperaturstrahler ist dabei eine Lampe; sie besitzt eine Helligkeit, deren Größe mit wachsender Temperatur ganz außerordentlich ansteigt. Gleiche Energiezufuhr vorausgesetzt, ist also die Lampe



Elektrischer Signalspiegel mit Ausrüstung.

die hellere, deren Leuchtkörper die höhere Temperatur besitzt. Der Leuchttechnik ist dieses Gesetz ganz geläufig, doch kann es

von ihr nur bedingt ausgenützt werden, da die Lebensdauer mit wachsender Temperatur äußerst rasch sinkt. Ganz anders aber verhält es sich in solchen Fällen, wo es allein darauf ankommt, einige tausend Zeichen zu geben, die Gebrauchsdauer indessen nicht berücksichtigt zu werden braucht.

Unter Würdigung dieser Verhältnisse wurde der elektrische Signalspiegel konstruiert, der nachstehend beschrieben ist, und



Beobachtung mittels des Visierrohres.

der von der Akkumulatorenfabrik A.-G., Berlin-Hagen, Abteilung „Varta", erzeugt wird.

In einem Handhohlspiegel von parabolischem Schnitt befindet sich ein kleines Osramglühlämpchen, dessen Faden auf einem möglichst geringen Raum zusammengedrängt ist, und der bei sehr hoher Temperatur (nahezu 3000 Grad Celsius) leuchtet. Die photometierte Spiegelhelligkeit beträgt dann im Mittel ungefähr zehntausend Kerzen bei einem Energie-

aufwand von nur fünfzig bis sechzig Watt. Diese Energie wird von einer siebenzelligen Akkumulatorenbatterie geliefert, die ein Meisterwerk in ihrer Art ist und mit ihrem Metallgehäuse einschließlich Montageteilen nur etwa vier Kilogramm wiegt. Ihr Umfang entspricht dem einer kleineren Umhängetasche.

Dem Bedürfnisse der Praxis angepaßt, kann die Batterie, obgleich mit Löchern zum Gasen versehen, dennoch auf den Kopf gestellt werden, ohne daß ein Tropfen Säure herausläuft. Alle Kontaktverbindungen sind nach besonderem System wasserdicht und explosionssicher ausgeführt. Da der durch ein schmiegsames Kabel mit der Batterie verbundene Signalspiegel etwa ein Kilogramm wiegt, bildet die gesamte Ausrüstung für ein Luftfahrzeug keine nennenswerte Belastung, so daß sie überall leicht unterzubringen ist (S. 222).

Mit Hilfe eines über dem Spiegel angebrachten Visierrohres oder mit Kimme und Korn wird die Beobachtungsstelle, der das Signal gilt, genau ins Auge gefaßt (S. 223). Dieses ist nötig, da die Streuung des Spiegels nur sehr gering ist. Durch Druck auf einen am Spiegel angebrachten Knopf flammt das Lämpchen auf. Die gebrauchten Signale sind entweder besonders vereinbart oder bestehen aus den bekannten Zeichen des Morsealphabets.

Was zunächst jeden, der die Vorrichtung zum erstenmal arbeiten sieht, überrascht, ist die Tatsache, daß der Spiegel nicht nur des Nachts, sondern auch bei hellem Tage und grellem Sonnenschein auf mehrere Kilometer hin seine Tätigkeit entfaltet, ja, daß die vom Flugzeug abgegebenen Zeichen auch unmittelbar neben dem Sonnenstand mit bloßem Auge auf acht Kilometer hin erkannt werden, mit dem Feldstecher und unter günstigen Verhältnissen aber noch bedeutend weiter. Zur Erklärung der Reichweite muß man die hohe Temperatur des Lampenfadens in Betracht ziehen, die sich derjenigen der Sonne (6000 Grad Celsius) immerhin annähert, und so eine Lichtquelle schafft, die wie ein von der Sonnenscheibe losgelöstes, verglimmendes, jedoch noch deutlich sichtbares Teilchen erscheint.

Bisher hat sich der elektrische Signalspiegel in allen Fällen

gut bewährt. Bei der Leichtigkeit und Festigkeit der Konstruktion sowie seinem niedrigen Preis dürfte er ein wirklich brauchbares Hilfsmittel für die Luftschiffahrt und auch für manchen anderen Sportzweig darstellen. H. H.

Alter Korn und Orpheus in der Unterwelt. — Es ist wohl überall bekannt, daß ein guter Kornbranntwein, wenn er einige Jahre hindurch in Flaschen in der Erde gelagert hat, bei längerer Bewegung in freier Luft, wie auf Winterreisen, auf der Jagd, im Manöver und im Felde, natürlich nur bei mäßigem Genuß, sich als ein sehr gutes und wohlbekömmliches Getränk erweist. Daß er aber unter Umständen auch dazu dienen kann, einem musikalischen Kunstwerk über die Bedenken eines strengen russischen Zensors hinwegzuhelfen, dürfte wohl weniger bekannt sein.

Als vor Jahren die beliebte Offenbachsche Operette „Orpheus in der Unterwelt" zum erstenmal in Warschau aufgeführt werden sollte, nahm der Zensor, ein alter Oberst a. D., Anstoß an dem Trank Lethe, den der Prinz von Arkadien in dem Stück fortwährend zu sich nimmt, um alles Vergangene zu vergessen. Bevor daher der Zensor seine Erlaubnis zur Aufführung gab, begehrte er von dem Theaterdirektor Auskunft über dieses verdächtige Getränk.

Der Theaterdirektor, der schon mehrmals in Bad Homburg verweilt und sich von dort einige Flaschen alten Korns, den er sehr schätzen gelernt, mit nach Warschau genommen hatte, erklärte dem Zensor, daß Lethe nichts anderes sei als der berühmte Göttertrank der Griechen, der von so vorzüglicher Qualität gewesen sei, daß man bei seinem Genusse alle Sorgen vergessen habe. Er überreichte ihm dabei zur Probe eine Flasche alten Korns.

Als der Zensor ein Gläschen gekostet hatte, strahlte sein Gesicht vor freudiger Anerkennung, und er erteilte gern die Erlaubnis zur Aufführung der zugkräftigen Operette.

Dieses unwiderstehliche Überzeugungsmittel soll der kluge Theaterdirektor auch später noch öfter in ähnlichen Fällen bei dem gestrengen Zensor zur Anwendung gebracht haben, und stets mit Erfolg. R. v. B.

Das „Nichts" im Sprichwort. — Das Wörtchen „nichts", die Verneinung des alten Ausdruckes „ichts", der soviel wie „etwas" bedeutete, ist ein ganz eigenartiges Wörtchen, das zu allerlei Betrachtungen anregt. Darum hat das Sprichwort unrecht, das behauptet: „Von nichts redet sich nichts." Unendlich viel ist seit den ältesten Zeiten geredet und geschrieben worden über das Nichts, dessen Begriff zu erfassen und festzuhalten die Philosophen sich redliche Mühe gaben.

Aber was uns hier kümmern soll, ist nicht die gelehrte, sondern die volkstümliche Philosophie des Nichts, wie sie im Sprichwortgarten in aller Bescheidenheit erblüht ist. Wer sich ihr zuwendet, muß auf den ersten Blick erkennen, daß wie so manches andere auch das „Nichts" seine zwei Seiten hat und deshalb gescholten wie gerühmt wird. Da heißt es: Mit nichts kann man kein Haus bauen — Für nichts kauft man nichts — Wo nichts drinnen steckt, kommt nichts heraus und so fort. Das bekannteste unter den abfällig klingenden Worten ist wohl jenes, das eigentlich einen Grundsatz der griechischen und indisch-brahmanischen Metaphysik darstellt: Aus Nichts wird Nichts.

Anerkennung aber findet das Nichts, das entschieden auch seine Vorteile hat, in den folgenden Redensarten: Wer nichts hat, verliert nichts — Wer nichts hat, ist vor Räubern sicher — Nichts haben, heißt Ruhe haben — Nichts tragen, ist leicht tragen — Nichts braucht keine Schlupfwinkel — Wo nichts ist, da wird nichts ausgegeben! Ja, man rühmt dem Nichts auch nach, daß es — schnell gegessen ist.

Gut für den Magen soll es freilich trotzdem nicht sein, und diesen Gedanken bringt man zum Ausdruck durch den Scherz: Nichts ist gut für die Augen, aber schlecht für den Magen. Manche sagen auch: schlecht für den Beutel. Die Redensart enthält ein Wortspiel. Denn mit dem Nichts, das für die Augen gut sein soll, ist das sogenannte nihilum album oder „Weißes Augennichts" (Zinkoxyd) gemeint, das in der Heilkunde verwendet wird. Es ist ergötzlich zu sehen, wie Sprachforscher, die von dem Heilmittel nichts wußten und das Wortspiel darum nicht verstanden, sich die Redensart zu erklären suchten. Da wurde zum Beispiel behauptet, „Nichts" sei insofern gut für

die Augen, als man sich nichts hineinfliegen lassen dürfe, weil ja das kleinste Fremdkörperchen, das in sie gerät, Beschwerden verursacht!

Weit verbreitet wie jenes volkstümliche Wortspiel ist auch eine andere „nichtige“ Redensart, die vom „goldenen Nichts“. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man ironisch ein leeres Versprechen, eine nie sich erfüllende, glänzende Verheißung, einen Trost, mit dem man Kinder, aber nicht verständige Leute hinhält. Aus dem Kinderleben stammt ja auch das Wort vom schönen „Nichtschen“. Wenn nämlich die Kleinen ungeduldig fragen, was man ihnen aus der Stadt oder von der Reise mitbringen wird, oder was sie zum Christfest bekommen sollen, so lautet die Antwort im Hennebergischen: „Du kriegst ein silbern Nicksle und 'n golden Wart-a-Weile und 'n Schächtele, wo du's 'nein tust!“ Schweizer Kindern verspricht man ebenfalls ein „guldigs Nüüteli“, ein langes, langes Warteinweilchen, ein Hätteli-Gern und andere für sie rätselhaft klingende Herrlichkeiten. Und daß man auch in Österreich mit dem goldenen Nichts seinen Spott treibt, beweist das dort gebräuchliche Verschen

„Ich schenk' dir ein goldenes Nixerl
In einem silbernen Büchserl!“ v. J.

Schutzheilige des Heeres. — Eine gleiche Verehrung wie dem Jupiter wurde im alten Rom dem Mars zuteil, dem der erste Monat des alten römischen Jahres geweiht war. Ihn rief man um Hilfe und Schutz für die Familie an; zu ihm betete man bei der Flurweihe, damit er Unwetter und anderen Schaden abwende; um seinen Segen flehte man für den Viehstand. Durch einseitige Auffassung seines Wesens wurde Mars allmählich zum Kriegsgott und erhielt den Beinamen Gradivus, der Schreitende, welcher Name wohl auf den Sturmschritt der Schlacht deutet. Bei Ausbruch eines Krieges schlug der Feldherr an des Gottes heilige Lanze, sowie an die zwölf heiligen Schilde, an deren Besitz die Weltherrschaft geknüpft war, und rief: „Mars, vigila!“ (Mars, erwache!) Während des Krieges wurde dem Mars eifrig geopfert, und der Übungsplatz der römischen Legionen erhielt ihm zu Ehren die Bezeichnung Marsfeld.

Aber auch die christlichen Heere wählten sich einen Schutzpatron. Zuerst mochten sie unter dem Zeichen des Kreuzes gefochten haben, veranlaßt durch die Erscheinung, die Konstantin vor dem Kampfe mit seinem Gegenkaiser Maxentius an der Milvischen Brücke hatte. Das Kreuz symbolisierte den Erlöser, und es ist erklärlich, daß man auch Heilige um Schutz im Kampfgewühl anflehte, sie zum Schutzpatron machte.

Die meisten der aus frühchristlicher Zeit stammenden Schutzpatrone sind noch nicht ganz in Vergessenheit geraten. Da ist besonders die heilige Barbara, die dem 4. Dezember den Namen gegeben hat und von alters her die Patronin der Artillerie ist. Sie soll in erster Linie genannt werden, da ja der Artilleriekampf im modernen Kriege eine wichtige Rolle spielt.

Der Legende zufolge war Barbara die Tochter eines vornehmen Griechen in Nikomedia in Kleinasien. Dem Willen ihres Vaters nicht gehorchend, war sie zum Christentum übergetreten. Er übergab sie deshalb dem römischen Prokonsul Marianus, einem Beamten des antichristlichen Kaisers Diokletian. Dieser verurteilte sie zum Tode, und da sich niemand fand, der dem anmutigen Mädchen den Todesstoß geben wollte, verstand sich der eigene Vater dazu, seine Tochter zu enthaupten. So wurde Barbara zu einer Märtyrerin. Den herzlosen Vater aber traf der Blitz. Die Legende berichtet die Geschichte aus dem Anfang des vierten Jahrhunderts.

Was hat nun aber die Leidensgeschichte einer jungen Christin mit der Artillerie zu tun? Wir sehen, Barbaras Vater wurde für seine Tat vom Blitz getötet, und eben dem Blitzstrahl verdankt Barbara ihre Beziehung zum schweren Geschütz. So erbat man anfangs ihren Schutz beim Toben eines schweren Gewitters, um vor der Blitzgefahr geschützt zu sein. Als nach Erfindung des Schießpulvers die Donnerbüchsen zur Geltung kamen, mochten das Aufblitzen des Pulvers und das Dröhnen des Schusses Erinnerungen an ein schweres Gewitter wachrufen, und die Bedienungsmannschaften der Geschütze erflehten den Schutz der heiligen Barbara. Schließlich wurde die Heilige von allen denen angerufen, deren Leben von einem plötzlichen Tode bedroht ist, so besonders von den Bergleuten, die ja auch bei

den Sprengungen in der Tiefe der Erde mit Pulver hantieren. Auch die Pulvervorräte selbst wurden unter den Schutz der Heiligen gestellt, wie denn auf französischen Kriegschiffen die ihrem Schutz befohlene Pulverkammer jahrhundertelang Sainte-Barbe hieß. Früher war es auch mit Rücksicht auf die fromme Schutzpatronin üblich, den Geschützen den Namen von Heiligen zu geben, so führte Karl V., als er gegen Algerien zog, zwölf Kanonen mit sich, die nach den Aposteln benannt waren.

Die schönste Darstellung der heiligen Barbara ist das Altarbild von Palma Vecchio in Santa Maria Formosa zu Venedig. Die Kunstschriftsteller sagen von ihm: „Die königliche Gestalt ist das Musterbild blühender Jungfrauenschönheit.“ Wenn wir zum Schluß noch erfahren, daß dieses Bild eine Stiftung der Bombardiere ist, so werden wir nach dem Gesagten dieses Geschenk verstehen.

Ist die heilige Barbara die Patronin der Artillerie, so ist der heilige Mauritius der Patron der Infanterie. Mauritius war der Führer der thebaischen Legion, nach der Legende eine vom Kaiser Maximianus aus der ägyptischen Landschaft Thebais gegen die Christen in Gallien gesandte Legion. Sie bestand selbst aus Christen und wurde wegen Gehorsamsverweigerung zuerst zweimal dezimiert und dann mit ihrem Führer zu Sankt Maurice in Wallis niedergemetzelt. Die Kirche nahm die standhaften Glaubenshelden unter dem Namen der tausend Ritter in das Martyrologium auf und begeht ihr Gedächtnis am 22. Juni. Eine Gemäldeserie in der Kirche Sankt Paulin bei Trier stellt die Legende im Bilde dar.

Der Patron der Kavallerie ist Sankt Georg, der Drachentöter, der so kühn zu Pferde sitzt und mit sicherem Lanzenstoß das Ungetüm unschädlich macht, weshalb er auch der Siegbringer heißt. Nach der Legende war er ein christlicher kappadozischer Prinz, der im dritten Jahrhundert lebte und ein Opfer der Diokletianischen Christenverfolgung wurde.

Wie Ritter Georg für die Reiterei im allgemeinen als Schutzheiliger in Betracht kommt, so Erzengel Michael für die Kürassiere im besonderen. Die Apokalypse stellt ihn als Drachenbezwinger

bar, und in dieser Bedeutung wurde er zum Schutzpatron für zahlreiche Kirchen, namentlich in Deutschland, wo verschiedene Züge des alten Wotankultus auf ihn übergingen. Seine Eigenschaft als Erzengel ließ ihn zum Patron der Reiterregimenter werden.

Für die Pioniere hat man im heiligen Joseph einen Beschützer gefunden, wohl, weil er, wie wir aus der biblischen Geschichte wissen, seines Handwerks ein Zimmermann war, und das macht ihn den Pionieren verwandt. Die Jäger- und Schützenbataillone haben sich zwar keinen Schutzheiligen erkoren, ihnen dürfte aber Sankt Hubertus zur Seite stehen. Die Telegraphenbataillone und Luftschifferabteilungen müssen sich noch ohne Patron behelfen. Hätten zur Zeit Friedrich Wilhelms IV., des Romantikers auf dem preußischen Königsthron, diese technischen Truppenabteilungen schon bestanden, so hätte er sicher dafür Sorge getragen, daß auch sie sich in den Schutz eines Patronats begeben. In der katholischen Garnisonkirche zu Koblenz zeigt das Altarbild die Patrone der vier Truppengattungen; es ist eine Stiftung des vorgenannten Königs. C. Schenkling.

Ein heiteres Mißverständnis. — Der im Jahre 1911 verstorbene frühere deutsche Generalkonsul in Schanghai, Doktor Knappe, hatte, wie er zuweilen im Freundeskreise erzählte, eines Tags mit dem damaligen deutschen Botschafter in Peking, Freiherrn Mumm v. Schwarzenstein, dessen Familie bekanntlich die Inhaberin der berühmten Sektfirma ist, eine Konferenz an Bord eines deutschen Kriegschiffes. Von diesem wurden währenddessen mit einem vorüberfahrenden deutschen Personendampfer wie üblich Signale ausgetauscht, wobei das Kriegschiff dem Dampfer die für manchen Passagier desselben sicher interessante Neuigkeit mitteilte: „Mumm, Knappe an Bord."

Da kam zum großen Erstaunen der Signalgeber von dem Dampfer die Antwort zurück: „Können zehn Flaschen abgeben."

Man hatte, wie sich später herausstellte, auf dem Personendampfer das „e" in dem Worte Knappe übersehen und die Mitteilung des Kriegschiffs verstanden als: „Mumm knapp an Bord." R. v. B.

Herstellung von Fleischextrakt im Hause. — Auf sehr einfache Art und Weise kann sich jede Hausfrau ihren Bedarf an wirklichem Fleischextrakt in eigener Küche selbst herstellen. Unsere Abbildung zeigt uns ein luftdicht zu verschließendes Gefäß. In dieses legt man ein frisches Stück Ochsenfleisch hinein, schließt die Büchse ab und stellt sie in einen Topf mit siedendem Wasser. Dieses muß auf dem Herde eine gewisse Zeit erhitzt gehalten werden. Öffnet man alsdann die Büchse, so ist das Fleisch zum richtigen Extrakt geworden. Fleischextrakt hat sich seit der Erfindung des genialen Justus v. Liebig wohl in den meisten Haushaltungen eingeführt. Mit unserer einfachen Vorrichtung können wir uns dieses wichtige Nahrungs- und Stärkungsmittel ohne besondere Kosten billiger herstellen und haben zugleich stets frische Ware. H. H.



Herstellung von Fleischextrakt im Hause.

Der Kaltenwestheimer Wetzstein. — In den Vorbergen der Rhön liegt das weimarische Dorf Kaltenwestheim ein wenig seitwärts von Kaltennordheim und Kaltensundheim. Kein Tourist wird es versäumen, beim Durchschreiten des Ortes sich umzuschauen nach dessen berühmtem Wahrzeichen, dem sogenannten „Weiberwetzstein“.

An Einfachheit läßt dieses „Denkmal“ nichts zu wünschen übrig. Besteht es doch nur aus einem schlichten, viereckigen,

zwei Meter hohen Steinpfeiler mit abgeschrägten Ecken. Doch wenn an diesem anspruchslosen Gebilde auch nicht viel zu sehen ist, erzählen läßt sich darüber um so mehr.

In Kaltennordheim stehen noch heute die Mauerreste einer ehemaligen Wasserburg, die den Namen „Merlinsburg“ trug oder auch „die Meerlinse“. In diesem Kaltennordheimer Schloß mit dem eigentümlichen Namen residierte einst bis zu seinem Tode, der im Jahre 1475 erfolgte, Graf Heinrich XII. von Henneberg. „Heinrich der Unruhige“ war ein recht streitbarer Herr, von dem es heißt, daß er „alle umliegende Örter und Herren, wann's ihm beliebte, offt um bagatelle Sachen allarmiert“ habe. Im Jahre 1463 nun, so berichtet die Sage, belagerten die Herren v. d. Tann den fehdelustigen Kaltennordheimer, und damals wäre es angeblich übel mit ihm ausgegangen, wenn nicht die Frauen des benachbarten Kaltenwestheim die Verteidigung übernommen hätten. Die Westheimer Frauen hatten nämlich ihren auf der Burg Frondienste tuenden Männern das Mittagessen gebracht und waren bei dieser Gelegenheit mit eingeschlossen worden. Jedenfalls soll es ihnen gelungen sein, die Belagerer durch Übergießen mit heißem Wasser völlig in die Flucht zu schlagen.

Natürlich ließ es sich Graf Heinrich nicht nehmen, seinen Retterinnen eine Belohnung anzutragen. Aber die wackeren Frauen begehrten nur, daß ihnen im eigenen Dorfe ein schlichtes Ehrenmal errichtet werde. Und so geschah es, wie es im Liede heißt:

„Nach Westheim gab des Grafen Dank
Ein Säulenbild von Stein,
Das Frauenlist und Frauenmut
Zum Denkmal sollte sein ...“

Und wie nun dieses Denkmal zu der Bezeichnung „Wetzstein“ kam? Das erklären sich manche damit, daß sie vermuten, der Ruhm der Westheimerinnen habe wohl nicht allein im Übergießen der Feinde mit heißem Wasser bestanden, sondern darin, daß sie ihren Männern Sensen und sonstige Waffen zum Kampfe gewetzt hätten.

In Wirklichkeit aber verhält es sich anders: Gerade weil die Frauen begreiflicherweise auf ihren Ehrenstein sehr stolz

waren, sah die Männerwelt in ihm eine Gelegenheit zu Neckereien und Hänseleien. Und um die Respektlosigkeit kund zu tun, die sie dem Denkmal entgegenbrachten, wetzten sie mit spöttischer Miene Messer und Sensen daran und bezeichneten das Ehrenmal als den Weiberwetzstein!

Nun, die herausgeforderte Weiblichkeit wußte sich zu helfen. Sie wandte sich an den Grafen Heinrich und erwirkte sich von ihm die Strafverfügung, daß die Frauen „jedweden Mann, der nichtachtenderweise den Gedenkstein zum Wetzen benutzte, in Pönitenz nehmen durften!" Zu diesem Zwecke ernannte man eine „Steinschulzin" und brachte an ihrem Hause eine Glocke an. Machte nun ein männliches Wesen sich an dem Stein zu schaffen, und wurde das bemerkt, so wurde die Glocke in Bewegung gesetzt, und deren Läuten rief alle Weiber des Ortes herbei. Die kriegerischen Damen, deren Kommando die Steinschulzin übernahm, erschienen stets wohlbewaffnet. Mit allerlei Instrumenten, unter denen eine große hölzerne Kneipzange die erste Rolle spielte, verfolgte man den Spottlustigen. War es gelungen, ihn mit der Zange zu packen, so führte man ihn ans Wasser, wo er ein unfreiwilliges Bad nehmen mußte. Mit Stößen und Püffen wurde nicht gekargt, falls das Opfer sich sträubte. Und wenn man dem letzteren auch noch einen Strohkranz aufgesetzt und ein Bund Heu vorgeworfen hatte, so mußte es sich außerdem zu guter Letzt mit einer Geldbuße freikaufen. Diese Lösegelder wurden gesammelt, und alljährlich konnten die Frauen den Ertrag zu einer fröhlichen Gedenkfeier verwenden.

Übrigens brauchte man nicht einmal gerade durch Wetzen den Stein zu entweihen, um sich jene üble Behandlung von seiten der Kaltenwestheimerinnen zuzuziehen. Die letzteren waren nämlich — was ihr Denkmal anbetraf — so „nervös" geworden, daß sie es überhaupt nicht mehr vertrugen, wenn von ihm gesprochen wurde. Nicht einmal respektvolle Äußerungen, die wohl freilich meist ironisch gemeint waren, wollten sie darüber hören. Und darum wurde festgesetzt, daß man den „Wetzstein", so lange man im Dorfe weilte, „weder loben noch schelten" durfte. Tat man es doch, so verfiel man ebenfalls den oben geschilderten Strafen.

Diese drollige Tatsache ging in jener Gegend sogar in Spruch und Rede über. Denn will man dort zum Beispiel sagen, daß man mit jemand am besten fährt, wenn man ihn in Ruhe läßt, so drückt man das bezeichnenderweise aus mit den Worten: „Den muß man gehen lassen wie den Kaltenwestheimer Wetzstein.“ Ebenso sagt man zu einem mürrischen Sonderling, dem es niemand irgendwie recht machen kann: „Du bist wie der Westheimer Wetzstein, den man weder loben noch schelten darf.“

Das beschriebene Strafrecht, das Heinrich der Unruhige den Frauen verliehen hatte, soll spätere Landesväter noch manchmal ergötzt haben, indem sie bei gelegentlichen Besuchen des Ortes Herren ihres Gefolges veranlaßten, ihr Messer am Wetzstein zu wetzen, worauf sich prompt die erwarteten Vorgänge abspielten.

Heute ist der alte Brauch erloschen. Und der Wetzstein, den man jetzt dem Touristen zeigt, soll auch der echte, ursprüngliche nicht mehr sein. Den Frauen zum Schabernack hat man diesen einmal mitten in der Nacht gestohlen. Doch nicht minder gut als der erste Wetzstein hält sicherlich auch sein Nachfolger die Erinnerung wach an die wackeren Frauen von Kaltenwestheim und an ihr wunderliches Strafrecht. v. J.

Eine Krokodiljagd. — Ein Reisender lebte in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts längere Zeit auf den Philippinen mitten im Urwalde am Ufer eines Flusses, um dort seiner Leidenschaft als Sammler und Jäger nachzugehen.

Eines Tages saß der Gelehrte friedlich auf der Veranda seines Bambushauses, mit dem Ausstopfen von Vogelbälgen beschäftigt, als atemlos ein Eingeborener herbeistürzte und berichtete, daß soeben ein riesiges Krokodil ein Mädchen, das am Flusse gewaschen hatte, ergriffen und als willkommene Beute davongeschleppt habe. Mit einem Griff erfaßt der Forscher die treue Kugelbüchse, im Laufen wird die Waffe geladen, das stets bereite Boot stößt vom Ufer, und mit scharfem Blick späht der erfahrene Jäger über die vom Blut des armen Opfers noch gerötete Wasserfläche, um wenigstens Rache zu nehmen, da Rettung unmöglich ist.

Auf einer Sandbank, halb versteckt unter Lianen, liegt in

träger Ruhe der baumstammähnliche Körper des Räubers, der die reichliche Mahlzeit offenbar in Behaglichkeit zu verdauen wünscht. Da fliegt die Büchse an die Wange, und donnernd entfährt der feurige Strahl dem todbringenden Rohre. Wie der Blitz ist das Krokodil im Wasser. Das Weichbleigeschoß hat es wohl in seiner Ruhe gestört, aber den Panzer nicht zu durchschlagen vermocht. Fünf-, sechsmal bringt der Jäger seine Kugeln an, ohne irgendwelche nennenswerten Erfolge zu erzielen. Die Jagd wird abgebrochen, aber die Rache nicht aufgegeben.

Wenige Tage später werden zwei starke Fischernetze herbeigeschafft, und es wird eine ganze Strecke des Flusses mit ihnen abgesperrt, wobei die Eingeborenen mutig beim Hinabtauchen auf den Grund ihr Leben in die Schanze schlagen, um die Ausführung des Racheplanes zu ermöglichen. Nun kann das Krokodil nicht mehr entrinnen. Eine Ziege wird als Köder geschlachtet, ihr Leib mit einer starken, in einer Flasche befindlichen Pulverladung gefüllt und das Pulver mit einem Leitungsdraht in Verbindung gebracht, der bis zum Ufer reicht, wo der Forscher mit einer elektrischen Batterie bereitsteht, um das Zerstörungswerk zu vollenden. Nun wird der Köder vorsichtig ins Wasser gelassen. Es vergeht Stunde um Stunde, bis das mißtrauische Ungeheuer sich sehen läßt. Da endlich erblicken die auf der Lauer liegenden Rächer dicht unter der Wasseroberfläche den langgestreckten Leib der Bestie. Vorsichtig nähert sie sich der neuen Beute. Mit verhaltenem Atem erwarten die Jäger den Erfolg ihrer List. Ein heftiger Ruck an dem Leitungsdraht, ein wildes Dahinschießen, und dann ist alles ruhig. Aber nun ist der Forscher sicher. Hat er doch das Ende des Leitungsdrahtes in seiner Hand, und wohlgeborgen liegt die Pulverladung im Bauche des Untieres. Vorsichtig werden die Pole der beiden Drähte zusammengebracht. Ein Augenblick atemloser Spannung. Plötzlich erhebt sich aus dem Wasser mit dumpfem Knall eine grauschwarze Wolke, die nach ihrem Zerplatzen die Oberfläche des Wassers mit einem ekeln Gemisch von Haut- und Fleischfetzen bedeckt. W. K.

Das Versprechen des Sultans. — Stephan, Fürst von Siebenbürgen aus dem erlauchten Hause Bathori, hatte 1572

seinem Verbündeten, dem türkischen Sultan Selim II., einen Dienst von großer Tragweite erweisen können. Der Sultan bat ihn, irgend einen Wunsch auszusprechen, den er, falls es in seiner Macht stehe, ihm gern erfüllen werde.

„Nun,“ erwiderte der Fürst schnell, „ich hätte wohl solch eine Bitte. Die Welt ist voll von dem Rufe der Schönheit Ihrer Gemahlin, gewähren Sie mir die Gunst, sie mit eigenen Augen sehen zu dürfen!“

Erschrocken wehrte Selim ab und sagte, er möge alles von ihm erbitten, nur das nicht.

Fürst Stephan aber bat noch dringender und erinnerte ihn an sein gegebenes Wort. Schweigend und traurig nahm darauf der Sultan den Fürsten mit sich in seinen Harem.

Als der ritterliche Sohn der Bathori der Sultanin vorgestellt wurde, fiel ihm auf, daß sie einen todtraurigen Blick auf ihren Gemahl heftete. Doch blendete die unvergleichliche Schönheit der Dame, einer Griechin von Geburt, ihn dermaßen, daß er jeden anderen Eindruck darüber vergaß. „Das Gerücht hat nicht übertrieben,“ rief er begeistert aus, „es reicht nicht einmal entfernt an das heran, was meine Augen sehen.“ Und er nannte den Sultan den glücklichsten von allen Sterblichen, daß er ein solches Juwel sein eigen nenne.

Da er nicht zum Bleiben aufgefordert wurde, verabschiedete sich der Gast bald von dem schönen Paare, das allein zurückblieb.

Noch aber hatte er das Vorzimmer nicht durchschritten, als der scharfe Knall eines Schusses an sein Ohr drang. Ohne sich zu besinnen, stürzte er zurück in das soeben verlassene Gemach. Da sah er zu seinem äußersten Entsetzen die bildschöne Griechin sterbend auf dem Teppich liegen.

Mit schmerzbewegter Stimme sagte Sultan Selim: „Das ist Ihr Werk. Ich bat Sie, sich etwas anderes auszubitten. Sie hätten mir das ersparen können. Nach dem unerbittlichen Gesetz unseres Propheten muß die erste Gemahlin eines Sultans von seiner eigenen Hand sterben, wenn die Augen eines fremden Mannes sie betrachtet haben.“

Der Fürst verließ den Harem als ein Verzweifelnder. Er lebte noch vierzehn Jahre nach diesem Schreckenstage, und zwar

die letzten zwölf Jahre als König von Polen; aber nie in seinem Leben hat er das furchtbare Bild loswerden können, wie die um seines Vorwitzes willen hingemordete Sultanin in ihrer überirdischen Schönheit auf dem Teppich lag und mit dem Tode rang. C. D.

Das chinesische Strafrecht. — Zu den wichtigsten gesetzgeberischen Reformen des Präsidenten der unabhängigen Republik China zählt in erster Linie die Abschaffung der Folter. Da jedoch das uralte Strafgesetz die Vollstreckung eines Todesurteils ohne ein Geständnis des Verurteilten nicht zuläßt und dieses ohne Tortur meist nicht zu erzwingen ist, wird diese Reform die keineswegs beabsichtigte Wirkung einer indirekten Beseitigung der Todesstrafe haben. Die Meldung kommt daher nicht überraschend, daß die mit der Ausrottung der Räuberhorden des „Weißen Wolfs“ betrauten Provinzgouverneure durch eine Eingabe bei der Zentralregierung die Wiedereinführung der Folter für Räuber forderten, weil diese sonst zu keinem Geständnis zu bringen seien, wie dies der „Ta-Tsing-Lü-Li“, das alte Gesetz des Kaiserstammes Tsin fordert.

Das alte chinesische Strafgesetzbuch wurde nämlich unter der Dynastie Tsin, die im Jahre 249 vor Christi Geburt auf den Thron kam, von dem Rechtsgelehrten Li-Quee verfaßt und nach ihm anfänglich Li-Quee-Ta-King genannt. Unter dem Namen, den es noch heute führt, erschien es im Druck erstmals im Jahre 1647 und zwar mit einer Vorrede des ersten Kaisers aus der Dynastie Tsing, Schuntschis, zu Peking. Die zweite Ausgabe erschien 1679, die dritte 1725 und die vierte und letzte, durch einen Kommentar und Rechtsbeispiele vermehrt, im Jahre 1799. Diese Ausgabe wurde 1810 durch den Engländer George Thomas Staunton und 1812 durch den Franzosen Felix Renouard de Sainte-Croix übersetzt und erläutert. Beide betonen übereinstimmend, daß es mit Ausnahme der ehernen Tafeln Mosis kein Gesetz auf Erden gibt, dem solche Verehrung von hoch und nieder gezollt werde. „Die Chinesen,“ schreibt Staunton, „machen die ‚Ta-Tsing-Lü-Li‘ zum Gegenstand ihrer höchsten Verehrung und ihres größten Nationalstolzes. Die religiöse Sorgfalt, mit der die Chinesen dieses Denkmal der Weisheit

ihrer Väter erhalten haben, ist aller Achtung wert. Um dieses Gesetzbuch jedoch richtig beurteilen zu können, muß man sich von europäischen Begriffen lossagen. Wir betreten hier ein ganz neues Gebiet, und zwar das eines Volkes, das sich seit Jahrtausenden von allen übrigen Nationen ausgeschlossen hat und seine Bildung und Entwicklung lediglich sich selbst verdankt, eines Volkes, dessen patriarchalische Sitten, Gewohnheiten und Lebensanschauungen von den unserigen himmelweit unterschieden sind ... Und auf diese Sitten und Gewohnheiten ist das chinesische Strafgesetzbuch meisterhaft berechnet."

Diese Worte haben auch heute noch ihre volle Beachtung und aus diesem Grunde wird die Wiedereinführung der Folter in China volkstümlicher sein als die durch ihre Abschaffung notwendig gewordenen strafgesetzlichen Reformen.

Das alte Gesetz stellt als fluchwürdige und von jeder Begnadigung ausgeschlossene Verbrechen die folgenden auf: Rebellion, Gottlosigkeit, Desertion, Verwandtenmord, Kirchenraub, Unehrerbietigkeit, Verbrechen der Zwietracht in den Familien, Ungehorsam gegen Vorgesetzte und Behörden. Die Auflehnung gegen die Gewalt des Staats ist das schwerste Verbrechen, dessen sich jemand schuldig machen kann. Unter dem nächstschweren Verbrechen der „Gottlosigkeit" ist die Schändung von Tempeln und Grabdenkmälern verstanden. Das Verbrechen der „Desertion" begeht auch der, der das Volk zur Auswanderung anreizt. Das Verbrechen der „Unehrerbietigkeit" besteht im Mangel an Achtung und Fürsorge für die, denen man solche schuldig ist, denen man Erziehung und persönlichen Schutz verdankt. Unehrerbietig im Sinne des Gesetzes ist es auch, einen Rechtsstreit gegen seine nächsten Verwandten zu beginnen, sie zu beleidigen, um ihretwillen keine Trauer anzulegen und ihr Andenken nicht zu ehren. Der Verwandtenmord ist jedenfalls des Todes würdig, doch berührt es bei diesen Anschauungen seltsam, daß Kindesmord und Kindesaussetzung von jeder Strafe ausgeschlossen, also erlaubt sind.

Ferner sind mit der Todesstrafe bedroht: Kinder, die ihre Eltern, Frauen, die ihre Männer oder deren Eltern, Diener und Sklaven, die ihre Herrschaft mißhandeln oder verleumden. In

besonders milden Fällen ist hier die Berufung an die Gnade des Staatsoberhauptes oder der Loskauf von der Strafe unter gewissen Bedingungen gestattet. Auch kann statt auf die Strafe des Todes in gewissen Fällen auf Verbannung erkannt werden. Dabei ist zu berücksichtigen, daß das chinesische Strafgesetz an sich erhebliche Unterschiede in der Behandlung der Verbrecher macht, die bei uns dem betreffenden erkennenden Gericht den Vorwurf der Rechtsbeugung zuziehen würden. Durch Verdienste um den Staat ausgezeichnete Verbrecher können nur auf ausdrücklichen Befehl des Staatsoberhauptes bestraft werden, und auch dann ist der Richter berechtigt, die Verdienste des betreffenden Verbrechers bei der Strafe in Abzug zu bringen.

Der „Ta-Tsing-Lü-Li" kennt nur Leibes-, Lebens- und Verbannungsstrafen. Die fürchterlichen Käfige in den Gefängnissen dienen allein Untersuchungszwecken oder der Verwahrung der zum Tode Verurteilten bis zur Urteilsvollstreckung. Die Leibesstrafen bestehen in Hieben mit dem Bambusstock in zehn Abstufungen von zehn bis hundert Streichen mit dem dicken oder dem dünnen Ende des Stockes. Die Verbannungsstrafe wird öfters mit sechzig bis hundert Bambushieben und, wenn lebenslänglich, immer mit hundert verschärft.

Die Todesstrafe wird vollzogen durch Erdrosselung oder Enthauptung. Die erstere ist die gelindere, weil die Angehörigen des Hingerichteten dessen Leichnam zur „Beerdigung mit allen Ehren" zurück erhalten. Die letztere gilt als infam, weil der Kopf des Enthaupteten der Regierung gehört, die ihn einsalzen und ihn dann, um abzuschrecken, öffentlich ausstellen läßt. So werden Hochverräter, Rebellen und andere fluchwürdige Verbrecher enthauptet, ihre Frauen und Kinder jedoch zu Sklaven gemacht. W. F.

Schillers Maskenballroman. — Bei seinem Aufenthalt in Dresden im Winter 1786 verliebte sich Schiller auf einem Maskenballe in Fräulein Maria Henriette Elisabeth v. Arnim, „die schöne Griechin". Ein zuerst in der Nachlese zu seinen Werken erschienenes Gedicht vom 2. Mai 1787:

„Ein treffend Bild von diesem Leben,
Ein Maskenball hat dich zur Freundin mir gegeben"

erinnert an diesen kurzen, wenig bekannten Liebesroman aus dem Leben Schillers, und im „Geisterseher“, mit dem der Dichter damals beschäftigt war, hat er seinen Seelenzustand in der leidenschaftlichen Liebe des Prinzen zu der schönen Griechin geschildert.

Des Dichters Gefühl blieb nicht unerwidert. Die Mutter des schönen Mädchens, die in sehr beschränkten Verhältnissen lebte, soll jedoch die entstehende Neigung — und das ist das Eigenartige dieses Romans — nur begünstigt haben, um die Tochter „interessant“ zu machen.

Fräulein v. Arnim heiratete später den Grafen Erhard Alexander v. Kunheim, einen reichen Gutsbesitzer, und wurde 1815 Witwe. Eine Zeitlang lebte sie auf dem ihr von ihrem Gatten hinterlassenen Rittergut Koschenen bei Friedland an der Alle. Sie starb 1847 in Dresden. In ihrem Schlafzimmer hing Schillers Bild.

Noch in ihren letzten Lebensjahren fiel Schillers „schöne Griechin“ durch außerordentliche Schönheit auf, durch ihr anmutiges Wesen, die klassisch geschnittenen Züge, die feurigen Augen. O. v. B.

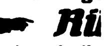
Humor im Feldzug. — In der Schlacht bei Mülhausen wurde einem Tambour beim Schlagen des Sturmmarsches der Trommelschlegel aus der rechten Hand geschossen. Seelenruhig nahm er ein zufällig am Boden liegendes Stück Holz auf und meinte lachend zu seinem Nebenmann: „Mein Geld kostet's ja nich!“

Einen Beweis köstlichen Humors mitten im furchtbaren Kugelregen lieferte ein anderer Tambour in der Schlacht bei Lodz. Jeden Schuß, der an ihm vorbeipfiff, bezeichnete er wie auf dem Scheibenstande mit „rechts“ und „links“. Als seine Trommel durchlöchert wurde, rief er „Figur“. Plötzlich traf ihn ein Schuß in den rechten Oberschenkel. Er biß vor Schmerz die Zähne zusammen, meinte aber lachend: „Ich glaube, die Kerle haben jetzt Zentrum geschossen.“ A. Sch.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.



Pascher ... nstalt



•••• Ält
Preisge
Rü
selbst hoffn
Erfolg behai



Be

Union
Wer
Von
bild
De
Haupta
zeuge u
struktio
tungen
machen
Da
wo es
zeichnis
Da
wi
tec
M
ve
Da
illustrie



